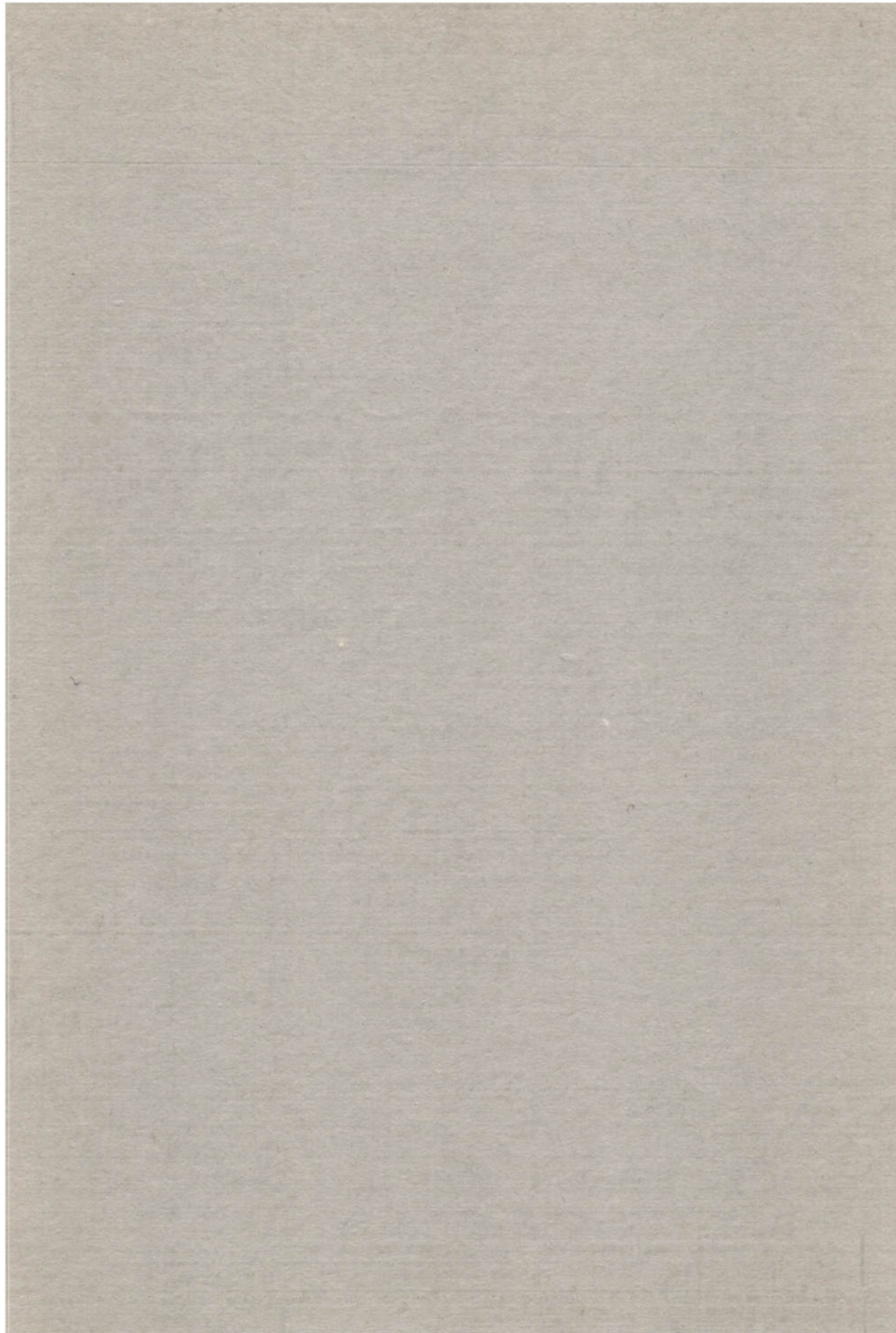


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT 9 SAARBRÜCKEN 1959



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN

VOM KULTUR- UND SCHULAMT

DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 9 1959



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Karl Schwingel, Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36 / Stellvertreter: Friedrich Margardt / Herausgeber: Kultur- und Schulamts der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Preis des Einzelheftes: 300,- Frs. / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken

INHALTSVERZEICHNIS

7	Gedanken zum Aufstieg Saarbrückens Zum 50jährigen Bestehen der Großstadt Saarbrücken von Hans-Walter Herrmann
33	Peter Wust — Zu seinem 75. Geburtstag von Joachim Kopper
37	Nationaltheater und Welttheater von Siegfried Melchinger
40	Auch wenn die Erde sich dreht von Gustav Regler
49	Zur Wiedereröffnung des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Saarbrücken von Martin Klewitz
51	Museum für Vor- und Frühgeschichte und archäologische Forschung im Saarland von Alfons Kolling
56	Über lothringisches Volkstum von Anton Jakob
66	Metzer Münzstätten an der Mittleren Saar mit Doppelbildtafel von G. Braun von Stumm
83	Ausstellungen im Saarlandmuseum von Walter Schmeer
87	Der Aufbau des Seins nach Zeit und Raum von Reinhard Lehnert

Für die nächsten Hefte sind u. a. folgende Beiträge vorgesehen:

Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: „Rodins Bürger von Calais“ / Museumsdirektor Dr. H. Dieck: Ein Bild des Trierer Malers Anton Dräger / Dr. agr. H. F. Werkmeister: Der Landespflegeplan der Stadt Homburg / H. Dehnke: Schöne alte Taler / Henri Dubled: „Pagus“ und „Comitatus“ in den elsässischen Texten des Mittelalters / R. Lehnert: Der Aufbau des Seins nach Zeit und Raum, Teil III: Die Wissenschaft und der Raum, und Anhang: Reformprogramm für den Geometrieunterricht der höheren Schule / Ferner die Kultur- und andere Berichte.

GEDANKEN ZUM AUFSTIEG SAARBRÜCKENS

Zum 50jährigen Bestehen der Großstadt Saarbrücken

VON HANS-WALTER HERRMANN

Saarbrücken gehört heute zu den größten Städten zwischen Rhein und Maas. Es ist nicht nur Sitz einer beachtlichen, vielverzweigten Industrie und Schnittpunkt wichtiger Verkehrslinien, sondern auch Hauptstadt des jüngsten Bundeslandes und Kulturzentrum, das über die Grenzen des Saarlandes hinaus auch im benachbarten pfälzischen und lothringischen Gebiet wirksam wird. Nicht immer war Saarbrücken in gleichem Maße Träger wirtschaftlicher, administrativer und kultureller Funktionen, so wie es auch keineswegs seit jeher zu den größten Siedlungen westlich des Rheins zählte. Es ist daher berechtigt, seine Stellung unter den übrigen westdeutschen und ostfranzösischen Städten in vergangenen Zeiten und die seinen Aufstieg veranlassenden Kräfte aufzuzeigen.

Zwei geographische Gegebenheiten, ein Fluß, die Saar, und eine Straße (von dem mittleren Moseltal zum Oberrhein) stehen am Anfang der Geschichte Saarbrückens. Dort, wo die Straße den Fluß überquerte, werden in vorchristlicher Zeit die Händler gerastet haben. Später legten die Bewohner des Landes zum Schutze des Saarüberganges eine kleine Befestigung im Stiftswald auf der Höhe 335 an. Noch heute kann man einen Steinwall mit Graben erkennen, der den nach Westen vorspringenden Bergteil abriegelte. Die Römer ersetzten dann die Furt durch eine Brücke, und bei der Brücke am Fuße des Halbergs siedelten sich Handwerker und kleine Kaufleute an, so daß hier ein Vicus entstand, dem sich bald eine Reihe von Einzelgehöften an anderen Stellen des Stadtbannes zugesellten. Nach zwei Jahrhunderten geruhssamer Entwicklung wurde die Siedlung, wie viele andere gallo-römische Niederlassungen zwischen Rhein und Mosel, im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts von den eindringenden Scharen der Alamannen verwüstet. Doch in mehrjährigem zähem Ringen konnten die römischen Kaiser nochmals ihrem Reiche die für seine Weiterentwicklung so notwendige Sicherheit geben und die Alamannen auf das Ostufer des Rheins zurückdrängen. Der Vicus am Halberg wurde teilweise wieder aufgebaut und durch ein Kastell gesichert. Ein Teil der im Kastell liegenden Legionäre hing dem aus dem Orient stammenden Mithraskult an und errichtete am Hang des Halbergs ein Mithräum. Die römische Siedlung, deren Namen uns nicht überliefert ist, ausgezeichnet durch ein Kastell und ein Heiligtum, steht in einer Reihe mit zahlreichen anderen römischen Niederlassungen an der Saar und in Lothringen, wie Pachten, Tholey, Herapel, Tarquimpol, Marsal usw. Weit bedeutender als der römische Vicus am Halberg waren das römische Saarburg an der wichtigen Straße von Metz nach Straßburg, Metz, die Hauptstadt der Mediomatriker, und Trier, die Hauptstadt der Treverer und zeitweilige Residenz der römischen Kaiser. — Als um 400 die Germaneneinfälle erneut einsetzten und an Stärke und Häufigkeit zunahmen und als gegen 450 die römische Herrschaft zwischen Saar und Mosel endgültig zusammenbrach, teilte der Vicus das Schicksal vieler gleichartiger Siedlungen: die Bewohner kamen um oder flüchteten nach Innergallien, die Häuser wurden niedergebrannt und zerfielen. Die wüste Stätte wurde von den Germanen gemieden und konnte nicht zum Ausgangspunkt einer neuen Siedlung werden. In Metz, Trier und Saarburg

(Lothringen) konnten sich Reste der gallo-römischen Provinzialbevölkerung halten. Allein für diese drei Orte läßt sich in unserem Raum eine topographische Siedlungskontinuität von der römischen zur fränkischen Zeit nachweisen. Für das Gebiet der heutigen Großstadt Saarbrücken besitzen wir erst wieder aus dem späten 8. Jahrhundert Spuren menschlichen Lebens, nämlich einige Gefäßscherben, die 1927 am St. Johanner Markt entdeckt wurden. Schriftliche Zeugnisse liegen gar erst aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vor. Es gelang bisher nicht, die Lücke in der Kenntnis der Geschichte unserer Stadt zwischen dem Untergang des römischen Vicus und dem späten zehnten Jahrhundert zu schließen, und noch bis ins 12. Jahrhundert hinein sind die Nachrichten recht spärlich, denn die Geschichtsquellen aus vorstauferischer Zeit sind im allgemeinen nicht sehr zahlreich, und im besonderen Fall Saarbrücken sind sie schon früh verunechtet oder verfälscht worden. Der Metzger Geschichtsschreiber Benoit Picart, der um 1700 lebte, behauptet, das Original eines Briefes gesehen zu haben, wonach Bischof Adventius von Metz sich im Jahre 857 bei König Lothar beklagte, daß ein gewisser Rollo, ein königlicher Offizier, sich des Landes Merkingen bemächtigt, das einst König Theudebert dem Bischof Arnoald geschenkt habe und auf dem dieser ein Kloster errichtete. Diese Behauptung Picarts, die durch keine andere Quelle gestützt wird, ist so fragwürdig, daß sie keinesfalls als Beleg für die Ersterwähnung des Stiftes St. Arnual oder als Hinweis auf das Bestehen einer Burg in der Nähe von St. Arnual im 9. Jahrhundert verwendet werden kann¹⁾. Ebenso wenig dürfen wir uns auf eine Urkunde Kaiser Heinrichs III. vom Jahre 1046 stützen, kraft der er dem Stift St. Arnual das Dorf Saarbrücken geschenkt haben soll. Zwar ist die Urkunde an und für sich echt, aber die auf das Stift St. Arnual und das Dorf Saarbrücken bezüglichen Stellen sind gefälscht²⁾. Damit wird die in der lokalen Siedlungsgeschichte nie geklärte Frage hinfällig, warum der Königshof Saarbrücken, den fast alle stadtgeschichtlichen Arbeiten³⁾ erwähnen und der nach den Vermutungen von Klein und Zimmermann am Fuße des Halbergs gelegen haben soll, nicht zur Keimzelle des späteren Dorfes Saarbrücken wurde. Ein derartiger Königshof ist weder durch Bodenfunde noch durch glaubwürdige urkundliche oder chronikalische Quellen bezeugt. Auch die Größe der Bänne von Alt-Saarbrücken und St. Johann spricht nicht für eine frühmittelalterliche Siedlung. Der frühe Mittelpunkt des großen Königsgutes längs der Saar zwischen Scheidter Bach und Köllerbach dürfte eher Malstatt oder Völklingen, für das der Aufenthalt Kaiser Ludwigs des Frommen belegt ist⁴⁾, gewesen sein. Aus diesem großen Besitz schenkte einer der fränkischen oder deutschen Könige vor dem Jahre 960 dem Nonnenkloster St. Peter in Metz die Kirche und den Zehnten in Malstatt. Daß Malstatt zu dem Königsland an der Saar gehörte, geht aus verschiedenen späteren Zeugnissen hervor. Im Jahre 960 bestätigte Kaiser Otto I. ausdrücklich die Schenkung der Kirche in Malstatt an St. Peter. Somit ist Malstatt der erste urkundlich erwähnte Stadtteil der heutigen Großstadt. Die Tatsache, daß Malstatt vom Mittelalter bis zum Jahre 1803 zum Erzbistum Trier und nicht, wie die übrigen Stadtteile Alt-Saarbrücken, St. Johann und St. Arnual, zum Bistum Metz gehörte, deutet darauf hin, daß die Malstatter Kirche schon bestand, ehe sich die Metzger Einflüsse in unserem Gebiet geltend machten, also vor 870⁵⁾. — Malstatt war Mittelpunkt eines größeren Gerichtsbezirkes, der auf Grund der namenkundlichen Untersuchungen von Gerd Bauer⁶⁾ bis in die Nähe von

ten Punkt, daß sie ohne weiteres zur Kennzeichnung der nicht unmittelbar neben ihr liegenden Burg verwendet werden konnte. Die Tatsache, daß die alten Ortsnamenformen oft Salisbrücke, Salebrug, Salembruge usw. lauten, verleitete dazu, an eine Herleitung von „sal“ = gräfliche Gerichtsstätte zu denken¹⁰⁾. Dem steht aber entgegen

1. daß sich der Konsonantenwechsel von ‚l‘ und ‚r‘ auch in anderen Ortsnamen unserer Gegend findet, z. B.
Blieskastel: 1284 Castres
Saarburg/Lothringen: 12. Jh. Saleborch
Saarwerden: 1165 Salwerne, 1187 Salverna, 1407 Sallerwerne, oder im zweiten Teil des Namens 1125 Sarewelde
Wolmeringen: 1239 Garmerange, 1306 Wormerange.
Auch die Umformung von St. Nabor in St. Avold hängt mit dem Wechsel von ‚r‘ und ‚l‘ zusammen.
2. daß die Formen mit Sare=, Sara=, Sar= weitaus häufiger sind.
3. daß bei der Übersetzung des Namens ins Lateinische immer nur der zweite Bestandteil übersetzt wird. An die Stelle des ersten Namensteiles tritt die latinisierte Form des Flußnamens, wogegen bei ähnlich gebildeten Ortsnamen, z. B. Zweibrücken, beide Namensteile übersetzt werden „comes de Duobus Pontibus“ oder „de Geminoponte“.

Daraus, daß die Burg Saarbrücken namengebend für das Geschlecht ihrer gräflichen Besitzer wurde, dürfen wir schließen, daß sie schon am Anfang des 12. Jahrhunderts als eines der Kernstücke des gräflichen Besitzes galt. Schon beim Übergang der Burg an das Bistum Metz (999) wurde bei ihr Markt abgehalten. Dieser Markt regte in Verbindung mit dem erhöhten Schutz, der durch die Burg gewährt wurde, zur Ansiedlung in unmittelbarer Nähe der Burg an. Die erste Nachricht, die wir mit Sicherheit auf die um die Burg herum entstandene Siedlung beziehen dürfen, stammt erst aus dem Jahre 1233; aber damals war diese Siedlung schon so bedeutend, daß hochadelige Bürgen des Grafen von Leiningen dort Einlager halten sollten, d. h. daß sie auf dessen Kosten bei einem Wirt in Saarbrücken solange wohnen und essen sollten, bis der Graf von Leiningen seinen Verpflichtungen nachgekommen sei¹¹⁾. Dennoch wird wohl damals Saarbrücken an Bedeutung und Größe hinter dem benachbarten Hornbach zurückgestanden haben, das etwa zur gleichen Zeit (1237) schon befestigt war und als „civitas“ bezeichnet wird¹²⁾, also mit einem Wort, das in der Regel nur bei großen Bischofsstädten angewendet wurde. Als „civitas“ erscheint Saarbrücken nie. In einer französischen Urkunde vom Jahre 1277¹³⁾ wird deutlich zwischen „li bourg et li chastel“ unterschieden. Während mit „li chastel“ die gräfliche Burg gemeint ist, bezieht sich „li bourg“ auf die um die Burg entstandene befestigte Siedlung. Zehn Jahre früher wurde St. Johann erstmals urkundlich genannt. Sein Name entstand zweifellos in Anlehnung an eine dem heiligen Johannes geweihte Kapelle. Da das Patronat dieser Kapelle in Händen des Stiftes St. Arnual lag, dürfte die Kapelle kaum älter als das Stift sein.

Die großen Bischofsstädte Metz, Trier, Mainz, Worms, Speyer und Straßburg und die bedeutenden Plätze Koblenz und Oppenheim hatten schon im 12. Jahrhundert städtische Freiheiten erlangt. Im 13. Jahrhundert hatten die deutschen Könige eine Reihe von Orten in der Pfalz und im Elsaß mit Privilegien ausgestattet, die ihnen die Selbstverwaltung und Anteil an der

Gerichtsbarkeit zugestanden (Kaiserslautern, Wolfstein, Annweiler, Landau, Bergzabern, Godramstein, Neustadt, Alzey, Kreuznach, Lauterburg, Weißenburg, Hagenau, Selz, Reichshofen usw.). Der Erzbischof von Trier hatte 1291 die Bewohner von Saarburg von der Leibeigenschaft befreit, und König Rudolf I. hatte sie mit Stadtrecht begabt. Herzog Friedrich III. von Lothringen (1251–1303) hatte Wallerfangen, Saargemünd und Sierck weitgehende Freiheiten gewährt, aus denen sich Stadtrechte entwickelten, und die Bischöfe von Metz hatten, nachdem die Bewohner von Saarburg (Lothringen) 1229 einen Freiheitsbrief erhalten hatten, auch den Orten Saarlautern, Marsal, Vic, Oberhomburg (1283) und Blieskastel (1286) Privilegien verliehen, die die Ansätze für städtische Freiheiten in sich bargen. Graf Johann von Saarbrücken folgte nun als erster der kleineren Landesherren des Westrich dem Beispiel der Bischöfe von Trier und Metz und des Herzogs von Lothringen, indem er 1321 den Bewohnern von Saarbrücken und St. Johann gewisse Freiheiten zugestand, die die Entwicklung der beiden Orte zu Städten ermöglichten¹⁴). Drei Jahre später verlieh er auch dem Ort Commercy an der Maas einen Freiheitsbrief. Innerhalb der nächsten drei Jahrzehnte wurden für zahlreiche Orte im Westrich ähnliche Urkunden ausgestellt, teilweise von den Landesherren selbst, wie 1321 für Bolchen, 1328 von den Grafen von Saarwerden für Bockenheim, 1345 von den Grafen von Salm für Mörchingen, oder sie wurden von dem Landesherrn beim Kaiser erbeten, wie 1323 für Homburg, 1331 für Birkenfeld, 1352 für Zweibrücken und Hornbach. Auch die kurtrierischen Orte Freudenberg, Merzig, St. Wendel und das veldenzische Kusel erhielten in jener Zeit städtische Freiheiten. So gab es seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Reihe kleinerer Territorialstädte in unserem Raum, für deren Entwicklung ihre verkehrsgeographische Lage, die wirtschaftliche Eigenleistung des umliegenden Gebietes, ihre Stellung im Rahmen der Verwaltungsorganisation des betreffenden Territoriums und zuweilen auch ihre kirchlich-religiöse Bedeutung maßgebend waren. Saarbrücken hatte gegenüber mancher anderen Stadt des Westrichs den Vorteil, am Schnittpunkt einer West-Ost- und einer Nord-Süd-Verbindung zu liegen. Die West-Ost-Straße von Metz nach Mainz, Worms und Speyer, auch *Via regalis* genannt, war vom 12. bis 14. Jahrhundert besonders durch die deutschen Kaufleute begangen, die die Messen in der Champagne besuchten. Als in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts die internationale Bedeutung dieser Messen schwand, setzte der Verkehr in umgekehrter Richtung ein, da sich seit dem Anfang des Jahrhunderts in den Messen von Frankfurt am Main ein eigener Austauschplatz bildete. Auf dieser Straße verlief zeitweise ein Teil des Verkehrs zwischen Frankreich und Süddeutschland; denn wir besitzen gerade aus dem frühen 14. Jahrhundert zwei Verträge der Dynasten des Westrichs mit der Stadt Regensburg wegen des Geleits auf dieser Straße¹⁵). Sie zog ehemals von Stieringen nördlich des Stiftswaldes am heutigen Tabaksweiher entlang nach St. Arnual, wo sie die Saar auf der alten römischen Brücke überquerte¹⁶). Die Grafen von Saarbrücken verstanden es jedoch zwischen 1281 und 1354, den Verkehr über ihre Doppelstadt Saarbrücken–St. Johann umzuleiten. Die geänderte Straßenführung geht aus einer Urkunde Kaiser Karls IV. hervor, wonach er den Grafen von Saarbrücken das Geleitsrecht auf der Straße „von dem ellenden baum bei Metz durch den Warant unter Furpach hin gen Sarbrücken bis an den Crimildespil“ (= Spillstein bei Rentrisch) verlieh. Sie schnitt nun

in Saarbrücken einen zweiten großen Handelsweg, der von der Lombardei über Straßburg — Ingweiler — Saargemünd — Saarbrücken — Wallerfangen — Sierck — Luxemburg nach Flandern zog und der sowohl dem Austausch der Wirtschaftsgüter des Mittelmeerraumes gegen die Erzeugnisse Flanderns als auch dem Weinhandel zwischen dem Elsaß und den Niederlanden diente. An der gleichen Straße lagen Saargemünd und Wallerfangen, und in Sierck stieß sie auf den Handelsverkehr zwischen den großen lothringischen Städten Metz, Nancy, Toul, Neufchâteau, Saint Nicolas de Port und Epinal mit den Niederlanden und dem Niederrhein, vor allem mit dem wichtigen Umschlagplatz Köln. An der Via regalis lagen Kaiserslautern, Homburg und St. Avold, wo eine kleinere Straße ins lothringische Salzgebiet abzweigte. Das lothringische Saarburg schließlich lag an der direkten Verbindung zwischen den beiden mittelalterlichen Großstädten Metz und Straßburg. Demnach besaß Saarbrücken wohl eine günstige, aber nicht eine einzigartige verkehrsgeographische Lage im ausgehenden Mittelalter. Es war Schnittpunkt von Fernhandelswegen, aber nicht Sitz von Fernhandel treibenden Kaufleuten! Daher wandten sich die Westricher Dynasten, wenn sie in Geldnot waren, nicht etwa an die Saarbrücker Bürger, sondern an die Metzger und Straßburger Patrizier oder an Juden und Lombarden, die auch in kleineren Städten, wie Zabern¹⁷⁾, Dieuze¹⁸⁾, Wallerfangen¹⁹⁾, St. Wendel²⁰⁾, Kaiserslautern²¹⁾ und Annweiler²²⁾ ansässig waren. In Saarbrücken und St. Johann sesshafte Juden können erst um 1700 nachgewiesen werden. Zwar werden Juden und Lombarden im Freiheitsbrief von 1321 erwähnt, doch in einem Zusammenhang, der nicht zur Annahme sesshafter Juden in Saarbrücken berechtigt.

Hinsichtlich der wirtschaftlichen Eigenleistung stand die Saarbrücker Gegend im Mittelalter anderen Landstrichen zwischen Rhein und Mosel weit nach. Die Grafschaft Saarbrücken war in jener Zeit ein reines Agrargebiet. Die in der Stadt ansässigen Handwerke dienten ausschließlich der Bedarfsdeckung der Bürger und der Bewohner der umliegenden Dörfer. So weist der Katalog der damals in Saarbrücken und St. Johann vorhandenen Zünfte kaum Besonderheiten auf: es gab eine Schmiede-, Weber-, Schneider-, Schuhmacher-, Gerber-, Metzger- und Fischerzunft. Lediglich die Waren der Achatschleifer dürften auch außerhalb der Grafschaft Saarbrücken Interesse gefunden haben²³⁾. Da boten sich für Dieuze, Marsal, Moyenvic, Vic, Mörchingen und Saaralben durch die Salzgewinnung oder für die Städte in der oberrheinischen Tiefebene durch den Weinbau weit bessere Möglichkeiten. Auch Wallerfangen besaß in seinen Kupfererzen, die fein zermahlen als azurblaue Malerfarbe gehandelt wurden, ein mengenmäßig zwar beschränktes, aber sehr begehrtes, bis nach Italien exportiertes Handelsgut. Obwohl also die Erzeugnisse aus der Grafschaft Saarbrücken sich nicht auszeichneten, wurden in Saarbrücken Jahrmärkte abgehalten. Im 15. Jahrhundert waren es vier: am 13. Mai, am 24. Juni, am 29. August und am 9. Oktober. Leider besitzen wir keine Quellen über den Besuch dieser Jahrmärkte durch auswärtige Kaufleute und über die Art der feilgebotenen Waren. Die Rechnung des Rentamtes Saarbrücken vom Jahre 1485 führt Abgaben von den Ständen der Kürschner und der Tuchhändler auf²⁴⁾. Wenn der Einzugsbereich des Trierer Jahrmarktes im Jahre 1413 einen Umkreis von etwa 75 km hatte²⁵⁾, so werden die Besucher des Saarbrücker Jahrmarktes doch aus einem weit kleineren Umkreis gekommen sein. Zumal ja Saarbrücken keineswegs der einzige Ort mit einem Jahr-



markt im Westrich war, auch in Bockenheim (1), Saargemünd (3), Hornbach (4), Zweibrücken²⁰), St. Wendel und Wallerfangen (4) gab es im 15. Jahrhundert welche, und im 16. Jahrhundert kamen noch andere in Niederkirchen im Ostertal, Eppelborn, auf dem Petersberg bei Eiweiler und in Bosen hinzu.

1398 wurde mit Erlaubnis König Wenzels in Saarbrücken eine Münze errichtet, deren Ausmünzung aber nie größere Bedeutung erlangte. Auch hier hatte wiederum Saarbrücken kein Monopol gegenüber seinen Nachbarstädten, auch in Vic, Zweibrücken, Sierck und Marsal wurde im ausgehenden Mittelalter Geld geprägt.

Saarbrücken war „Hauptstadt“ der Grafschaft Saarbrücken, zu der die nassauischen Besitzungen an der mittleren Saar, an der Blies und in Lothringen gehörten. Den gräflichen Verwaltungsbehörden in Saarbrücken unterstanden aber nicht die in der Pfalz und im Rechtsrheinischen gelegenen Herrschaften der Grafen von Nassau-Saarbrücken. In seiner Eigenschaft als Verwaltungssitz hatte Saarbrücken im 14. bis 16. Jahrhundert nur zwei Rivalen: Zweibrücken und Wallerfangen. Zweibrücken verdankte seinen Aufstieg der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollzogenen Veränderung der Besitzverhältnisse in der Westpfalz, als eine wittelsbachische Seitenlinie nacheinander die Reichsherrschaft Kirkel, die Grafschaften Zweibrücken und Veldenz und Teile der Hinterlassenschaft der Grafen von Sponheim in ihrer Hand vereinigen konnte. Um 1490 richtete Jörg Geßer, ein Schüler Gutenbergs, in Zweibrücken eine Druckerei ein, die bis ins späte 17. Jahrhundert die einzige im Westrich blieb. — Wallerfangen war die Hauptstadt eines der drei Bellistümer des Herzogtums Lothringen und nahm somit im Verwaltungsaufbau des Herzogtums den

gleichen Platz wie Epinal ein, während Nancy gleichzeitig Sitz des dritten lothringischen Bistums und der herzoglichen Zentralverwaltung war. Der Bezirk, der von Wallerfangen aus verwaltet wurde, das Bailliage d'Allemagne, bestand aus mehreren Herrschaften, Ämtern und Kastellaneien, die von Saargemünd bis nach Sierck und von Tholey bis nach Dieuze reichten. Allerdings bildeten sie kein geschlossenes Gebiet, sondern waren von metzischen, nassauischen, kriechingischen, vinstingischen und salmschen Besitzungen durchsetzt.

Innerhalb der kirchlichen Verwaltung stand Saarbrücken weit hinter seinem Ansehen als Sitz weltlicher Behörden zurück. Bis ins 16. Jahrhundert hinein war das Stift St. Arnual kirchliches Zentrum. In St. Johann bestand wohl schon in salischer oder staufischer Zeit eine Kapelle, und in Saarbrücken wird 1227 eine Burgkapelle bezeugt, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts auch eine Kapelle an der Stelle der heutigen Schloßkirche, die 1476 durch den noch heute erhaltenen Bau ersetzt wurde. Die Bewohner von Saarbrücken und St. Johann mußten aber die Sakramente in der Kirche in St. Arnual empfangen. Diesem Übelstand suchte Papst Johann XXII. abzuhelpfen, indem er erlaubte, in den beiden Kapellen in Saarbrücken und St. Johann Taufbrunnen anzulegen. Da aber die Pfarrechte in beiden Orten durch einen Kanoniker des Stiftes St. Arnual ausgeübt wurden und da die Stiftsherren in St. Arnual wohnen mußten, erhielten Saarbrücken und St. Johann immer noch keine eigenen Pfarrer. Dagegen ermöglichten es die Stiftungen der Bürgerschaft, zwei Frühmesser anzustellen, die in der Stadt wohnen und die Sakramente spenden durften. Erst 1549 wurden Saarbrücken und St. Johann selbständige Pfarreien. Etwa gleichartig verlief die Entwicklung in den Städten Zweibrücken, Saargemünd und Sierck, die ebenfalls in Anlehnung an eine Burg entstanden waren und erst in nachmittelalterlicher Zeit Pfarrechte erhielten. Unberührt von den kirchlich-administrativen Einflüssen des Stiftes St. Arnual blieb das Dorf Malstatt. Es gehörte ja zum Bistum Trier, während St. Arnual Sitz eines Archipresbyters der Diözese Metz war. Bis 1803 verlief die Grenze zwischen beiden Bistümern quer durch den heutigen Stadtbann. — Nachdem schon 1222 die Deutschordensritter in Saarburg/Lothringen eine Kommende gegründet hatten, ermöglichte im Jahre 1227 Graf Simon III. von Saarbrücken durch eine Schenkung die Niederlassung des Ordens in Saarbrücken. Neue Impulse für das kirchlich-religiöse Leben der Doppelstadt gingen aber von dieser Kommende nicht aus. Franziskaner, Dominikaner oder andere Bettelmönche, die aus wirtschaftlichen Gründen sich mit Vorliebe in Städten niederließen, machten keinen Versuch, in Saarbrücken Fuß zu fassen; auch dies wirft Licht auf Saarbrückens relativ geringe Bedeutung im 13. und 14. Jahrhundert! Wohl besaßen sie Klöster in Saarburg-Lothringen (Franziskaner und Dominikanerinnen in Weiherstein), in Vic (Klarissinnen) und in Wallerfangen (Augustinereremiten).

Einen Maßstab für die Bedeutung der Städte unseres Raumes gibt ihre Beteiligung an Messen und Jahrmärkten. So finden wir Saarbrücker Kaufleute auf der Frankfurter Messe (1382, 1449 usw.), ebenso Kaufleute aus Püttlingen/Lothringen (schon 1340) und Zweibrücken (1404/05), auch auf der Nördlinger Messe (15. Jh.) neben Händlern aus Metz und Luxemburg solche aus Saarbrücken, Annweiler und Landau. Auf der Ulmer Messe von 1439 waren dagegen nur St. Wendel, Trier und Luxemburg vertreten²⁷). Das Trierer Marktzollregister von 1413 führt je drei Kaufleute

aus Saarburg (bei Trier) und Wallerfangen, je zwei aus Saarbrücken und St. Johann auf, aber elf aus Sierck, zehn aus Metz und sieben aus Merzig.

Für das 16. Jahrhundert können wir erstmals die Bevölkerungszahlen Saarbrückens mit denen der umliegenden Städte vergleichen. Zwar liegen für diese Zeit noch keine Einwohnerzahlen vor, sondern nur Angaben über die Zahl der Haushaltungen, aber auch so ist ein Vergleich möglich²⁸⁾.

Name der Stadt	Zahl der Haushaltungen *)	Jahr
Saarbrücken	188	1542
St. Johann	83	
Bockenheim	166	
Ottweiler	45	
Saarburg (Bezirk Trier)	131	
St. Wendel	97 und 19 unbewohnte Häuser }	1563
Sierck	274	1567
Dieuze	172	
Bolchen	168	
Wallerfangen	166	
Püttlingen/Lothringen	100	
Saargemünd	92	

Die Doppelstadt Saarbrücken—St. Johann war also nach Sierck die größte Stadt im Westrich. Sie war größer als Zweibrücken, das um 1600 die Zahl von 240 Haushaltungen erreichte. Wie gering dennoch die „Größe“ Saarbrückens war, geht aus einem Vergleich mit anderen Landschaften hervor. So hatte damals (1551/52) die lothringische Residenz Nancy rund 950 Haushaltungen, und in den heute wenig bedeutenden Rheinstädten Boppard und Oberwesel zählte man 1563 319 bzw. 301 Familien.

Im 16. Jahrhundert tritt die wirtschaftliche Eigenleistung der Gebiete an der Saar erstmals hervor. Die Steinkohlengruben lieferten schon so reiche Erträge, daß die Kohlen als Handelsgut auf dem Landweg oder auf der Saar nach Lothringen und in die Pfalz gebracht wurden. Auch die ersten Eisenschmelzen und Glashütten entstanden.

Die Aufwärtsentwicklung der Doppelstadt Saarbrücken — St. Johann hielt auch in den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts an, 1628 wurden in beiden Orten zusammen 494 Haushaltungen gezählt. Dann aber kamen die Schrecken des Krieges über das Land an der Saar. Durch Belagerung und Seuchen wurde die Bevölkerung dezimiert, immer neue Plünderungen, Brandschatzungen und Kriegskontributionen führten die Stadt zum finanziellen Ruin. Auf den Dreißigjährigen Krieg folgten die Feldzüge Ludwigs XIV., die neues Kriegselend über das Land brachten. Im Zuge der Schaffung eines großen französischen Festungsgürtels entstand Saarlouis, das in den folgenden Jahrzehnten eine starke Rivalin für Saarbrücken wurde. Wohl wurde in jenen Jahren auch St. Johann neu befestigt, aber Saarlouis war bestimmt, die Hauptstadt der französischen Saarprovinz zu werden, zu der alle Gebiete gehören sollten, die auf Grund der Entscheide

*) Sämtliche Zahlen gelten ohne das Militär und ohne den Hofstaat

der Metzter Réunionskammer mit dem Königreich Frankreich vereinigt wurden. Es wurde der Sitz des höchsten Gerichtes der französischen Saarprovinz, gegen dessen Urteile nur eine Berufung beim Parlament in Paris möglich war. Zwar zerschlug der Frieden von Rijswyck die französische Saarprovinz, und Saarlouis sank zur Hauptstadt eines kleinen Bailliage herab, aber als Festungsstadt behielt es seine Bedeutung, und wirtschaftlich übernahm es die Funktionen, die Wallerfangen bis 1680 gehabt hatte. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch, das doch gewiß für Saarbrücken und St. Johann neue Entwicklungsmöglichkeiten brachte, behielt es eine höhere Einwohnerzahl als die Doppelstadt Saarbrücken — St. Johann. — Die Regierung des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken (1741–1768) brachte für das Land an der mittleren Saar einen neuen wirtschaftlichen Aufstieg²⁹⁾. Auf seine Initiative hin wurden die natürlichen Reichtümer des Fürstentums Nassau-Saarbrücken erstmals planmäßig ausgenützt. Die Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaus, der Ausbau des Eisen- und Glashüttenwesens, die Anlage chemischer Werke (Alaun-, Harz-, Salmiak-, Vitriolfabriken) ließen die wirtschaftliche Eigenleistung des Landes an der mittleren Saar in einem bisher nicht gekannten Maße anwachsen. In Saarbrücken und St. Johann entstand damals jedoch noch keine bedeutende Industrie. Neben Öl-, Farb-, Walk-, Mahl- und Schleifmühlen und der kurzlebigen fürstlichen Wollmanufaktur verdienen nur die Drahtzieherei (1769 bis 1781) und das Sensenwerk (1776–1813) in Saarbrücken und eine Ziegelhütte in St. Johann erwähnt zu werden. Das Handwerk war in beiden Städten wesentlich stärker als die Industrie, daneben bestand aber ein nicht zu unterschätzendes Ackerbürgertum.

Auch nach dem Jahrhundert der großen Kriege nahm der Handel zwischen den Niederlanden und dem Elsaß seinen Weg über Saarbrücken. 1750 eröffneten der Niederländer Moritz und der Straßburger Ruffié eine Handelsniederlassung in Saarbrücken, die an Bedeutung bald von dem 1753 gegründeten Handelshaus von Schmidtborn und Korn überflügelt wurde. Als drittes größeres Unternehmen entstand 1757 die Spezerei-, Kommissions- und Speditionshandlung von Karcher und Burggraf. Diese Häuser widmeten sich nicht nur dem Vertrieb inländischer Produkte, sondern sie bezogen auch Kolonialwaren sowie Fische, Tran, Öle, Fette und Textilwaren aus Holland, die vor allem gegen Schiffsbauholz und Kohlen, in geringerem Maße auch gegen Eisen, Glas und chemische Produkte (Ruß, Alaun, Pech, Teer) eingetauscht wurden. Der Firma Schmidtborn & Korn kam sehr zu statt, daß sie alleine zwischen 1756 und 1782 Salz in dem gesamten Fürstentum Nassau-Saarbrücken verkaufen durfte. 1761 wurde unterhalb der Stadt auf dem linken Saarufer, in der Nähe der heutigen Viktoria-Brücke, ein Kran gebaut. Der Bau dieses Krans gab den äußeren Anstoß zur Gründung einer Kaufmannsgenossenschaft, der Kransen-Sozietät. Die Bildung dieser Genossenschaft löste den Handel von der Krämerzunft, der bisher alle Kaufleute angehören mußten. Neben die Fernhandelsbeziehungen zu den Niederlanden traten solche nach den französischen Seehäfen, nach Hamburg, Köln, Leipzig, Nürnberg, Genua, Besançon und Lyon. Der englisch-holländische Krieg von 1780 brachte eine Schwächung des niederländischen Handels und den Aufstieg des belgischen Hafens Ostende. In Saarbrücker Kaufmannskreisen bemühte man sich, diesen veränderten Umständen durch den Bau einer Straße von der Grenze des Kurfürstentums

Trier durch die nassauische Grafschaft Ottweiler bis zur Grenze des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken Rechnung zu tragen und den Verkehr von Ostende nach der Schweiz, der bisher über Metz gelaufen war, über Saarbrücken zu leiten. Doch diese weitgespannten Hoffnungen erfüllten sich nicht.

Auch die dritte Grundlage für Saarbrückens Bedeutung im 18. Jahrhundert, seinen Charakter als Residenzstadt, müssen wir streifen. Auch hier war es Fürst Wilhelm Heinrich, der die beiden Städte von dem engen Gürtel der alten, nicht mehr brauchbaren Befestigungen befreite, im Westen eine neue Vorstadt anlegte und durch den Bau neuer Kirchen, den Neubau des Schlosses und die Neugestaltung oder Neuanlage von Plätzen seiner Residenz ein Aussehen verlieh, das kunstsinnige Zeitgenossen zu schätzen wußten. Sein Sohn führte einen Teil der väterlichen Pläne fort und ließ ein Theater errichten, in dem zuweilen der berühmte Iffland gastierte. In der gleichen Zeit entfaltete sich im benachbarten Zweibrücken eine ähnlich rege Bautätigkeit, und wenn es schwer zu sagen ist, welcher der beiden Residenzen die größere bauliche Schönheit nachgerühmt werden kann, so gebührt doch Zweibrücken eindeutig der Vorrang eines regeren geistigen Lebens, nicht zuletzt dank den Neigungen seines hochgebildeten Herzogs Christian IV. Denken wir an dessen Freundschaft mit Christoph Willibald von Gluck und die Auswirkungen auf das musikalische Leben der Stadt, denken wir an die Produktion der Zweibrücker Verlage, die eine Neuauflage von Werken Rousseaus und Buffons herausbrachten und mehrere literarische und politische Zeitschriften druckten. Einem Werk, wie der 165bändigen Zweibrücker Klassikerausgabe, die hauptsächlich die Gymnasialprofessoren Crollius, Embser und Exter besorgten, hatte Saarbrücken nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen.

Die durch die Reformation veränderten Verhältnisse hatten der Bedeutung St. Arnuals für das kirchliche Leben der Städte ein Ende gesetzt. Fortan war Saarbrücken Sitz eines lutherischen Konsistoriums und dadurch auch geistliches Verwaltungszentrum der Grafschaft. Da Saarbrücken eine der wenigen reformierten Pfarreien und St. Johann eine der beiden katholischen Pfarreien des Fürstentums hatte, war die Doppelstadt auch religiöser Mittelpunkt der nassauischen Oberämter Saarbrücken und St. Johann.

Es folgte nach der Zeit der Blüte des 18. Jahrhunderts die Französische Revolution. Die Revolution brachte eine völlige Umwälzung der politischen, kirchlich-administrativen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der westdeutschen Grenzlande. Die Grundlagen für Saarbrückens Aufstieg sanken mit der alten Zeit dahin. Wie viele andere Städte, verlor es seinen Charakter als Residenz und damit einen großen Teil der treibenden Kräfte für das kulturelle Leben der Stadt. Die Neuordnung der kirchlichen Verwaltung brachte die Auflösung des nassau-saarbrückischen Konsistoriums. Das fortan zuständige kirchliche Verwaltungszentrum wurde Trier bzw. Düsseldorf. Der Warenverkehr nach Holland wurde durch die Kontinentalsperre stark eingeschränkt und die ausgedehnte Flößerei fast gänzlich lahmgelegt. Es blieben die Grundlagen für die wirtschaftliche Eigenleistung des Saarbeckens, und diese wurde seit 1800 ständig größer und wichtiger, während die günstige Verkehrslage Saarbrückens zurückging.

Für das erste Jahrzehnt des neuen, des bürgerlichen Jahrhunderts ist wieder ein Vergleich der Einwohnerzahlen möglich³⁰⁾.

Saardepartement im Jahre 1802

Trier	9583 Einw.
Saarbrücken	3110
St. Johann	2099
Merzig	1926
Meisenheim	1801
Blieskastel	1733
Ottweiler	1476
St. Wendel	1400
Saarburg (Bez. Trier)	1197

*Meurthedepartement
im Jahre 1802*

Nancy	30 524 Einw.
Saarburg/Lothringen	3114
Dieuze	3250
Vic	1503

Moseldepartement im Jahre 1803

Metz	33 868 Einw.
Saarlouis	4084
Saarlalben	3197*)
Saargemünd	2770
Bitsch	2608**)
Bolchen	2301
Sierck	1352

*Rhein- und Moseldepartement
im Jahre 1807*

Koblenz	9245 Einw.
Kreuznach	5536
Boppard	2968
Simmern	1962

Saarbrücken—St. Johann gehört also schon zu den großen linksrheinischen Städten, es hat die Konkurrenten vergangener Jahrhunderte, wie Sierck und Saarlouis, an Größe überflügelt und auch kleinere rheinische Städte, wie Boppard und Oberwesel, die ihm im 16. Jahrhundert überlegen gewesen waren. Die alten Bischofs- und Residenzstädte Metz und Trier, Koblenz und Nancy sind der aufstrebenden Doppelstadt aber nicht nur an geistiger, kultureller und administrativer Bedeutung, sondern auch noch an Größe weit überlegen.

Die Vereinigung des Saarbeckens mit Preußen im 2. Pariser Frieden (1815) beschnitt zunächst Saarbrückens Funktionen als Verwaltungszentrum. Während zur Zeit der Zugehörigkeit zum Saardepartement in Saarbrücken ein Souspréfet gesessen hatte, dem die Kantone Blieskastel, Saarbrücken, Ottweiler, Waldmohr und St. Wendel unterstanden, sank Saarbrücken nun auf den bescheidenen Rang einer Kreisstadt ab. Zwei Jahrzehnte später, am 2. November 1835, wurde für den preußischen Regierungsbezirk Trier ein zweites Landgericht geschaffen, das in Saarbrücken seinen Sitz nahm und für die Kreise Saarbrücken, Saarlouis, Ottweiler und St. Wendel zuständig war. 1843 wurde in Saarbrücken ein Hauptzollamt eingerichtet. Die Stadt erhielt auch eine Garnison, die jedoch, solange Saarlouis als Festung weiterbestand (bis 1889), ziemlich klein war. Der rege Transithandel des 18. Jahrhunderts konnte nicht wieder erstehen; denn seit dem Wegfall der Rheinzölle und dem Ausbau der Rheinschifffahrt ging er durch das Rheintal. Dagegen behielt die im Lande ansässige Industrie ihre Absatzgebiete in Ostfrankreich und Westdeutschland. In stärkerem Maße als im vergangenen Jahrhundert wurden in Saarbrücken und St. Johann Fabriken gegründet. Neben die vorwiegend handwerklichen Gerbereien und Brauereien traten die Steingutfabrik von Dryander & Schmidt, die Glanzlederfabrik von

*) Mit Salzbronn, Rech, Eichen, Lenderhoff und Schottenhof

**) Mit dem Fort, Freudenberg, Stockbronn, und Carmagnole

R. u. A. Korn, die Stiften- und Kettenfabrik der Gebr. Quien, die Eisen gießerei und Herdfabrik C. Koch und eine Baumwollspinnerei. Bald danach entstanden die Pianoforte-Fabrik Deesz, die Maschinenbauanstalt Kautz & Westmeyer, die Champagnerfabrik Lucas und eine Strohhutfabrik in St. Arnual. Die schon 1784 gegründete Seilerei Heckel spezialisierte sich um 1850 auf die Herstellung von Drahtseilen, von ihr wurde die Gesellschaft für Förderanlagen Ernst Heckel abgezweigt. 1862 wurde in Saarbrücken eine Handelskammer errichtet und damit einem seit 1843 mehrfach geäußerten Wunsche Rechnung getragen³¹⁾. Im Jahre 1822, als in Trier schon drei Bankiers saßen³²⁾, eröffneten die Gebr. Röchling ihre Bank als erstes Geldinstitut in Saarbrücken und St. Johann. 1861 zählte man in Saarbrücken und St. Johann elf Privatbanken, eine Filiale der Kölner Bank und die königliche Bankagentur (seit 1859), die 1875 in eine Reichsbanknebenstelle umgewandelt wurde. Ein Vergleich mit Zweibrücken, wo 1865 der genossenschaftliche Vorschußverein als erstes Geldinstitut gegründet wurde, und wo erst 1883 eine Reichsbanknebenstelle eröffnet wurde, oder mit Trier, das 1888/89 eine Reichsbanknebenstelle erhielt, zeigt, welchen Vorsprung Saarbrücken und St. Johann gegenüber den übrigen Städten des Regierungsbezirkes Trier und der Westpfalz errungen hatten. Auch Saargemünd, das mit seiner Fayence-, Tonplatten- und Seidenplüschfabrikation in jener Zeit als die größte Industriestadt des benachbarten französischen Moseldepartements galt, konnte an Größe und wirtschaftlicher Bedeutung nicht mit Saarbrücken und St. Johann konkurrieren. Trotz dieses Aufschwungs von Handel und Industrie blieb ein nicht geringer Teil der Bevölkerung bei landwirtschaftlichen Arbeiten. Wenn 1832 auf die Beseitigung der Dungstätten auf der Straße gedrungen wird, so beweist dies genug! 1838 gab es noch 107 Viehbesitzer. Der Auftrieb der Schweine und Kühe zur Weide wurde erst 1868 bzw. 1874 abgeschafft.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte für das Saarbecken nicht zuletzt infolge der Schaffung neuer Verkehrswege einen noch stärkeren Aufschwung. Die Doppelstadt Saarbrücken—St. Johann nahm natürlich an diesem Aufschwung teil und zog daraus ihren Nutzen. Daneben gewann ihre Geschichte in jenen Jahrzehnten besondere Akzente durch die Trennung der fünf Jahrhunderte lang bestehenden gemeinsamen Verwaltung von Saarbrücken und St. Johann und durch das rapide Wachstum des Dorfes Malstatt innerhalb weniger Jahre zur größten Siedlung im Saarbecken. Nachdem zwanzig Jahre lang Pläne zur Verbindung des Saarreviers durch eine Eisenbahnlinie mit den umliegenden Landschaften geschmiedet worden waren, um den Saarkohlen einen noch besseren Absatz zu sichern, wurde endlich 1852 die Linie Neunkirchen—Saarbrücken eröffnet, als letztes Stück einer großen West-Ost-Verbindung von Paris über Metz und Saarbrücken nach Ludwigshafen. Damit war die Eisenbahn als neues Verkehrsmittel auf einem alten Verkehrsweg eingesetzt worden. Einige Jahre später (1860) schuf die Rhein=Nahe-Bahn von Neunkirchen nach Bingen eine Verbindung zum Mittelrhein und zum Rhein=Main-Gebiet. Auch die alte Nord-Süd-Verbindung wurde wieder aufgegriffen, und zwar dachte man daran, wie früher bei der um 1780 geplanten Straße, einen Teil des internationalen Verkehrs zwischen den belgischen Nordseehäfen und dem Mittelmeer über eine projektierte Linie Ostende—Namur—Luxemburg—Konz—Saarbrücken—Mannheim—München—Triest (später Saargemünd—Straßburg—Basel—Mailand) zu leiten. Besonders kühne Formulierungen sprachen sogar von einer

Verbindung von England mit Indien über Saarbrücken. Wohl wurde diese Bahn gebaut (Teilabschnitt Trier–Saarbrücken eröffnet 1860, Teilabschnitt Saarbrücken–Straßburg eröffnet 1870); aber die erhoffte Befahrung dieser Strecke im internationalen Verkehr blieb aus. Der internationale Personen- und Güterverkehr von den Benelux-Ländern nach der Schweiz und Italien lief damals wie heute durch das Rheintal oder über Luxemburg–Metz–Straßburg. Dagegen erlangte eine zweite Ost=West=Bahn, die von Völklingen nach Teterchen, die nur aus strategischen Gründen angelegt worden war, bald immense Bedeutung für den Güterverkehr zwischen dem Saarbecken und den lothringischen Erzlagern und darüber hinaus für den Warenaustausch zwischen Deutschland und Frankreich. Vor dem zweiten Weltkrieg liefen 90 Prozent des gesamten deutsch=französischen Warenaustausches über diese Strecke. Bis zum ersten Weltkrieg wurde Saarbrückens Bedeutung als großer Bahnknotenpunkt im Ost=West=Verkehr weiterhin verstärkt durch die Schaffung einer zweiten Verbindung Neunkirchen–Saarbrücken (Fischbachbahn 1879) und durch den Bau der Linie Saarbrücken–St. Ingbert–Homburg (über Kirkel 1905) und Saarbrücken–St. Ingbert–Zweibrücken–Landau–Karlsruhe (1879)³³).

Noch ehe ein Schienenweg zwischen Saarbrücken und dem Elsaß geschaffen war, wurde der Saarkohlenkanal vom Gunderchinger Weiher bis Saargemünd gebaut und die Saar von Saargemünd bis Ensdorf kanalisiert, wodurch der Anschluß des Saarbeckens an das französische Kanalnetz und eine Wasserstraßenverbindung zum Oberrhein ermöglicht wurde. Die Rolle des Binnenhafens im Saarindustrievier übernahmen weder Saarbrücken noch St. Johann, sondern das aufstrebende Malstatt.

Nachdem seit 1820 die St. Johanner Bürgerschaft mehrmals Vorstöße zur Aufhebung der gemeinsamen Verwaltung mit Saarbrücken gemacht hatte, erreichte sie endlich 1859 ihr Ziel. Zwei getrennte Stadtbürgermeistereien traten an die Stelle der alten Bürgermeisterei Saarbrücken, die Saarbrücken, St. Johann, Malstatt, Burbach, Rußhütte und Brebach umfaßt hatte. Bis 1865 konnte sich Saarbrücken noch als größte Stadt des Saarreviers behaupten, dann mußte es seine Position an St. Johann abtreten, dem insbesondere die bahnnah Lage zustatten kam; denn 1852 war der Bahnhof Saarbrücken aus strategischen Gründen auf St. Johanner Bann angelegt worden. In St. Johann entstanden bald verschiedene größere Gasthöfe. Der Markt in St. Johann wurde bevorzugt, weil hier, im Gegensatz zu Saarbrücken, weder Brücken- noch Marktstandgeld erhoben wurde. 1872 siedelte die Bergwerksdirektion nach St. Johann über, bis 1875 hatte auch das Amtsgericht hier seinen Sitz, ebenso seit 1895 die Reichsbahndirektion. Um die Jahrhundertwende verbesserte St. Johann seine Lage im Nahverkehr durch den Bau der Straßenbahnen nach Obervölklingen (1893), Heusweiler, Friedrichsthal (1901) und Gersweiler (1907). Auch durch die Eingemeindung von St. Arnual im Jahre 1896 konnte Saarbrücken den Vorsprung der Schwesterstadt nicht mehr aufholen. Der einzige Vorrang, den es für sich buchen konnte, war eine größere Garnison (1900 in Saarbrücken 2763 Militärpersonen, in St. Johann nur 660). Beiden Städten erwuchs aber in dem alten Kirchdorf Malstatt eine ernsthafte Nebenbuhlerin. Malstatt schloß sich mit dem kleinen Dörfchen Burbach zusammen, das seinen Aufstieg der Eisenindustrie verdankt. Am 22. Juni 1856 wurde die Saarbrücker Eisenhüttengesellschaft ins Leben gerufen, ein Jahr später (am 15. Juli 1857)

wurde das Eisenwerk eröffnet, das sich längs der Saar zwischen Malstatt und Burbach erstreckt und unter maßgeblicher Beteiligung von luxemburgischem Kapital zu einer der größten Hütten an der Saar wurde. Bereits 1861 waren 635 Arbeiter in der Hütte beschäftigt. Neben die eisenerzeugende Industrie trat bald die eisenverarbeitende. Im Abstand weniger Jahre entstanden die Maschinenfabriken Gebr. Lüttgens, Fitze, Meßmer, Erhard & Sehmer, die Gußstahlwerke, die Kassenschrankfabrik L. Pabst, die Metallgießerei Röber & Wüstenhöfer und einige Baustoff-Fabriken. 1871 hatte Malstatt-Burbach bereits eine höhere Einwohnerzahl als die beiden alten Städte. Am 3. Juni 1875 wurde ihm die preußische Städteordnung verliehen.

<i>Einwohnerzahlen ohne Garnison</i>	1871	1885	1900
Saarbrücken	7 680	11 271	20 474
St. Johann	9 143	13 634	20 606
Malstatt-Burbach	9 615	14 950	31 200

Das beständige Wachsen der Bevölkerung stellte die drei Städte um die Jahrhundertwende vor wichtige wirtschaftliche und kulturelle Aufgaben, die nur in gemeinsamem Vorgehen bewältigt werden konnten: die Großkanalisierung der Saar, der Bau eines Industriehafens, die Aufstellung eines einheitlichen Bebauungsplanes, der Bau weiterer Brücken über die Saar, die einheitliche Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung, die Errichtung eines modernen Schlachthofes, die Kanalisation und Klärung der Abwässer, die Gründung einer dritten höheren Knabenschule, der Bau eines Theaters usw. Der Gedanke zur Meisterung dieser Aufgaben ließ in manchen Bürgerkreisen den Wunsch einer Vereinigung der drei Saarstädte aufkommen. Den Anstoß zu ernster Erwägung gab der Umstand, daß Malstatt-Burbach bald 40 000 Einwohner zählen würde und dadurch berechtigt wäre, eine kreisfreie Gemeinde zu werden. Eine erste Anfrage von Malstatt-Burbach an den Stadtrat von St. Johann, wie er zu einer Vereinigung der Städte Malstatt-Burbach und St. Johann, eventuell auch noch mit Saarbrücken, stünde, wurde abgelehnt. Wenn die Malstatter Anfrage auch eine negative Antwort gefunden hatte, so wurde durch sie doch die Diskussion um einen möglichen Zusammenschluß in Fluß gebracht. Der Landrat des Kreises Saarbrücken und die Handelskammer befürworteten lebhaft eine Vereinigung. Im Oktober 1906 wurde ein „Verein zur Vereinigung der Saarstädte“ gegründet und am 23. Januar 1908, als sich inzwischen unter den Stadträten auch Verfechter des Zusammenschlusses gefunden hatten, eine Kommission zur Vereinigung der drei Städte gebildet, die in vierzehn Sitzungen einen Vertrag ausarbeitete. Am 5. Dezember 1908 wurde dieser Vertrag³⁴⁾ von den Stadträten der drei Städte einstimmig angenommen, und am 29. März 1909 erhielt er durch königliche Verordnung mit Zustimmung der beiden Häuser des preußischen Landtages Gesetzeskraft. Am 1. April 1909 begann die neue Verwaltung ihre Tätigkeit, am gleichen Tage schied Saarbrücken – diesen Namen hatte die neue Stadt gewählt – aus dem Landkreis aus. Der Einwohnerzahl nach war die neue Großstadt die größte Stadt im Regierungsbezirk Trier und neben Straßburg, Mainz, Köln und Aachen eine der größten Siedlungen auf dem deutschen linken Rheinufer³⁵⁾.

	1910	1919	1933	1946	1956
Freiburg	83 324	87 946	99 122	—	130 500
Heidelberg	56 016	69 806	84 641	—	129 200
Kaiserslautern	54 659	55 707	62 619	—	92 100
Karlsruhe	134 313	135 952	154 902	—	224 600
Koblenz	56 487	57 393	65 257	—	88 300
Ludwigshafen	83 301	90 721	107 344	—	152 500
Mainz	110 634	107 930	142 627	—	119 900
Mannheim	193 902	229 576	275 162	—	294 400
Metz	68 598	—	—	70 105	—
Mühlhausen/Els.	95 041	—	—	87 655	—
Saarbrücken	105 089	110 623	129 085 *)	—	122 600
Saargemünd	15 384	—	—	13 375	—
Speyer	23 045	23 326	27 718	—	35 800
Straßburg	178 891	—	—	175 515	—
Trier	49 112	53 248	76 692	—	87 000
Zweibrücken	15 250	14 585	20 759	—	32 100

Das Bild der in der neuen Großstadt ansässigen Industrie³⁶⁾ unterschied sich wesentlich von dem, das die drei Städte um 1870 geboten hatten. An erster Stelle lag zwar immer noch die eisenerzeugende und -verarbeitende Industrie. Neu entstanden waren inzwischen die Werke von Dinger, Karher & Co. (1877 gegründet), von B. Seibert GmbH (um 1880), von Arnoth & Bäcker (1899 gegründet) und die Saarbrücker Backofen- und Bäckereimaschinenfabrik Wilhelm Schneider (1874 gegründet), zeitweise eine der führenden Firmen für den Bau von Dampfbacköfen, die 1924 rund 20 Filialen im In- und Ausland unterhielt. 1910 erwarb Brown, Boverie & Cie. die Werkstätte der gerade ein Jahrzehnt bestehenden Saarbrücker Elektrizitäts-AG und baute die erste Präzisionsindustrie auf elektrotechnischem Gebiet an der Saar auf. Neben den schon lange ortsansässigen Brauereien bildete sich eine stark verzweigte Nahrungsmittelindustrie. Andere Industriezweige verschwanden oder verloren an Bedeutung. Die Baumwollspinnerei von Wilhelm Hartung hatte schon 1862 geschlossen. Dagegen entstand um die Jahrhundertwende eine beachtliche Bekleidungsindustrie (Arnold Becker & Co., gegründet 1878). Ebenso stellten die keramische Industrie und einige der Baustoff-Fabriken am Ende des 19. Jahrhunderts ihren Betrieb ein, die Baustoff-Firma Fr. Pabst wanderte 1910 und die Firma B. Seibert schon im vorhergehenden Jahr nach Homburg ab. In den beiden folgenden Jahrzehnten verlegten auch die Backofenfabrik Schneider und die Rheinische Armaturen- und Maschinenfabrik (1929) ihre Werkstätten nach St. Ingbert, die Gesellschaft für Förderanlagen Ernst Heckel die ihren nach Rohrbach. In Saarbrücken blieben Vertriebsbüros.

Der Wirkungsbereich des Saarbrücker Großhandels umfaßte von 1871 bis 1920 den westpfälzischen, saarländischen und elsass-lothringischen Raum. Die daraus entstehenden Handelsmöglichkeiten fanden in der Gründung zahlreicher Großhandelsunternehmen in Saarbrücken mit Niederlassungen

*) Nach der Zählung vom 25. 6. 1935

in Metz, Luxemburg, Trier, Worms, Freiburg und anderen Städten der weiteren Umgebung ihren Ausdruck. Neben den lokal bedeutenden Banken von Röchling, Haldy, Grohé-Henrich & Co. eröffneten deutsche Großbanken Filialen in Saarbrücken, wie die Bergisch-Märkische Bank (seit 1905 Filiale in Saarbrücken, 1914 mit der Deutschen Bank verschmolzen) und die Disconto-Gesellschaft (seit 1911).

Um die Jahrhundertwende eröffnete Wronker das erste große Warenhaus an der Saar, das 1919 von der Leonhard Tietz AG in Köln übernommen, bedeutend erweitert wurde und seitdem das bekannte „PK“ ist.

Im Jahre 1900 wurde in Saarbrücken eine Handwerkskammer errichtet, die für den gesamten preußischen Regierungsbezirk Trier und den oldenburgischen Landesteil Birkenfeld zuständig war.

Weitere Militäreinheiten, insbesondere höhere Stäbe, wurden nach Saarbrücken verlegt, so daß Saarbrücken kurz vor dem ersten Weltkrieg nach Köln, Koblenz und Trier die größte Garnison der preußischen Rheinprovinz war³⁷⁾.

Die aus dem ersten Weltkrieg resultierende Abtrennung des Saargebietes vom Deutschen Reich mit ihren wirtschaftlichen Folgen, die schweren Zerstörungen der Stadt im zweiten Weltkrieg und die nach 1947 geschaffene veränderte politische und wirtschaftliche Situation haben die Entwicklung der Stadt, die Struktur ihrer Bevölkerung und ihre Bedeutung für das umliegende Gebiet entscheidend beeinflußt. Der Aufstieg des Saarbeckens und seiner Hauptstadt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte auf der zentralen Lage des Saarindustriereviere in einem großen Wirtschaftsraum beruht, der von Südwestdeutschland, dem Elsaß, Luxemburg und den industriereichen Teilen Lothringens gebildet wurde. 1919 wurde dieser Wirtschaftsraum durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages zerschnitten, und das Saargebiet wurde Zollgrenzgebiet. Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich schuf eine veränderte Lage für den saarländischen Erzbezug und legte den Grund für die Rivalität zwischen dem saarländischen und dem lothringischen Kohlenbergbau. Saarbrücken verlor zunächst so gut wie ganz seine Wirtschaftsbeziehungen zum benachbarten Lothringen, für das es insbesondere im Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung Lothringens in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Kriege ebenfalls die Bedeutung einer Wirtschaftshauptstadt gewonnen hatte. Durch die Abschnürung des Saarlandes vom übrigen Deutschland verlor es die bedeutenderen Gebiete seiner führenden Wirtschaftseinwirkung im Saargrenzgürtel (Hunsrück, Birkenfelder Land und Pfalz). Andererseits schuf die Abtrennung des Saargebietes von dem übrigen deutschen Wirtschaftsraum die Notwendigkeit, innerhalb des Landes neue Industriezweige anzusiedeln. Einige wurden auch in Saarbrücken heimisch, nämlich Papierfabriken, zwei Aluminiumwerke und eine kleine Möbelindustrie auf mehr handwerklicher Grundlage. Nach dem letzten Krieg kamen ein kleiner Betrieb für feinmechanische Geräte und eine kleine, aber leistungsfähige Fabrik für optische Geräte hinzu. „Mit dieser Ausgewogenheit der Industriezweige nähert sich die Stadt in ihrer wirtschaftlichen Struktur dem Typus der süddeutschen Industriestädte, in denen sich, allerdings auf der Basis eingeführter Rohstoffe, eine vielseitige arbeitsintensive Industrie entwickelte³⁸⁾.“ Unter den bisher genannten Industriezweigen vermißt man die Steinkohलगewinnung. Dies ist dadurch bedingt, daß

südlich des Saarsprunges, der in südöstlich=nordwestlichem Verlauf den Stadtbann schneidet, die Kohlen führenden Schichten des Karbon in einer nicht erreichbaren Tiefe liegen. Infolgedessen bildeten sich wohl im Halbkreis um Saarbrücken mehrere große Förderanlagen, aber auf dem Stadtgebiet selbst nimmt der Kohlenabbau eine geringe Bedeutung ein. Im nördlichen Teil des Malstatter Bannes grub man im 18. Jahrhundert nach Kohlen, die nahebei in einer Rußhütte – daher der heutige Name dieses Stadtviertels – verarbeitet wurden. 1823 kam der Abbau zum Erliegen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde im nördlichen Weyersbachtal der Von=der=Heydt=Stollen angehauen, aus dem sich im Laufe der Jahre die Berginspektion III entwickelte. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts trieb der preußische Fiskus als Besitzer der Saargruben von Von=der=Heydt aus den Abbau nach Süden bis zum Saarsprung vor. Im Zusammenhang damit wurden der Arnoschacht (159 m) und der Wilmschacht (158,5 m) abgeteuft, deren Förderung jedoch nicht lange anhielt und von denen heute nur noch spärliche Ruinen links des Fahrweges vom Burbacher Waldfriedhof nach Von=der=Heydt zeugen. Bald nach dem Krieg, etwa 1920/22, wurde unweit des Rastpfuhls der Pasteurschacht (203 m) angelegt. Zusammen mit der gesamten Inspektion III wurde er 1932 stillgelegt³⁹⁾. Westlich von Saarbrücken liegt die 1821 entstandene Grube Luisenthal (früher Grube Gerhard). Nach dem ersten Weltkrieg versuchte man, von hier aus den Kohlenabbau ins westliche Stadtgebiet vorzutragen. Zu diesem Zwecke wurde um 1920 an der Stadtgrenze im Alsbachtal der Jean=Siegler=Stollen ausgebaut. Doch wurde die Planung vorerst nicht weitergeführt. Erst seit Juni 1957 ist dort der Alsbachscht als Wetter- und Fahrschacht in Betrieb. – Unmittelbar nördlich der heutigen Großstadt, auf dem Dudweiler Bann, wurden bereits 1766 bei Jägersfreude Kohlen im Stollenbau gewonnen. Seit dem Übergang zum Schachtbau (1856) entwickelte sich die Siedlung bei der Grube sehr schnell und dehnte sich auch auf das benachbarte Gebiet von St. Johann aus. So entstand auf dem St. Johanner Bann eine Siedlung, die nicht mit der Stadt in baulichem Zusammenhang stand und ein rein bergmännisches Gepräge hatte. In den neunziger Jahren trug sich der St. Johanner Stadtrat mit dem Gedanken, den Ortsteil St. Johann=Jägersfreude an die Gemeinde Dudweiler abzutreten. Doch fanden diese Pläne in Dudweiler kein Gehör. Während die Schächte und übrigen Werksanlagen auf Dudweiler Bann liegen, wuchsen in den letzten Jahren die Abraumhalden auf das benachbarte Stadtgebiet hinüber und drücken nun Saarbrücken mit einem weithin sichtbaren Spitzkegel eines der Symbole der Saarindustrielandschaft auf. – Die Zahl der in der Stadt ansässigen und im Bergbau tätigen Arbeiter war nie sehr groß. Im Jahre 1925, als die Inspektion III noch arbeitete, betrug sie 455 Mann, wovon 123 in Luisenthal, 139 in Von=der=Heydt, 136 in Jägersfreude und Dudweiler und 57 auf den übrigen Steinkohlenbergwerken arbeiteten⁴⁰⁾. Im Jahre 1958 betrug der Anteil der bei den Saarbergwerken beschäftigten Erwerbspersonen nur rund 1,5 Prozent der Gesamtzahl der Erwerbstätigen.

Im März 1955 waren 41 Prozent der Gesamtbevölkerung erwerbstätig. Dieser Prozentsatz ist niedriger als in anderen Großstädten. Der Grund dafür liegt einmal in der höheren Kinderzahl, vor allem aber in der Struktur der städtischen Industrie, in der Zweige mit überwiegender Frauenarbeit fehlen oder schwach entwickelt sind.

Gliederung der Erwerbspersonen im Jahre 1951

Gärtnerei, Forstwirtschaft, Fischerei, Landwirtschaft, Tierzucht	1 ‰
Industrie und Handwerk	47,6 ‰
Handel und Verkehr	43,2 ‰
Verwaltung	14,2 ‰
Häusliche Dienste	5,2 ‰

Mit dieser Verteilung der Erwerbspersonen unterscheidet sich Saarbrücken deutlich von den rheinisch=westfälischen Industriestädten, in denen der Anteil von Industrie und Handwerk durchweg 60 Prozent und mehr beträgt. Dagegen ist die Zahl der Erwerbstätigen in Handel und Verkehr so groß, daß er nur noch von der Hamburgs, Bremens, Altonas und Wesermündes übertroffen wird. Der Anteil der Selbständigen (13,4 Prozent), der Angestellten (30,8 Prozent) und der Beamten (7,4 Prozent) ist höher, der der Arbeiter (41,1 Prozent) niedriger als der Durchschnittssatz der anderen Großstädte⁴¹⁾. Auch darin dokumentiert sich das Ausmaß der Handels= und Verwaltungsfunktionen der Stadt.

Anknüpfend an die früher sporadisch stattfindenden Gewerbeausstellungen wurde seit 1950 alljährlich die Saarmesse veranstaltet, die hauptsächlich aus dem Saarland, aus der Bundesrepublik und aus Frankreich besichtigt wurde.

Auch Saarbrückens Stellung im großen Verkehr hat einige Änderungen erfahren. Die Schienenverbindungen sind die alten geblieben, aber durch die Sonderstellung des Saarlandes von 1919 bis 1935 und seit 1946 wurden die Rheintalverbindungen noch stärker als früher bevorzugt und im Mittelstreckenverkehr zwischen dem Moselgebiet um Trier und Koblenz und der Pfalz das Saarland durch die stärkere Befahrung der Strecke Bingen—Kreuznach—Kaiserslautern—Neustadt und durch die Schaffung von Bahnbuslinien umgangen. Im großen internationalen Durchgangsverkehr fällt Saarbrücken heute fast ganz aus. Lediglich die Züge von Paris nach Frankfurt (vor 1945 bis Berlin) werden über Saarbrücken geleitet. Daher können nur 13 Prozent der täglich im Saarbrücker Hauptbahnhof ein= und auslaufenden Züge dem Fernverkehr zugezählt werden⁴²⁾. Die vor einigen Jahren von luxemburgischen Kreisen angeregte Bahn von Remich nach Merzig, die einen direkten Schienenweg zwischen Luxemburg und Saarbrücken geschaffen hätte und vielleicht einen Teil des Verkehrs zwischen den Benelux=Ländern und der Schweiz und Italien von Metz abgelenkt und über Saarbrücken geführt hätte, wurde nicht gebaut. Zur Zeit wird die Elektrifizierung der in Saarbrücken zusammenlaufenden Hauptlinien durchgeführt, in Ostfrankreich ist sie seit Herbst 1956, im Rheintal seit Herbst 1958 bereits verwirklicht.

Seit drei Jahren laufen nun die Arbeiten, um Saarbrücken an das deutsche Autobahnnetz, das bisher nur bis Landstuhl gereicht hatte, anzuschließen. Die Autobahn Landstuhl—Saarbrücken wird einen Teil einer europäischen Fernstraße von Paris über Saarbrücken—Ludwigshafen—Nürnberg nach Prag bilden. Die projektierte Europastraße E 42 von der belgischen Küste über Luxemburg und Saarbrücken nach Straßburg erinnert an die spätmittelalterliche Nord=Süd=Verbindung. Diese Straße, die links der Saar teilweise schon mit drei Fahrbahnen ausgebaut ist, stellt die kürzeste Verbindung nach den belgischen Seehäfen dar und wird auch als Durchgangsstraße von der Kanalküste nach der Schweiz und nach Oberitalien für den Fremdenverkehr an Interesse gewinnen. Somit besteht berechtigte Hoffnung,

daß Saarbrücken seine Bedeutung als Schnittpunkt im europäischen Kraftfahrverkehr in den nächsten Jahrzehnten noch verbessern kann.

Der einst so wichtige Saarkohlenkanal ist inzwischen zu einem drittrangigen Verkehrsweg abgesunken, er nimmt heute nur noch 3 Prozent des saarländischen Binnen-, Ein- und Ausgangsverkehrs auf. Der von der Saarindustrie seit 1926 geforderte und geplante Bau eines Saar-Pfalz-Kanals, der eine Wasserstraße zwischen Saarbrücken und Ludwigshafen am Rhein geschaffen hätte, wurde durch den zweiten Weltkrieg vereitelt. Der nun entstehende Moselkanal, gegen dessen Bau sich die verantwortlichen saarländischen Stellen zäh, aber vergeblich gewehrt hatten, schwächt die Wettbewerbsfähigkeit der Saarindustrie gegenüber der lothringischen.

Am 3. Juni 1924 beschlossen die Stadtverordneten, sich an der Errichtung eines Flugplatzes auf den St. Arnualer Wiesen zu beteiligen. Zwei Jahre später waren die Arbeiten beendet, und der Flughafen bot die Voraussetzungen zur Aufnahme des Luftverkehrs. Am 17. September 1928 startete das erste Flugzeug auf der Strecke Frankfurt/Main–Saarbrücken–Paris, die im Mai 1929 über Leipzig und Halle bis nach Berlin erweitert wurde. In den beiden folgenden Jahren wurden die Linien München–Stuttgart–Mannheim–Saarbrücken und Düsseldorf–Köln–Saarbrücken eröffnet. Nach der Rückgliederung (1935) wurde der Streckenabschnitt Saarbrücken–Paris aufgegeben. Wegen der ungünstigen Lage des Flugplatzes, der schlechten Bodenverhältnisse und der ungünstigen Witterungsbedingungen wurde Saarbrücken im Winterflugverkehr 1938/39 nicht mehr angeflogen. Nach dem Kriege verkehrte nur im Jahre 1954 zur Zeit der Saarmesse probeweise ein Doppeldecker einer französischen Privatlinie zwischen Paris und Saarbrücken. Mit dem Beginn des Jahres 1955 wurde der Flughafen St. Arnual aus Sicherheitsgründen für den gesamten Flugverkehr gesperrt. Der seit 1935 ausgebaute Flugplatz Ensheim, 13 km westlich der Stadt, hat bis jetzt weder im innerdeutschen noch im europäischen Liniennetz einen Platz gefunden.

Die politische Abtrennung des Saargebietes nach den beiden letzten Kriegen machte Saarbrücken wieder zum Verwaltungsmittelpunkt eines größeren Gebietes. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte Saarbrücken nach Trier den wichtigsten Platz im Verwaltungsaufbau des Regierungsbezirkes inne. Nach 1920 wurde es Sitz der internationalen Regierungskommission für das Saargebiet, von 1935–1944 Sitz des Reichsstatthalters für das Saarland, und nach 1945 bildete sich stufenweise eine eigene Landesregierung in Saarbrücken. Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte sich die Eisenbahndirektion in Saarbrücken niedergelassen. Am 1. August 1920 wurde eine Oberpostdirektion für das Saargebiet gegründet und zwei Jahre später ein Postscheckamt Saarbrücken eröffnet⁴³). Bei der Rheinlandbesetzung im März 1936 wurde Saarbrücken wieder deutsche Garnison. Zunächst rückte ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 17, das bisher im Raum Göttingen gelegen hatte, in Saarbrücken ein. Aus ihm bildete sich das Infanterieregiment Nr. 70 unter Oberst Habenicht, das noch vor Kriegsausbruch in die bei St. Wendel und Homburg neu erstandenen Kasernen verlegt wurde. Das aus ihm hervorgegangene Maschinengewehr-Bataillon Nr. 14 unter Oberstleutnant Gieseler blieb in Saarbrücken, ebenso die inzwischen aufgestellten Infanterieregimenter Nr. 125 unter Oberst Petersen und Nr. 126 unter Oberstleutnant Almers, das erst während des Krieges aus einem Bataillon auf Regimentsstärke gebracht wurde. Daneben lagen

in Saarbrücken verschiedene Stäbe, u. a. der für den umliegenden Westwallabschnitt zuständige Festungspionierstab.

Im Zusammenhang mit den Plänen um die Europäisierung des Saarlandes bemühte sich Saarbrücken, Hauptstadt der europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl zu werden. Obwohl sich Saarbrücken als erste Stadt um die Ehre, Sitz der Montanunion zu werden, beworben hatte und obwohl ein Wettbewerb für die Gestaltung eines neuen Stadtviertels im südlichen Stadtgebiet zwischen der Hohen Wacht und dem Stiftswald, das die europäischen Behörden und einen Teil der zugehörigen Wohnbevölkerung aufnehmen sollte, veranstaltet worden war, wählte die Montanunion nicht Saarbrücken, sondern Luxemburg, vor allem, um nicht dem damals noch nicht entschiedenen politischen Status des Saarlandes vorzugreifen, dann aber auch wegen Luxemburgs besserer Lage innerhalb des europäischen Verkehrsnetzes⁴⁴⁾.

Die Bestimmungen des Versailler Vertrages über das Saargebiet und die politischen Verhältnisse nach 1945 unterbrachen die Verbindungen des Saarbeckens mit den bisher maßgebenden deutschen Kulturzentren und verursachten eine zeitweise deutlich spürbare kulturelle Isolierung vom deutschen Hinterland. Zur Wahrung des angestammten Volkstums und zur Pflege der deutschen Kultur mußten daher im Lande selbst geeignete Institutionen geschaffen werden, die natürlich vornehmlich in Saarbrücken ihren Sitz nahmen. Andererseits wurden nach 1919 und nach 1945 in Saarbrücken, wo vor dem ersten Weltkrieg die Bergschule die einzige Ausbildungsstätte gewesen war, deren Einzugsbereich über die Grenzen des Landkreises Saarbrücken hinausging, eine Reihe von Schulen geschaffen, die den Strom der saarländischen Jugend, der bisher an innerdeutsche Fachschulen und Universitäten gegangen war, aufnehmen sollten. Diesen beiden, in ihrer Zielsetzung entgegengesetzten Kräften verdankt es Saarbrücken, daß es heute nicht nur kommerzieller und administrativer, sondern auch geistiger und kultureller Mittelpunkt des Saarlandes ist und über die Landesgrenzen hinaus auch in das westpfälzische und ostlothringische Gebiet ausstrahlt. Somit ist ein Mangel beseitigt, der sich schon um die Jahrhundertwende bemerkbar gemacht hatte, daß nämlich zwischen Trier, Metz, Speyer, Mannheim und Mainz keine Stadt lag, die in ihren kulturellen Leistungen der Menschenzusammenballung in diesem Raum entsprochen hätte.

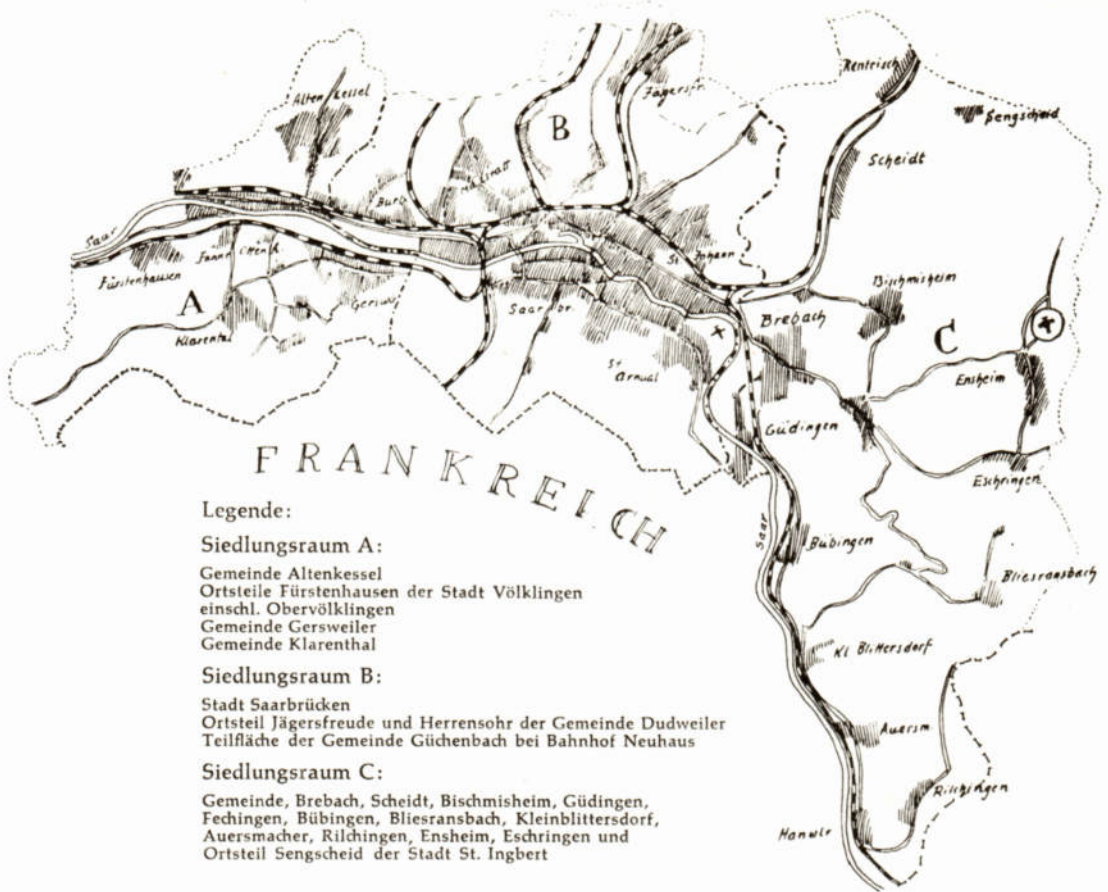
Im Jahre 1921 wurde die „Gemeinnützige Theater- und Musikgesellschaft“ gegründet, deren finanzieller Hauptträger die Stadt Saarbrücken war, ein Orchester mit 56 Musikern geschaffen und ein Generalmusikdirektor nach Saarbrücken berufen. Im gleichen Jahr übernahm die Stadt das Theater in der Stengelstraße von dem Theaterverein⁴⁵⁾. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg konnte dann das mit einem Zuschuß vom Reich erbaute neue Stadtheater am Saarufer eröffnet werden mit Großem Haus und Kammer-spielbühne. Seine technischen Einrichtungen gehören zu den modernsten Deutschlands. Bald nach der Rückgliederung (1935) entstand Radio Saarbrücken mit Mittelwellensender, seit Mai 1952 auch mit UKW-Sender. Der Fernsehsender „Tele-Saar“, der seit Herbst 1952 sein Programm ausstrahlt hatte, hat inzwischen seine Sendungen eingestellt.

Aus dem Bestreben der Erwachsenenbildung erwuchs 1927 die Volkshochschule Saarbrücken, die finanziell allein von der Stadt getragen wird. Zwar mußten 1933 die Vorlesungen eingestellt werden, aber seit ihrer Neugründung 1946 hat sie sowohl in ihrem Lehrprogramm als auch in den Hörer-

zahlen (1954/55 22 991 Hörer) eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung genommen⁴⁶⁾.

Um die Jahrhundertwende bestand in Saarbrücken als einziges öffentliches Museum das „Saarmuseum“, das abgesehen von einer kleinen kulturhistorischen Abteilung vor allem die Entwicklung der großen an der Saar heimischen Industriezweige veranschaulichen sollte. 1924 wurde ein städtisches Heimatmuseum geschaffen, das auch die Sammlungen des Historischen Vereins für die Saargegend übernahm. Die staatliche und die städtische Sammlung wurden 1937 im „Saarlandmuseum“, einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, vereinigt. Der Ausbau des Museums erfolgte seitdem in zwei Richtungen, einmal wurde die heimatgeschichtliche und volkskundliche Abteilung weiter ausgebaut, wobei, entsprechend der Vergangenheit des Saarlandes, die Akzente vorwiegend auf dem 18. Jahrhundert lagen. Unter diesen Beständen verdient besonders die Sammlung von Eisengüssen hervorgehoben zu werden, die nach Bedeutung und Umfang (157 Stück) den Sammlungen von Düsseldorf und Metz nicht viel nachsteht. Zum anderen wurde seit 1951 eine moderne Galerie zur Veranschaulichung der Entwicklung von Malerei, Graphik und Plastik im 19. und 20. Jahrhundert aufgebaut, die leider heute noch keine geeignete Unterkunft gefunden hat. Neben der Darbietung des eigenen Besitzes entfaltete gerade im letzten Jahrzehnt die Leitung des Museums im Zeigen von Wanderausstellungen eine besondere Aktivität⁴⁷⁾. Nachdem 1923 das Saargebiet ein eigenes Landesamt für Denkmalpflege und Bodenforschung erhalten hatte, wanderten die Ergebnisse der archäologischen Grabungen nicht mehr wie bisher in die Museen von Berlin, Speyer und Trier, sondern blieben im Lande und ließen so allmählich ein Museum für Vor- und Frühgeschichte heranwachsen, das seit Herbst 1958 wieder über eigene Ausstellungsräume verfügt.

Im Jahre 1924 riefen einige Schulmänner die „Lichtbild- und Filmgesellschaft an der Saar“ ins Leben (seit 1935 staatlich), die zusammen mit der Bildstelle in Berlin die älteste Landesbildstelle im deutschen Sprachraum ist. Auch heute steht noch wie bei ihrer Gründung die Versorgung der Schulen mit Lichtbildgeräten, Filmstreifen und Bildreihen im Vordergrund. In mehr als dreißigjähriger Sammelarbeit erwuchs ein Lichtbildarchiv, das ein für das Saarland einzigartiges Material an Bilddokumenten verwahrt. Im Gegensatz zu anderen Städten gleicher Größe besaß Saarbrücken vor dem ersten Weltkriege keine eigene städtische Bibliothek. Nach mehrfachen Anregungen wurde dann endlich im Winter 1923 mit dem Aufbau der Stadtbücherei begonnen, bei deren Gründung die Bibliotheken des Lehrerbildungsvereins und des Volksbildungsvereins übernommen wurden sowie Leihgaben der Firma Hofer, der Handelskammer, des Stiftes St. Arnual und später auch des Historischen Vereins für die Saargegend. Die Stadtbücherei wurde als öffentliche Volksbücherei nach dem Leipziger Muster ausgebaut⁴⁸⁾, mit Ausnahme der landeskundlichen Abteilung, die heute nach den für wissenschaftliche Bibliotheken geltenden Grundsätzen organisiert ist. Am Jahresende 1956 besaß die Stadtbücherei 118 499 Bände. Vier Jahre nach der Gründung der Stadtbücherei entstand in Saarbrücken der Verband der Volksbüchereien des Saargebietes, der alle am Büchereiwesen interessierten Kreise zu gemeinschaftlicher Arbeit in sich vereinigte: die Kreise, die Gemeinden, die konfessionellen Büchereien, die freien und christlichen Gewerkschaften. Er war als Hilfsorganisation für alle ihm angeschlossenen Mitglieder und für die vorhandenen und noch zu errichten-



Großraum Saarbrücken, Skizze der Siedlungsräume

Die 1947 geplanten Eingemeindungen nach Singer, Großraum Saarbrücken, S. 14

den Standbüchereien gedacht. Der Verband fand 1935 seine Fortsetzung im Staatlichen Landesbüchereiamt, das beim Aufbau öffentlicher Büchereien innerhalb des Landes beratend mitwirkt und diese durch die Ausleihe von Büchern unterstützt. Für diesen zweiten Teil der Aufgabe wurde seit 1951 eine Ergänzungsbibliothek aufgebaut, die heute rund 105 000 Bände und 23 000 Musikalien umfaßt. Schließlich entstand mit der Universität des Saarlandes auch eine reich ausgestattete Bibliothek, die am Jahresende 1957 216 029 Bände umfaßte. Inzwischen ist ihr Bestand weiterhin gewachsen. Heute beherbergt Saarbrücken sechs höhere Schulen und die französische Marshall-Ney-Schule (am 1. Dezember 1945 als Collège gegründet, am 1. Oktober 1947 in ein Lycée umgewandelt), zwei Mittelschulen, eine Wirtschaftsoberschule und eine höhere Handelsschule, je eine evangelische und katholische pädagogische Akademie (offiziell als Hochschule am 2. Mai 1957 eröffnet; bereits vom 20. Oktober 1936 bis 1. September 1939 bestand eine Hochschule für Lehrerbildung in Saarbrücken), die Staatliche Ingenieurschule des Saarlandes, die sich aus einer bald nach dem ersten Weltkrieg entstandenen privaten Anstalt entwickelte und nach der Verstaatlichung im Jahre 1946 neu organisiert wurde, die Staatliche Musik- und Schauspielschule (gegründet am 1. Mai 1905), die Staatliche Werkkunstschule (gegründet 1946; von 1924–1935 gab es schon eine Staatliche Kunst-

und Kunstgewerbeschule des Saarlandes), die Staatliche Sportschule (gegründet 1954), eine einjährige Haushaltsschule (gegründet 1952), die Staatliche Kinderpflegerinnen- und Haushaltsgehilfenschule (gegründet am 23. August 1954) und die Staatliche Fachschule für Wirtschaftlerinnen (gegründet am 1. Oktober 1957) und schließlich die Bergschule, an der seit 1816 die auf den Saargruben tätigen Steiger ausgebildet werden. Die Bergschule besitzt ein beachtliches paläontologisches Museum.

Im Jahre 1949 wurden die philosophische, die juristische und die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität des Saarlandes von Homburg nach Saarbrücken verlegt. Bald danach wurden das Dolmetscherinstitut, das Berufspädagogische Institut und das Europa-Institut der Universität angegliedert. Die Universität des Saarlandes ist die kleinste Universität der Bundesrepublik (im Sommersemester 1956 2236 Studierende), abgesehen von der Justus-Liebig-Hochschule in Gießen und der Medizinischen Fakultät in Düsseldorf. Dagegen hat sie mit 15,9 Prozent den höchsten Prozentsatz aller deutschen Hochschulen an ausländischen Studenten. In räumlich enger Verbindung mit der Universität, aber finanziell weitgehend von der saarländischen Industrie getragen, steht das Metallurgische Forschungsinstitut, ebenfalls eine Neugründung der Nachkriegszeit⁴⁹). — Für die Belange der landeskundlichen Forschung wurde 1951 die Kommission für saarländische Landesgeschichte und Volksforschung ins Leben gerufen, ein Gremium von saarländischen, pfälzischen, rheinischen, lothringischen und luxemburgischen Historikern. Sie sieht ihr Aufgabenbereich vor allem in der Sammlung und Publikation der Geschichtsquellen des Saarlandes und der angrenzenden Räume, daneben ist sie seit dem Frühjahr 1958 bei der Begutachtung von Ortswappenentwürfen eingeschaltet.

So war also die Entwicklung der Großstadt Saarbrücken seit dem Ausgang des ersten Weltkrieges sehr differenziert. Der Verschlechterung der Lage der Stadt im großen Durchgangsverkehr und manchen Nachteilen auf wirtschaftlichem Gebiet, die allerdings durch die anhaltende Konjunktur der letzten Jahre nicht so augenfällig wurden, steht ein starkes Anwachsen der administrativen und kulturellen Funktionen gegenüber, so daß kaum von einem Stagnieren der Bedeutung der Stadt, geschweige denn von einem Rückgang gesprochen werden kann. Die einzig deutlich sichtbare rückläufige Entwicklung finden wir in den Bevölkerungszahlen. Bei Kriegsausbruch wohnten rund 131 000 Menschen in Saarbrücken, im Jahre 1956 nur noch 122 600. Zweifellos spielt dabei eine Rolle, daß die stark zerstörten Arbeiterwohnviertel in Alt-Saarbrücken, Malstatt und Burbach noch nicht wieder völlig aufgebaut sind, die eigentlichen Ursachen liegen aber tiefer. Sie sind in der Tatsache zu suchen, daß das nicht bewaldete Stadtgebiet — mit 38 Prozent Waldfläche dürfte Saarbrücken die waldreichste Großstadt Westeuropas sein — nur noch wenig Wohnsiedlungsgelände und kaum noch Möglichkeiten für die Ansiedlung lebensfähiger Industrieunternehmen besitzt. Bereits schon früher fand dies Ausdruck durch die Verlegung von Industriebetrieben und durch die finanzielle Beihilfe der Stadt Saarbrücken bei der Errichtung von Siedlungen in Nachbargemeinden (z. B. in Auersmacher und im Warndt). Im Gegensatz zu anderen Großstädten hat Saarbrücken seit der Vereinigung der drei Saarstädte keine Eingemeindung vorgenommen, obwohl ein großer Teil der in Saarbrücken Arbeitenden in den Nachbargemeinden wohnte. Von 95 000 lohnsteuerpflichtigen Personen, die

im Jahre 1939 in Saarbrücken beschäftigt waren, wohnten rund 30 000 außerhalb der Stadt! Um diese Mängel, die schon vor dem letzten Krieg erkannt worden waren, noch vor Beginn des Wiederaufbaues der Stadt zu beheben, propagierte die Stadtverwaltung im Herbst 1947 in einer Denkschrift vor allem aus wirtschaftlichen und städtebaulichen Gründen die Schaffung des „Großraumes Saarbrücken“. Durch umfangreiche Eingemeindungen sollte das Stadtgebiet von der französischen Grenze bei Saargemünd bis an die Tore von Völklingen beiderseits der Saar mit Einbeziehung der anschließenden Höhenzüge aufgeweitet werden. Der „Großraum Saarbrücken“ hätte dann eine Fläche von etwa 17 500 ha mit rund 200 000 Menschen umfaßt. Er wäre trotzdem nicht wesentlich größer geworden als das Gebiet vergleichbarer Nachbarstädte (Karlsruhe, Wiesbaden). Auch der Landkreis Saarbrücken, der 1939 neben dem Kreis Niederbarmen in der Provinz Brandenburg der Kreis mit der höchsten Einwohnerzahl in ganz Deutschland war, wäre trotz dieser Eingemeindungen noch lebensfähig geblieben⁵⁰⁾. Aus verschiedenen Gründen konnten die Pläne der Stadtverwaltung bis heute noch nicht verwirklicht werden. Der Bevölkerungszuwachs der Stadt blieb bis Ende 1953 noch um 11 Prozent hinter dem Vorkriegsstand zurück, während die umliegenden Gemeinden durchschnittlich Wanderungsgewinne von 14,2 Prozent melden können⁵¹⁾. Infolge der bis 1955 staatlich kontrollierten Einwanderung ins Saarland war der Zuzug von Menschen aus den deutschen Ostgebieten weit geringer als in den übrigen Ländern der Bundesrepublik. Am 29. Oktober 1946 wohnten in Saarbrücken insgesamt 264 Personen, deren Wohnsitz bei Kriegsausbruch in ehemals deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie lag. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß es sich bei diesen Personen um Flüchtlinge handelt. Da es im Saarland bislang keine Flüchtlingsausweise gab, liegen bei den saarländischen Meldeämtern keine Unterlagen über die genaue Zahl der Flüchtlinge vor. Nur das saarländische Innenministerium besitzt solche Unterlagen. Nach seinen Angaben betrug die Zahl der deutschen Ostflüchtlinge mit Wohnort Saarbrücken am 31. Dezember 1955 211 Personen. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß der Begriff „Flüchtling“ nach der offiziellen saarländischen Definition nicht mit der des Bundesgebietes identisch ist, wo zwischen Heimatvertriebenen und Zugewanderten unterschieden wird.

Eine bewegte Zeit ging über die Großstadt Saarbrücken in dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens hinweg. Die im Jahre 1909 Lösung heischenden Aufgaben hat die Stadt bewältigt, ausgenommen die Großkanalisierung der Saar und den Bau eines Industriehafens, deren Dringlichkeit aber mit dem Rückgang der Saarschifffahrt sank. Jedoch haben sich nicht alle Hoffnungen, die 1909 bei der Vereinigung der drei Saarstädte gehegt wurden, erfüllt. Die politischen Ereignisse der Jahre 1918 und 1945, die Saarbrückens weitere Entwicklung eng an einen fest begrenzten Raum banden, haben den heutigen Charakter der Stadt geformt. Während der Wirtschaftsraum der Saarmetropole beschnitten wurde, wuchsen ihr administrativer und kultureller Einflußbereich. — In einem halben Jahr wird für das Saarland und damit auch für seine Hauptstadt durch die Einbeziehung in den deutschen Wirtschaftsraum ein neuer Abschnitt seiner Geschichte beginnen, die zweifellos dem Land und seiner Hauptstadt neue Züge geben wird. Noch ist unbestimmt, ob die Vielfalt der in Saarbrücken ansässigen Industriezweige nach dem wirtschaftlichen Anschluß gewahrt bleibt und ob

eine Änderung der territorialen Gliederung des Bundesgebietes Saarbrückens Bedeutung schmälern oder noch steigern wird. So stehen am 50. Geburtstag der Saarmetropole manche Fragen offen. Der Lösung dieser Fragen in einem für Saarbrücken günstigen Sinne gelten die Wünsche der Saarbevölkerung!

Anmerkungen:

Soweit keine Einzelbelege angegeben sind, stützt sich vorstehende Abhandlung für die Geschichte der Stadt Saarbrücken vor dem ersten Weltkrieg auf die Arbeit von Albert Ruppersberg, Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann, III, 2. Auflage, Saarbrücken 1913.

- 1) Eugen Meyer, Christliche Kirchen an der mittleren Saar im frühen Mittelalter, in: Saarbrücker Hefte 3/1956 S. 44 f.
- 2) Mon.Germ. Hist.Dipl. Henrici III Nr. 154, die betr. interpolierte Stelle lautet „villam scilicet que dicitur Sarabrudka integram“.
- 3) Auch die neue, sehr verdienstvolle Arbeit von Hans Ried, Die Siedlungs- und Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken, in: Ann. Univ. Saraviensis Philosophie VII Fasc. 1/2 (1958) baut leider auf den Angaben Picarts für die Frühgeschichte Saarbrückens auf.
- 4) Böhmer-Mühlbacher, Regesta Imperii, 2. Aufl. Nr. 764.
- 5) Im Jahre 871 bestätigt König Ludwig der Deutsche, daß Bischof Adventius v. Metz eine Cella des hl. Terentius (Neumünster) im Bliestal gegründet habe (Jungk, Reg. d. ehem. nass.-saarbr. Lande, Saarbrücken 1913/19 Nr. 17).
- 6) G. Bauer, Die Flurnamen der Stadt Saarbrücken, Bonn 1957.
- 7) H. W. Herrmann, Geschichte d. Grafsch. Saarwerden II, Saarbrücken 1959, S. 41 Anmerk. 118.
- 8) Eugen Meyer a.a.O.
- 9) Saarbrücker Zeitung v. Juni 1938 u. v. 28. 8., 8. u. 19. 9. 1953.
- 10) H. J. Becker, Die Herleitung des Namens Saarbrücken, eine Plauderei über saarländische Gerichtsstätten, in: Saarbrücker Bergmannskalender 1948, S. 87–90; L. Griebler, Der Name Saarbrücken, in: Saarheimat I (Juni 1957).
- 11) Mettensia IV, Nr. 130.
- 12) C. Pöhlmann, Geschichte d. Grafen v. Zweibrücken aus der Zweibrücker Linie, München 1938, S. 21.
- 13) Mettensia IV, Nr. 122.
- 14) A. Keßler, Der Freiheitsbrief für die Städte Saarbrücken u. St. Johann, in: Mitt. des Hist. Vereins f. d. Saargegend 16.
- 15) Jungk, Reg.Nr. 817; HStA München, Reichsstadt Regensburg Urk. Nr. 134.
- 16) Diese alte Straßenführung geht aus Jungk, Reg.Nr. 596 hervor.
- 17) Herrmann, Saarwerden I, Reg.Nr. 281.
- 18) ebenda Nr. 306.
- 19) Liebertz, Gesch. d. Stadt Wallerfangen.
- 20) StA. Koblenz, Abt. I A Nr. 6443.
- 21) Reg. Pfalzgr. bei Rhein I, Nr. 4507.
- 22) ebenda Nr. 3746.
- 23) Ried, S. 72.
- 24) StA. Koblenz Abt. 22 Nr. 2457 i.
- 25) R. Laufner, Der Handelsbereich des Trierer Marktes im Spätmittelalter, in: Rhein. Vierteljahresbl. 22 (1957) S. 192–212.
- 26) Für die verschiedenen Vergleiche mit Zweibrücken s. L. Neumüller, Die wirtschaftl. Entwicklung Zweibrückens mit besonderer Berücksichtigung des Bankwesens, in: Westpfälz. Geschichtsbl. XX (1918) u. XXI (1919).
- 27) H. Ammann, Die Nördlinger Messe im Mittelalter, in: Aus Verfassungs- u. Landesgesch. II, Konstanz 1955, S. 283–315.
- 28) Herrmann, Saarwerden II, S. 188 f.
- 29) Ried, S. 63–75.
- 30) Die Einwohnerzahlen sind entnommen aus Zegowitz, Annuaire historique et statistique du département de la Sarre, Trier An XI; Annuaire du département de la Moselle pour l'an XII de l'ère française, Metz An XII; C. F. P. Masson, Annuaire du département de Rhin-et-Moselle pour l'an 1808, Koblenz 1808; H. Lepage, Le département de la Meurthe statistique, historique et administrative, Nancy 1843, IIe partie.

- 31) F. Hellwig, Die Saarlwirtschaft und ihre Organisationen seit der Errichtung der Industrie- und Handelskammer zu Saarbrücken 1863/64, Saarbrücken 1939.
- 32) Kantenich, Geschichte der Stadt Trier, S. 722.
- 33) K. Hoppstädter, Die Entwicklung des saarl. Eisenbahnnetzes als Voraussetzung für die Bildung des Wirtschaftsraumes an der Saar, in: Saarbrücker Hefte 4/1956 S. 62-76.
- 34) Der Vertrag im vollen Wortlaut gedruckt bei Ruppertsberg, a.a.O. III, 2 S. 247 ff.
- 35) Die Zahlen sind den betr. Jahrgängen des Statistischen Jahrbuches entnommen.
- 36) Für die Entwicklung von Handel und Industrie vgl. Ried, S. 117-142; kurze Firmengeschichten in: Handel und Industrie im Saargebiet, Saarbrücken 1924.
- 37) Der Ansicht Rieds (S. 143), daß Saarbrücken zu den bedeutendsten Garnisonen Deutschlands zählte, kann ich nicht zustimmen; denn neben einigen Landes- und Provinzhauptstädten (wie Berlin, Königsberg, Posen, Thorn, Magdeburg, Hannover, Köln, Leipzig, Mainz, Darmstadt, München) beherbergten auch Straßburg, Metz, Kolmar und Saarlburg/Lothr. mehr Militär als Saarbrücken.
- 38) Ried S. 135 nach Ortembra in: Nürnberg. Forschungen z. dt. Landekunde 48, S. 54.
- 39) Die Inspektion III zu Von-der-Heydt, in: Saarbrücker Bergmannskalender 1925, S. 8-13.
- 40) Diese Zahlen beziehen sich nur auf die in den Bergwerken tätigen Arbeiter u. Vertragsangestellten. Daneben sind zu nennen 67 Beschäftigte bei den Kraft- und Wasserwerken der Saargruben, 201 im Kohlenhafen, 79 bei dem Service des Approvisionnement u. 142 bei der Generaldirektion, vgl. Die Belegschaft (Arbeiter und Vertragsangestellte, ohne die Angestellten) der Werke der Administration des Mines domaniales Françaises de la Sarre nach dem Ergebnis der statistischen Erhebung vom 1. 12. 1925, Saarbrücken 1927.
- 41) Ried, S. 164.
- 42) Ried, S. 151 ff., E. Pitz, Das Verkehrswesen im Saarland, in: Das Saarland, Saarbrücken 1958 S. 653 ff.
- 43) H. J. Becker, Durch zwei Jahrtausend saarländischer Verkehrsgeschichte, Saarbrücken 1933, S. 319 ff.
- 44) E. Klitscher, Warum nicht Saarbrücken? Saarbrücken 1952; Saarbrücken, Sitz der Montanunion, Sarrebruck Siège du Pool Charbon-Acier (= Sonderausgabe des Bauanzeigers für das Saarland Nr.8/9 v. 24. 4. 1953).
- 45) Bongard, Die schulpolitische Lage. - Neue Volksbildungsarbeit, in: Zeitschr. d. rhein. Vereins f. Denkmalpflege u. Heimatschutz 22 (1929) Heft 1/2, S. 279 ff.
- 46) D. Seck, 30 Jahre Volkshochschule Saarbrücken, in: Saarbrücker Hefte 5/1957 S. 75 ff.
- 47) A. Keuth, Das Heimatmuseum der Stadt Saarbrücken, in: 25 Jahre Stadt Saarbrücken, Saarbrücken 1934, S. 202-207; R. Bornschein, Der Wiederaufbau des Saarlandmuseums, in: Saarbrücker Hefte 3/1956, S. 82-84.
- 48) W. Koch, Die Entwicklung d. städt. Büchereiwesens, in: 25 Jahre Stadt Saarbrücken S. 217 ff.
- 49) W. Veauthier, Idee u. Entwicklung der Universität des Saarlandes, in: Das Saarland S. 235-268.
- 50) F. Singer, Großraum Saarbrücken, Saarbrücken 1947.
- 51) Ried, S. 154 ff.

PETER WUST - Zu seinem 75. Geburtstag

VON JOACHIM KOPPER

Wenn wir Peter Wusts in diesem Jahre zu seinem 75. Geburtstage gedenken, dann sollten wir uns seiner erinnern als des großen und demütigen Einsamen.

Nur dann kann ein Mensch einsam sein, wenn es ihm um die Gemeinschaft geht, wenn sich sein Leben aus dem Wissen um Gemeinschaft erfüllt und er um sie als um das Erlösende weiß. So ist der Einsame der Mensch, der, indem sein ganzes Wesen auf Gemeinschaft angelegt und von ihr besessen ist, doch sein wirkliches Leben als Trennung von der Gemeinschaft und als Ausgestoßensein von ihr erfährt.

Peter Wust, am 28. August 1884 in Rissenthal im Haustadter Tal geboren, erfährt schon in früher Jugend, daß die Menschen, unter denen als seinen

Eltern und Großeltern, seinen Geschwistern, Freunden und Verwandten er groß wird, ihm, obwohl er mit ganzer Innigkeit des Herzens an ihnen hängt, mit ihrem wirklichen Leben, mit ihrer Arbeit und mit ihrem Sorgen, nicht jenes Glück zu geben vermögen, als das er ihre Gegenwart im Grunde seines Herzens weiß. Er erfährt die Bindung an seine Familie im Innern der Seele als ein mystisches Einssein, als eine Gemeinschaft der Erlösung, aber das alltägliche Leben bewährt ihm diese Gemeinschaft nicht. Die Eltern fallen ihm im wirklich gelebten Leben ab von jener heimlichen göttlichen Gemeinschaft, in der er sich mit ihnen und durch sie weiß. Am ehesten noch scheinen ihm die Großeltern, die schon im Wissen des Todes stehen, durch ihre Worte und durch ihr Tun etwas von der glückseligen Gemeinschaft bewahren zu können. Auch eine kränkelnde Tante, die er nur selten sieht und die der Tod früh hinwegnimmt, erschließt ihm etwas von der mystischen Gemeinschaft, die er fühlt, für die wirkliche Welt; aber es ist nicht der Alltag, den sie ihm dieser Gemeinschaft erschließt, sie erschließt ihm geheimnisvoll den stillen, an die Ruhe des Todes gemahnenden Ostermorgen, an dem er mit ihr über den Berg zur Auferstehungsfeier in der Pfarrkirche von Wahlen hinwandelt.

Aus dieser Enttäuschung des die Gemeinschaft wissenden Herzens durch die Wirklichkeit wendet sich der kleine Peter Wust mit unbezwinglicher Sehnsucht den Büchern zu. Nicht nach allen Büchern sehnt er sich in gleicher Weise; er sehnt sich nach Schriften, in denen ihm menschliches Geschick, menschliche Gemeinschaft in glücklichen Reichen, auf die er hofft, vorgeführt werden. Solch fernen, glücklichen Lebens bemächtigt sich seine Phantasie in ungezählter Glückssucht; aber in eins damit wird er der Wirklichkeit des Lebens, das ihn umgibt, mehr und mehr fremd und sehnt sich fort in ein anderes Dasein.

Das Pfarrhaus eines würdigen Geistlichen, in dem ihm von der Türschwelle bis zum Speicher alles mit einem bestimmten, frommen Geiste erfüllt und von ihm geprägt zu sein scheint, gibt ihm Trost, aber die Erlösung seiner Sehnsucht in die Wirklichkeit hinein erfährt er auch hier nicht.

Peter kommt auf das Gymnasium zu Trier und ins bischöfliche Knabenkonvikt. Eigentlichen Kontakt zu seinen Mitschülern findet er nicht. Er erklärt sich sein Abseitsstehen aus seiner Herkunft. Er leidet an dem Ausgestoßensein, aber der fromme Geist des Instituts gibt ihm zuweilen auch tröstende Ruhe. Schließlich hält er den Widerspruch zwischen jener verklärten Wirklichkeit, die er erhofft, und der seiner Sehnsucht trotz allem Trost, den er zugleich erfährt, doch fremden Wirklichkeit des Konvikts nicht mehr aus. Er vertraut auf eigene Kraft und beschließt, sich sein Leben, nachdem er nun schon so weit gekommen, selbst zu gestalten. Die letzte Schulzeit verbringt er außerhalb des Konvikts und verdient sich sein Leben mit Nachhilfestunden. Den Plan, Geistlicher zu werden, gibt er auf.

Es beginnt nun die Zeit in Peter Wusts Leben, über die er, der uns sonst fast alle Stadien seines Werdens nah begleiten läßt, kaum etwas mitgeteilt hat. Aus eigener Kraft, von niemandem unterstützt, arbeitet er sich hinauf. Er besteht die Staatsprüfung für das Höhere Lehramt und erwirbt den Grad eines Doktors der Philosophie. Er heiratet. Man wird sagen können, daß für Peter Wust diese Zeit seines Lebens, da er seiner eigenen Kraft vertraute, die inhaltlich erfüllteste Zeit seines Lebens gewesen ist. Aber diese Jahre der Tat und des Erfolges sind nur so sein Leben bereichernde Jahre, daß er in dem Maße, in dem sein Dasein reicher wird, immer bitterer die

radikale Einsamkeit solchen Daseins spürt. Das eben ist ja das Los aller menschlichen Daseinserfahrung: je mehr sie an Kraft und Fülle gewinnt, um so stärker und schmerzlicher ist auch ihr Leid. Auf diese Weise also ist Peter Wusts Leben in jener Zeit erfüllt und reich, daß er immer stärker auch die Verlorenheit seiner Existenz von der mystischen Erfahrung, die in ihr wohnt, spürt und erleidet. So kommt dieser Mann zur Verzweiflung an seinem Tun, das ihn emporgeführt hat. Er weiß, daß er die neue Fülle seines Sicherlebens allein seiner unermüdlichen Arbeit am Verstehen menschlicher Geistigkeit verdankt; aber er erfährt zugleich, daß dies Tun ihn gänzlich der Haltlosigkeit übergibt, daß das Licht des Verstehens und Wissens doch auch ganz Finsternis ist.

Indem sich so der Reichtum des Wissens und Lebens als das in sich und von sich her Haltlose enthüllt, da verliert dieser Reichtum für Peter Wust die Kraft, die Seele noch so zu bestimmen und sie in Sehnsucht zu locken, wie dies der unbekannten Welt für den kleinen jungen einst möglich gewesen war. Aus dem kraftvollen Tun selbst folgt die Konversion, die offenbar werden läßt, daß die Welt nichts von sich herzugeben vermag, sondern daß sie zurückgenommen werden muß in das mystische Erfahren, das anfänglich schon in der Seele gewohnt hat. Die Welt geht Peter Wust in jene religiöse Verklärung ein, die er immer schon in sich wußte, die ihm aber die Welt von sich her nicht zu bestätigen vermochte. Nun findet er die göttliche Vollmacht in sich, jene verlorene Jugend, jenes Fremdsein vor den Eltern und Freunden rückschauend zu erlösen; er findet die Begnadigung, dies Fremdsein als einen nur äußeren Schein zu durchschauen und deutlich zu verstehen, daß hinter dieser äußerlichen Fremdheit doch auch damals schon die erlösende Gemeinschaft erfüllt war.

Aber die Erlösung der Welt in den Geist ist für Peter Wust nicht auf solch eindeutige Weise geschehen, daß ihm die Welt in ihrer Weltlichkeit wahrhaft in jenes mystische Verstehen eingegangen wäre. Nein, sie geht ihm nur so darin ein, daß sie in ihrem wirklichen Sichgeben zugleich ganz die fremde, die haltlose Welt bleibt. Peter Wust weiß sich nun aus göttlicher Gnade fähig, Gemeinschaft, mystische Gemeinschaft mit dem andern Menschen zu sein; aber die gelebte Wirklichkeit stößt ihn von solcher Gemeinschaft zurück. Es ist nicht der böse Wille oder das Nichtverstehenkönnen des anderen, des geliebten Menschen, das ihn von sich abweist; nein, es ist die Wirklichkeit, die Wirklichkeit selbst der weltlichen Begegnung von Menschen, die ihn verstößt, die das mystische Erfahren an die Haltlosigkeit und Auswegslosigkeit verrät. Peter Wust, der sich ganz dem Leben in Gemeinschaft übereignet hat, bleibt der Einsame. Sein Dasein ist nicht mehr jene hilflose, jene fanatische Einsamkeit, die es bis zur Konversion gewesen war; es ist aus Gott belehrte und von Gott getröstete Einsamkeit; aber es bleibt Einsamkeit. Das Verlorensein der Existenz, die sich als mystische Gemeinschaft weiß, aus der wirklichen Erfüllung solcher Gemeinschaft wird Peter Wust nicht genommen. Er weiß die Gegenwart des anderen in seinem Herzen und bekennt sich ganz zu ihr, und doch fühlt er sich auch ganz von dem anderen getrennt; sein Leben ist auch jetzt noch sehnsüchtiges Leben, und diese Sehnsucht ist ihm bis zu seinem Tode als Schmerz geblieben und er nicht von diesem Schmerz errettet worden.

Das Leben dieses gottseligen Mannes ist einsame Sehnsucht. Peter Wust lebt diese Sehnsucht zuerst so, daß er meint, die göttliche Kraft in ihm müsse doch die Haltlosigkeit der Welt tilgen können. In dieser Haltung

begegnet er Marianne Weber. Das Dasein dieser Frau scheint ihm ganz von göttlicher geistiger Kraft gebildet und erfüllt zu sein. Er glaubt, daß sich im Leben dieser Frau das reine Aufgehen der Wirklichkeit im Geist erfüllt habe, und er hofft, sich demütig in dies vergeistigte Leben Marianne Webers verlieren zu dürfen und darin die göttliche Beseligung, die ihn erleuchtet, auch als eine weltliche Sonne schauen zu können. Diese Begegnung wird ihm, gerade indem sie ihm glückselige Gemeinschaft ist, zur bittersten Erfahrung des Ausgestoßenseins aus der Gemeinschaft. Diese Begegnung ist für Peter Wust die weltliche Erfüllung jenes göttlichen Erfahrens der Gemeinschaft, das er in sich trägt; aber er weiß von ihrem ersten Aufleuchten an in der Angst darum, daß das wirklich gelebte Leben auch diese Gemeinschaft verraten muß. Er hofft gleichwohl, daß dies innerliche Wissen um die Haltlosigkeit auch dieser Gemeinschaft nur Selbsttäuschung sein möge; er hofft es, bis Marianne Weber von ihrer Gemeinsamkeit zu ihm spricht, und es ihm nun äußerlich offenbar wird, was er innerlich vom Anfang der Begegnung an erfahren hatte, daß die Wirklichkeit ihm die Gemeinschaft, in der er sich mit Marianne Weber weiß, nicht zu bestätigen vermag, daß sie haltlos, fremd und leer bleibt. Nicht als ob Marianne das in dem engen Verstande, in dem wir davon zu sprechen pflegen, verschuldet hätte; die wirklich gelebte Existenz des anderen Menschen mußte Peter Wust eine fremde bleiben, die Erfahrung der Haltlosigkeit aller weltlichen Wirklichkeit konnte ihm nicht genommen werden.

Von nun an ist Peter Wust die Hoffnung auf Erfüllung seiner Sehnsucht geschwunden; er weiß das weltliche Leben des Menschen und das weltliche Erfahren der Gemeinschaft als ein solches, das, indem es in der göttlichen Erlösung steht, doch in seiner Weltlichkeit immer auch von ihr getrennt bleiben muß. Seine Sehnsucht demütigt sich in das Wissen ihrer Unerfüllbarkeit.

Peter Wusts Verhältnis zu anderen Menschen ist nun nicht mehr das der Hoffnung auf eindeutige Erlösung des weltlichen Sicherfüllens seines Lebens in mystischer Gemeinschaft; es wird ihm das bloße Sichsegnenlassen durch den anderen. Er lebt das mystische Einssein mit dem anderen in Gott, indem doch das weltliche Fremdsein bleibt. In solchem Erfahren von Gemeinsamkeit hat Peter Wust von den führenden Männern der katholischen Bewegung in Paris Segen erfahren dürfen, und aus solcher Erfahrung ist er der demütige Gottesmann geworden, der jeden Tag in der Frühe des ersten Morgens vom Priester als von seinem mystisch geliebten Bruder die Versicherung der lebendigen Gegenwart Gottes und der erlösenden Gnade empfängt. Sein Dasein ist das Dasein eines Einsamen, das unaustilgbarer Schmerz erfüllt und das doch getröstet steht in der Gewißheit der Gnade Gottes, die ihm der Bruder zuspricht und darreicht. In solchem Schmerz und Glück hat sich das Leben Peter Wusts verzehrt und ist in der Stille der Demut verloschen.

Wir danken es der Größe Peter Wusts, daß er uns an seiner Einsamkeit, die als Einsamkeit doch mystische Gemeinschaft ist, hat teilnehmen lassen; daß er uns der Erlösung, die in allem Leid liegt, versichert und daß er uns hinweist auf ein Land der Hoffnung, das aus dem Leid derer, die sich nach ihm sehnten, ohne daß sie es zu erreichen vermochten, den Enkeln zuteil werden mag, und in dem jenes Eingehen des weltlichen Lebens und der weltlich gelebten Gemeinschaft in die Erlösung, das er ersehnte, aus Gottes Gnade rein erfüllt ist.

NATIONALTHEATER UND WELTTHEATER

VON SIEGFRIED MELCHINGER

Das Zeitalter der Fahrenden ist wiedergekommen. Schauspielertruppen reisen durch die Länder, über Kontinente. Ganze Opern werden in Pullmans und Flugzeugen verfrachtet. Festivals versammeln internationale Attraktionen. Nach allen Richtungen hin werden Sprachgrenzen überschritten, da heben sich sogar Eiserne Vorhänge. Die Theater der Welt sind in Bewegung geraten. Es ist lange her, seit man mit so viel Recht von „Welttheater“ sprechen konnte.

Die Idee des Nationaltheaters gehört der Vergangenheit an. So sehr sie einst eine Forderung der Stunde gewesen sein mag – vor allem für das Theater in deutscher Sprache –, so abgenützt erscheint sie heute. Stalin und Hitler haben mit ihr manipuliert. Ihr patriotisches Pathos hat sich im Bewußtsein unserer Generation mit Säbelrasseln und Trommelwirbel verbunden. „Ehrt eure deutschen Meister ...“ Und die anderen nicht? „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Was ist uns Brandenburg? „Nichtswürdig die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!“ Ja, aber an die Ehre ihrer Menschlichkeit. Das vaterländische Schauspiel ist ein Anachronismus geworden. Das Nationaltheater hat seine Idee verloren.

Doch ist, wie immer bei extremen Behauptungen, Vorsicht geboten. Kann denn Welttheater etwas anderes sein als Konzert der nationalen Theater? Natürlich nicht. Der Geist bedarf der Sprache, um sich mitzuteilen. Wenn die Truppen mit Stücken von Dichtern reisen und einander auf Festivals begegnen, reist das Nationale mit und begegnen sich Sprachen. Auch der Körper hat seine Nationalsprache. Italiener spielen anders als Engländer, Franzosen anders als Deutsche.

Wenn wir also vom Ende des Nationaltheaters sprechen, so meinen wir nicht das Ende des Nationalen auf dem Theater, sondern eben und mit Betonung: das Ende der Idee vom Nationaltheater. Denn – hier muß ein verbreiteter Irrtum berichtigt werden – das Nationale ist auf dem Theater keineswegs ein elementarer, ein ursprünglicher Ausbruch des homo ludens, des spielenden Menschen, wie ihn der große Huizinga uns zu sehen gelehrt hat. Das Elementare des Nationalen ist im Vergleich zu der Elementarität des allgemeinmenschlichen, des menschheitlichen Spiel-Impulses gleich null. Die Nationaltheater-Idee ist vielmehr ein Bildungsprodukt, ein spät und künstlich aufgepropftes Reis am Lebensbaum des Theaters. Die Vorstellung, daß der spielende Mensch in seiner ursprünglichen Produktivität Nationalfarben getragen hätte (und somit auch heute noch tragen müßte, wo immer er auftritt) – diese Vorstellung ist absurd.

Befassen wir uns einen Moment mit der Geschichte der Nationaltheater-Idee in Deutschland. Sie ist keine 200 Jahre alt. Dagegen blickt allein das europäische Theater auf 2000 Jahre nachweisbarer Geschichte zurück. Wenn diese heute in den Geschichtsbüchern mit nationalfarbenen Etiketten versehen wird – das griechische, das römische, das spanische, das englische, das französische Theater –, so ist das insofern oberflächlich und irreführend, als in keiner dieser Epochen das Nationale in irgendeiner Form geplant war. Die Unterschiede zwischen dem griechischen und dem römischen Theater sind gering. Das Mittelalter hatte ohnedies ein homogenes Theater, für das die nationalen Schattierungen zwar interessant, aber nicht wesent-

lich sind. Das Theater der Renaissance war als Wiedergeburt des antiken entworfen. Das spanische Theater Calderons war Welttheater ebenso wie das elisabethanisch-englische: Shakespeare ließ sich durch die Abfassung nationalhistorischer Stücke nicht hindern, die ganze Welt zum Schauplatz seiner Bühne zu machen. Für die französischen Klassizisten war wiederum die Antike das große Muster: das Französische an Corneille und Racine läßt sich zwar heute, im Nachhinein, bequem ablesen, aber — und das ist entscheidend — es war niemals Programm.

Programm wurde das Nationaltheater vor 200 Jahren, etwa um die gleiche Zeit, als der spielende Mensch, der homo ludens in seiner Inkarnation als Harlekin oder Hanswurst, von den Brettern vertrieben wurde. Das war eine Aktion der gebildeten Bürger, die sich als Aufgeklärte erhaben dünkten über die Spässe des sogenannten gemeinen Volkes. In Deutschland wurde zunächst das Programm einer eigenen, der französischen ebenbürtigen Tragödienproduktion proklamiert. Bald wurde aus der Konkurrenz die Aggression. Der damals moderne französische Lebensstil, wie er an den mittleren und kleinen Höfen des Absolutismus kultiviert und von zahlreichen Snobs, Parvenus, den sogenannten feinen Leuten imitiert wurde, provozierte mehr und mehr den Protest der Bürger, vor allem im Namen der Moral. Da die Verderbnis der Sitten auf die Bretter übergegriffen hatte und die Maitressenwirtschaft der oberen Stände sich vorwiegend des veruchten Standes der Komödianten bediente, wurde der erste Aspekt der Nationaltheateridee ein kulturkritischer: das Nationale wurde entdeckt und propagiert als das Ungekünstelte, das Unverfeinerte, Ungezierte, als das Rechtschaffene, das Biedermännische, das Biedersinnige.

Daraus entwickelte sich bald ein zweiter Aspekt. Man suchte das Biedermännische, das Biedersinnige bei den „Vätern“, in der vaterländischen Vergangenheit. Das war die Idee des „Götz von Berlichingen“, der in der Andacht vor dem Straßburger Münster gedichtet wurde. Die Romantik griff das auf und steigerte sich weiter darin hinein. Bis auf den heutigen Tag gilt im Ausland das Ritterdrama als eine charakteristische Erfindung des deutschen Nationaltheaters.

Neben diesen romantischen Aspekt trat als dritter der soziale. Rousseaus Idee vom verlorenen Paradies der Gesellschaft verband sich mit der Idee vom verlorenen Paradies des Volkes. Die Unverbildeten, die Bauern und Handwerker, die kleinen Leute, die noch die Volkslieder sangen, der Wandsbecker Bote und der arme Mann aus Toggenburg — das waren die neuen Lehrer des Wahren, Echten und Rechten. In Schillers „Tell“ gipfelt die deutsche Nationaltheater-Idee nach allen drei Aspekten, kulturkritisch gegen die ausländische, feudalistische Verderbtheit, romantisch als Biedersinn der Vorzeit und sozial in jenem Schwur von Rütli: wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. Das ist eine wundervolle Erfindung der idealistischen Poesie. Doch wurde sie gedichtet im Namen der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts und keineswegs, wie Spätere behaupteten, zur Verherrlichung des deutschen Menschen.

Ihre erste historische Niederlage erlitt die Nationaltheateridee in der Auseinandersetzung mit der Volkstheateridee, mit der sie anfangs so glücklich harmonisiert hatte. Das Industriezeitalter entkleidete den Begriff „Volk“ der schwärmerischen Illusionen, indem es ihn auf das Soziale hin aktualisierte. Und die Arbeitermassen sangen die Internationale.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde das europäische Drama über alle

Nationalgrenzen hinweg von einer revolutionären Bewegung erfaßt: dem Realismus. Das große internationale Thema war die Kritik der Gesellschaft. Eine gewaltige Idee hatte die Schreibenden ergriffen: daß man die Lüge nur zu demaskieren brauche, um die Wahrheit zu gewinnen, daß das Leben und die Gesellschaft sich von selbst zum Besseren wenden würden, wenn die schlechten Konventionen beseitigt würden, wenn das Leben selbst, das wahre, freie, natürliche Leben den Sieg erränge. Das war das Programm Ibsens und Shaws. Weltkriege, Diktaturen, Atombomben sind dieser optimistischen Parole schlecht bekommen. Aber die Form, deren sie sich auf der Bühne bediente, blieb bestehen: der Realismus. Ja, es scheint, daß sie ihrerseits allmählich nationaltheaterhafte Züge angenommen hat: es ist die moderne amerikanische Dramatik, die sich betont zum Realismus bekennt, und zwar im Sinne einer erbarmungslosen, oft skeptischen Darstellung der Wirklichkeit, unserer Wirklichkeit, wie wir sie bei dem großen O'Neill, bei Tennessee Williams und Arthur Miller finden.

In unserem pluralistischen Zeitalter gilt jedoch der Realismus keineswegs als die einzige Möglichkeit, Stücke für die heutige Welt zu schreiben. (Wir sehen hier ab von dem sogenannten Sozialistischen Realismus). Die Formen der Nationaltheater leben friedfertig nebeneinander, und einige Dramatiker bedienen sich ihrer ohne Rücksicht auf die eigene Abstammung, so etwa Sartre, der bald dem Vorbild der Antike folgt, wie in den „Fliegen“, bald dem Ibsens, wie in „Geschlossene Gesellschaft“, bald dem des deutschen Ritterdramas, wie in „Der Teufel und der liebe Gott“. England trägt zum Konzert des Welttheaters ebenso seine neubelebte Shakespeare-Tradition bei wie die Spielform des Gesellschaftsstücks, deren sich moderne Dramatiker wie Eliot, Christopher Fry, sogar der zornige junge Mann Osborne ohne nationale Präention bedienen. Die Franzosen werden niemals die Herkunft von der großen rhetorischen Tragödie verleugnen: sie ist bei Giraudoux, bei Montherlant und Sartre ebenso spürbar wie etwa in den „Zofen“ des Avantgardisten Jean Genet. Die erotische Komödie der Franzosen wurzelt in jenem Rokoko, von dem eingangs gesprochen wurde: eine klare Linie führt von Marivaux zu Anouilh. Die heute so viel diskutierte Avantgarde liefert ein schlagendes Beispiel für die Internationalisierung des Theaters: der Ire Beckett, der Rumäne Ionesco, der Exilrusse Adamov schreiben französisch. Selbst die Sprache scheint in dieser Abstraktion ihr ererbtes Kostüm einzubüßen. Und doch sind die Spiele und Spielereien dieser Dramatiker kaum denkbar ohne eine französische Nationaltheaterform: die des Grand Guignol. Dazu kommen, vor allem bei Claudel, bei dem großen Iren Yeats, bei Wilder, bei Brecht die Rückgriffe auf Formen des asiatischen Theaters. Nicht das Nationale wird hier übernommen, sondern das Formale. Lang vergessene Möglichkeiten des spielenden Menschen sollen dem Theater wiedergeben, was es im Zeitalter der gebildeten Rationalisierung verloren hat: das Elementare.

Doch ist es eine andere Art des Elementaren als sie von den Romantikern und den Patrioten proklamiert worden war. Wo immer sie auftritt, sind die Bretter nackt wie an jenem ersten Tag, als der Mensch der Wirklichkeit entsprang, um auf ihnen zu spielen. Auf diese tabula rasa sehen wir uns zurückgeworfen. Ja, zurückgeworfen – das ist das richtige Wort. Alle Kostüme fallen, so auch die nationalen, wo die wahren Fragen ausgetragen werden. Solche Fragen wie: Was ist denn das für eine Welt, in der wir uns auf der Bühne gespiegelt sehen? Oder: Was wird aus den Menschen in dieser zer-

schlissenen, brüchig gewordenen Welt? Sehen wir sie nicht zappeln gleich Puppen, gleich Clowns? Wird es noch möglich sein, daß Menschen menschlich zusammenleben? Das Elementare ist das, worin wir alle noch immer Menschen sind, das Leiden der Kreatur, die Ohnmacht, die Angst oder der Zorn über das Ungerechte. Das sind Welttheaterfragen, weil es Weltfragen sind. Jenseits alles Nationalen oder Kollektiven wünscht der moderne Mensch auf der tabula rasa der nackten Bretter seines Theaters wenigstens im Spiel des Menschen angesichtig zu werden, in dem er sich selbst wieder erkennt. Wie könnte da das Nationaltheater mehr sein als eine Farbe, ein Kostüm, eine Sprachform unter vielen anderen? Wir müssen es einsehen: die Idee des Nationaltheaters ist tot.

AUCH WENN DIE ERDE SICH DREHT

VON GUSTAV REGLER

Der nachstehende Auszug ist dem im Frühjahr im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, erschienenen Erinnerungsbuch des saarländischen Schriftstellers entnommen.

Regler teilte damals, wie es im Klappentext heißt, „die Illusionen des Sozialismus und des Kommunismus“. Im Jahre 1934 besuchte er die Sowjet-Union, um in Moskau an einem internationalen Schriftstellerkongreß teilzunehmen. Seine Reise führte ihn über Petersburg. Den Abdruck gestattete freundlicherweise der Verlag.

Leningrad war noch immer das Fenster zum Westen. So versicherten mir die Schriftsteller, die mich in ihren Klub eingeladen hatten.

Es ging dort im Verlauf einer Stunde in mir eine nur zu begreifliche Wandlung vor sich. Wie ein steckbrieflich Verfolgter war ich um Deutschland herumgefahren, nicht geängstigt, aber doch mit Groll gegen das Schicksal. Und nun wurde ich von Menschen, die ich nie gesehen hatte, empfangen wie der Gesandte einer fernen Königin.

Sie fragten uns mit der Neugier von Exilierten nach dem Westen aus; ich liebte die Intensität, mit der sie fragten, wie es möglich gewesen sei, daß der deutsche Dichter Gottfried Benn so dithyrambisch das neue Regime begrüßen konnte? Ich wußte keine Antwort zu geben. Was ich zu Heideggers Rektoratsrede zu sagen hätte? Ich staunte über ihre Kenntnis – oh, ich hatte viel zu dem Philosophen Hitlers zu sagen und schickte mich schon an, einige Raketen abzuschießen, aber da kam eine neue Frage, die einen Freund betraf, und unterbrach alle Polemik: ob ich glaubte, daß Malraux der Revolution treu bleiben würde?

Ich roch das Mißtrauen, das Feinde von Malraux geweckt hatten, und hakte ein. Die Frage allein war von einer ordinären Simplizität. Malraux war nie in die Partei eingetreten, hatte ihr aber seit 1933 alle Unterstützung gegeben, die sein Gewissen ihm zu geben aufgab. Ihm Untreue vorzuwerfen, sei albern, sagte ich ziemlich schroff, die Partei solle froh sein, solche Sympathisierenden zu haben, die zehn Aragons aufwögen. Ich wettete, da sagten sie, daß sie es ganz anders meinten. Sie fürchteten, daß der differenzierte Autor der *CONDITION HUMAINE* von der Primitivität der Pariser Parteiführer abgestoßen würde. Ich lachte: „Es stört den Löwen

im Zoo nicht, daß nebenan auch gewöhnliche Wildkatzen am Gitter entlangschleichen.“

Scharfes Gelächter unterbrach mich: „Nebenan wohl nicht! Aber im gleichen Käfig?“ Ich wußte, sie meinten die Partei. Ich wußte auch, was für eine Last sie werden konnte, welche Verlogenheit der wöchentliche Gang zur Zelle bedeutete und wieviel Kompromisse man oft mit sich selbst schließen mußte, um der Minderwertigkeit der vortragenden Offiziellen nicht mit Hohn zu begegnen. Es war ein Geschenk, zu sehen, wie anders Rußland war.

„Malraux wird nie in den gleichen Käfig gehen“, sagte ich, „und wir, die wir drin sind, haben tausend Mittel, minderbegabten Führern zu entgehen. Es kommt nur auf die Taktik an. Im übrigen sind wir nun in Frankreich; man kennt uns gar nicht; aber wir sehen, daß Frankreich kocht, am Überlaufen ist.“

„Erzählen Sie!“ riefen mehrere Stimmen zur gleichen Zeit. Ich war nun wirklich mehr der Botschafter als der Besucher.

„Es gab einen Generalstreik“, sagte ich. „Die größte Autofabrik von Paris hat sich einfach bankrott erklärt und geschlossen. Die Erwerbslosen nehmen jede Woche um zehntausend zu. Faschistische Verbände sind bewaffnet. Die Polizei ist korrupt; es gab den Skandal Chiappe. Alles riecht nach dem Deutschland von 1932: politische Morde, Inflation, Mandatsschwindel, der Schrei nach dem starken Mann.“

„So ist Aussicht auf Revolution?“ fragte der Mann mit dem kurzen Bart, der sich vorhin nach Malraux erkundigt hatte. Alle sahen mich gespannt an. „Ich zweifle nicht daran“, sagte ich und wollte gerade ausführlicher werden, als der Mann mit dem kurzen Bart mich wieder unterbrach: „Sie haben keine Angst, daß man Sie hier aushorcht?“

Ich schüttelte den Kopf. „In Frankreich hätte ich Angst. In England. In Italien. Aber hier?“ Ich sah in die Runde; die Männer waren mir mit einemmal fremd; ich hatte das unbehagliche Gefühl, daß sie mich für einen Schmeichler hielten; etwas von Verachtung war hinter den Brillengläsern und um die geschlossenen Lippen. Ich sagte:

„Ilja Ehrenburg erzählte mir in Paris den Witz von den zwei Männern, die über den Roten Platz gehen; sie sind ganz allein; plötzlich warnt der eine: ‚TYCHO! Still! Vorsicht!‘ Der andere schaut sich um: ‚Es ist doch überhaupt niemand da weit und breit!‘ Worauf der erste ganz leise sagt: ‚Einer von uns zweien ist bestimmt von der GPU!‘ — Ich habe das nie für witzig gehalten, sondern für Feigheit; denn die Grundhaltung der Anekdote ist Furcht. Sie nannten mich vorhin einen Katholiken. Wenn ich mich so nennen darf, dann nur deshalb, weil ich mich seit meiner Kindheit selbst belausche. Da war Angst, Angst vor dunklen Treppen, vor Uniformen, vor Priestern, vor dem Jenseits. Das verschwand, seit ich weiß, wer in Deutschland herrscht; ich fürchte Diktatoren nicht; ich halte sie für Schwächezustände, für ein Krankheitsphänomen; Polizei wird nicht besser dadurch, daß sie auch hier nötig ist.“ Nun erhob sich der Mann mit dem kurzen Bart und sagte: „Also sind Sie wirklich der Rebell Ihres Zuchthausromans!“ Er zog ein kleines graues Büchlein aus der Tasche: es war die russische Ausgabe von WASSER, BROT UND BLAUE BOHNEN. Ich bekannte überrascht, daß ich von diesem Druck nichts wußte. „Verklagen Sie den Staatsverlag!“ rief der Mann lachend. „Qu’est-ce que vous dites“, rief ich; aus

Freude sprach ich französisch. „Voilà toute la différence: ici on m'a publié sans me demander! A Berlin, on me brûle sans me demander. Aber nun sagen Sie mir endlich, wer Sie sind!“

„Sans importance“, sagte er. „Nennen Sie mich Genosse Lebedew.“

„Lebedew!“ rief ich und setzte nun ihn in Erstaunen. „Der Mann, der EINE WOCHE schrieb! Das Meisterwerk! Der Kleist Rußlands. Nie habe ich auf so knappem Raum mehr Menschenschicksal gefunden! Sie sind Lebedew?“

Sein Gesicht antwortete. Alle waren bewegt; sie waren keine Berufspolitiker, und Lebedew war sogar ein Dichter; sie schämten sich nicht ihrer Gefühle; vielleicht war es auch das Licht, das von der Newa aufstieg — waren wir nicht in der Stadt der wundersamen weißen Nächte, die Dostojewski beschrieb?

Wir umarmten uns. Dann bot Lebedew mir an, mein Cicerone durch die Stadt zu sein. „Hier entstand alles“, sagte er, als wir die Treppe hinunterstiegen. Er betonte das HIER; ich hielt es für rührenden Lokalpatriotismus; es war aber viel mehr, wie ich zwei Jahre später zugleich mit den tragischen Nachrichten über das brutale Ende dieser Gruppe erfuhr.

Als wir Marieluise im Hotel abholten, war sie schon im Mantel.

„Ich freue mich, daß ihr kommt“, sagte sie und sah Lebedew prüfend an. Er schien ihr zu gefallen; sie erlaubte ihm, sie die Treppe hinunterzuführen. Vor dem Haus sagte er: „Ich gebe Ihnen ganz Leningrad, es ist auch blond.“ Plötzlich war da etwas wie eine Gracht; ein Kanal, kleine Häuser und der herbe Duft des Meeres.

„Das ist ja Holland!“ rief Marieluise, und das Moor und der helle Strich des Horizonts waren in ihren Augen.

„Was wollen Sie hören?“ fragte Lebedew.

„Wie das entstand“, antwortete Marieluise; und Lebedew erzählte die Geschichte von Pjotr Alexejewitsch Romanow, dem vierzehnten Kind eines Zaren, wie er von geheimem Begehren ins Ausland getrieben worden war, in Zaandam Schiffsbau und Anatomie gelernt hatte, dazu Latein, Französisch, Englisch und Holländisch, und wie er zurückkam, um sein Bauernvolk zu dem zu erziehen, was er die Westlichkeit nannte.

„Da war hier nur Sumpf“, sagte Lebedew mit einer weiten Geste. „Aber dem zwei Meter hohen Pjotr war die Steppe zu eng. Er wollte einen Ausgang zu allen Meeren. So hat er in die hundert Inseln dieser Newamündung und ihre schlammigen Ränder ganze Wälder hineingestampft und sein Petersburg gebaut. Ein toller Bursche! Er schlief in einem kleinen Haus unter seinen Sklaven, liebte Alkoven, mußte sich einschnüren, so scheint es, weil er seine eigene Fülle fürchtete. Das russische Mißtrauen hatte er im Ausland verloren. Man mußte uns alle einmal in den Westen schicken; auch Lenin kam lockerer, geschmeidiger zurück.“

„Das ist ja ein Loblied auf uns!“ sagte Marieluise.

„Man kann es von vielen Seiten aus ansehen“, sagte Lebedew animiert.

„Ich nehme mich in acht, daß unsere offizielle Version nicht zur Zwangsjacke wird, deshalb lobte ich Peter — aber ich kann Ihnen gern auch etwas gegen den Zaren sagen.“ Er erzählte, wie Peter der Große die aufrührerischen Scharfschützen abhing und auf der steinernen Plattform der Moskauer Basiliuskirche eigenhändig köpfte.

„Er soll dazu die Diplomaten eingeladen haben“, sagte ich.

„Das gab jedem Todeskandidaten noch die Chance“, erwiderte Lebedew, „ins Ausland seinen Namen zu rufen und nicht anonym im Keller zu sterben.“

„Wir werden blutrünstig“, sagte Marieluise. „Gab es nicht eine Zarin, die ihr Land mit Hilfe eines Mönchs retten wollte?“

„Sie meinen Rasputin? Sehen Sie, auch da gibt es eine schauerliche Version: daß er ein Zauberer war, ein sexueller Hexenmeister, ein Ausbeuter und Schmutzfink – und eine andere, die in ihm den großen Patrioten sieht, der das Zarentum retten wollte.“

„Und was glauben Sie?“ fragte Marieluise, „was lehrt man an Ihren Schulen?“

Ohne zu antworten, deutete Lebedew auf ein großes Gebäude; ich erkannte sofort den Winterpalast.

„Katharina die Große?“ fragte Marieluise.

„Wir nennen sie nicht die Große“, sagte Lebedew.

„Nehmen Sie ihr die Liebschaften übel?“

„Wir sprechen nicht darüber.“

„Besser“, sagte Marieluise unhöflich; Lebedew zuckte zusammen. Als sie sich entschuldigte, drang er in sie: „Sie halten uns für Puritaner?“

„Ich kenne nur die Männer, von denen Gustav in Paris Instruktionen empfängt. Ich möchte keine von ihnen bekommen; ich meine für mein Privatleben; sie haben alle eine schlecht verhohlene Verachtung für uns Frauen oder das noch schlechter verhohlene Gegenteil.“

Wir gingen jetzt an der Front des Winterpalastes vorbei.

„Erzählen Sie mehr“, drängte Lebedew.

„Ich bin nicht mitgekommen“, sagte Marieluise, „um eure Statistiken zu studieren, sondern um zu sehen, wie ihr über Frauen denkt. Die Genossen im Westen haben jämmerliche Zwischenlösungen gefunden. Die Sekretärin wird nebenamtlich zur Mätresse gemacht. Das garantiert ihr den Posten. Der Posten ist ein hingeworfenes Stück Speck, und sie gehen alle in die Falle, werden Mitarbeiter, intrigieren, vertrocknen und verzichten darauf, den Mann zu einer Sonderleistung zu zwingen.“

„Wann soll er diese Sonderleistung erfüllen?“ fragte Lebedew.

„In seiner Freizeit“, sagte Marieluise, „denn dort zeigt sich der Mensch; aber sie lassen sich keine Freizeit mehr; sie überfüttern sich mit Parteiarbeit. Opferkaninchen! Masochisten, die uns ihren Stumpfsinn aufzwingen wollen!“

Mir entfuhr ein Lachen: „Warum explodierst du hier?“

Sie schnappte zurück: „Nur hier hat es Sinn. Die Emigration ist ein Krankenzimmer, dort spricht man nicht von Gebrechen. Aber hier stört keine Partei, kein Gesetz, hier fängt alles neu an, und alles ist möglich.“ Sie hob den Kopf zum Palast. „Sie werden mich für verrückt halten, aber war diese Katharina nicht eine sehr große Frau? Sie wählte ihre Geliebten selber und warf die verlogenen Traditionen zum Müll.“

Lebedew sah sie erstaunt an: „Das waren Gigolos, Berufsschwindler, Zarenmörder.“

Nun lachte Marieluise. „Zarenmörder? Das dürfte für Sie doch kein Schimpfwort sein. Und was den Berufsschwindler angeht, so meinen Sie Potjomkin, ja? Nun, ich halte es mit dem österreichischen Kaiser, für den

Potjomkin seine Pappdörfer aufstellte: „Der Schein hat genausoviel Realität wie der Eklat!“ sagte die Wiener Majestät.“

Ich unterbrach; ich hatte mir das erste Gespräch vor dem Winterpalast ganz anders vorgestellt. „Katharinas Regierung begann mit zwei Morden. Sie hat Bauern auf ganz tierische Art ausgepeitscht.“

„Zugegeben“, sagte Marieluise, die mir zum erstenmal ihre Liebe zu Katharina II. enthüllte, „aber sie hat auch dieses Land groß gemacht, sie hat es wachsen lassen, als wäre es ein Kind in ihrem Leib – bis an alle Meere wuchs es. Spricht man bei euch von ihr, oder ist sie nur die gekrönte Mä-nade? Wieviel denkt ihr über Liebe nach?“

„Zu direkt, zu direkt!“ warf ich ein, aber Lebedew schien die Frage nicht so peinlich zu finden.

„Wir hatten unsere wilde Zeit“, sagte er. „Wir nahmen Liebe wie ein Glas Wasser. Das ist vorbei! Aber – ob wir nun gerade Ihrer Majestät Frau Katharina von Anhalt-Zerbst folgen sollen . . .?“

Er hob mit einer unbeschreiblich zärtlichen Geste die Hände und Schultern und glättete in einer Sekunde den aufgekommenen Sturm in Marieluise.

„Sie sollen Ihrem Herzen folgen“, sagte sie mit sachlicher Stimme. Lebedew nahm es als die Werbung schlechthin; er ergriff ihre Hand und küßte sie, dann sagte er:

„Ich fürchte, wenn ich Sie jetzt herumführe, als habe Eure Majestät auch vor mir auf einer solchen Wolgafahrt bestanden, so werden Sie mir morgen den Vorwurf machen, ich sei ein neuer Potjomkin!“

Sie protestierte: „Nein, nein! Wie könnte ich solchen Empfang mißverstehen! Aber ich hasse die Verallgemeinerungen, und manchmal fürchte ich für euch alle. Aber ich bin gern gekommen. Das Frauenproblem ist seit Eva nicht vernünftig behandelt worden. Ich habe Angst, Sie haben es hier auch nur bis zur Gleichstellung der Geschlechter gebracht. Deshalb war ich so aufgeregt. Vergeben Sie mir, Genosse Lebedew.“

Sie hatte das Wort GENOSSE nie gebraucht in den sechs Jahren unseres Zusammenseins.

„Wir wollen jetzt in die Eremitage gehen“, schlug Lebedew vor, „zu den Rembrandts und Tizians.“ Er wandte sich an Marieluise: „Die Eremitage ist übrigens – von Ihrer Katharina erbaut worden.“

„Danke“, sagte sie und errötete.

Das Museum war noch nicht in marxistischer Weise geordnet, aber die Führer der zahlreichen Gruppen, die wir herumgehen sahen, sprachen wie Mitglieder des Zentralkomitees der Partei. Marieluise hatte gebeten, zu einigen Lieblingsbildern allein gehen zu dürfen; sie hatte sich in Paris schon vorbereitet, hatte ein Buch über Rembrandt mitgebracht; sie fieberte und schien auch Lebedew ganz vergessen zu haben. Ich bat Lebedew, mir einige Bemerkungen der Cicerones zu übersetzen; er tat es zögernd, aber dann fühlte er sich animiert von der leicht komischen Einseitigkeit der Erklärer, die er mir mit Bruchstücken belegte; wir schmunzelten und wünschten uns beide, daß wir auch Marieluise mit der staatlichen Kunstgeschichte bekannt-machen könnten.

Aber sie ging von Zimmer zu Zimmer und schien nicht gewillt, irgendetwas zu diskutieren.

Ich versuchte es trotzdem, sie wies mich ab. „Ich sehe die Bilder“, sagte sie stolz. „Hier habt ihr wirklich nichts dreinzureden.“

„Sie täuscht sich“, sagte Lebedew, als wir wieder allein waren, und gab mir einen Einblick in die Kunstpolitik, wie sie seit zehn Jahren in seinem Land betrieben wurde.

Ein Tribunal von Ausschüssen, berichtete er, entschied, was genehm war. Die große Zäsur lag beim Zeitpunkt der Abdankung des Zaren. Bis dahin gab es alles: Impressionismus, Klassisches, Barock, Gotik, Byzantinisches, Folkloristisches, gab es Repin und Pasternak.

Jetzt gab es nur noch Naturalismus und Symbolismus. Naturalistische Darstellungen von Führern und Ereignissen der Revolution. Symbolistische Darstellungen der neuen oder der gewünschten Welt: Apotheose der Befreiung. Optimismus in Bronze und Marmor. Lenin als Leuchtturmfigur. Die Kollektivisierung als meterlangen Fresko. Aquarelle der utopischen Morgenröte. Sehr deutliche Allegorien des Sieges.

Alles mußte für den primitivsten Sowjetbürger faßbar sein. Lebedew suchte die richtigen Worte; er merkte, daß ich nicht auf Ironie ausging, sondern gern diese Entwicklung durchdachte. Der Sowjetbürger, erklärte er, sollte davor bewahrt werden, sich im Traum zu verlieren, der Verspieltheit zu verfallen, besonders aber sollten die Bürger sich nicht im Gegenstandslosen verirren; dies wurde als die größte Gefahr neuer Kunst angesehen: ein Paul Klee brachte metaphysischen Unsinn in eine geordnete Welt, ein Kandinsky war wie ein Ersaufen im farbigen Chaos, ein Picasso gar führte eine neue Dimension ein und mit ihr die konstante Unruhe.

Wollten sie Ruhe? dachte ich, während wir durch die Säle schritten, die Katharina II. hatte bauen lassen. Wollten sie endlich Ruhe?

Es schien ein Widerspruch zur Dialektik, zum befreiten Fluß der Gedanken, zur Wandelbarkeit. Aber sie wollten es so, versicherte mir Lebedew. Sie richteten die Modernen mit der bequemsten Guillotine: sie beschimpften sie als dekadent. Die aufstrebende Klasse sollte sich von diesem Untergang distanzieren; sie war gesund, lebte jetzt im Licht und nicht mehr im Halbdämmer; sie wollte IHR Leben dargestellt sehen; in diese Richtung sollten alle Staatsaufträge gehen.

„Voilà le dilemme“, sagte Lebedew. „Kunst entzieht sich der Planwirtschaft, zum mindesten dem Befehl.“ Wir sahen Marieluise vor einer deutsch sprechenden Gruppe in das Rembrandtzimmer fliehen.

„Und wie lösen Sie es?“ fragte ich Lebedew. Er folgte Marieluise mit den Augen; es schien ihm schwerzufallen, all seine Weisheit nur an mich zu verabfolgen. Er machte mit seinen schönen Händen die Geste eines skeptischen Talmudschülers und wollte wohl etwas Witziges hinzufügen, als Marieluise aus ihrer Nische hervorschoß und uns winkte, zu kommen. Lebedew war zuerst neben ihr; sie schien aufgeregt; ich hörte, wie sie den Cicerone der deutsch sprechenden Gruppe nachahmte: „Vom marxistischen Standpunkt aus...“, höhnte sie, „vom marxistischen Standpunkt aus...“, das hat er nun vor jedem Bild zu sagen gewagt!“

Lebedew freute sich über die Röte auf ihren schmalen Wangen; er provozierte sie, indem er auf die DANAE von Rembrandt deutete, die vor uns hing; eine nackte Frau mit roten Armbändern hob sich aus üppigen Kissen lockend und bezaubernd einem unsichtbaren Jupiter entgegen. Lebedew sagte: „Sehen Sie doch! Jupiter kommt bei uns nicht als Goldregen; sonst hätten wir das Bild abgehängt – Matressenwirtschaft dulden wir nicht!“

Marieluise ging noch nicht auf ihn ein; verträumt auf den lichteinsaugenden und lichtspendenden makellosen Körper schauend, sagte sie wie zu sich: „Soviel Hingabe ist auch gar nicht zu bezahlen.“

Lebedew gab nicht auf: „Ich sprach von Mätrassenwirtschaft! Warum nehmen Sie den Handschuh nicht auf?“

Marieluise erwachte, und in übermütigem Ton explizierte sie: „Handschuh? Aber mein Freund, das ist ja ein ganz feudaler Begriff!“

„Touché!“ gab Lebedew zu.

„Das ist ebenfalls feudalistisch!“ rief Marieluise; sie war nun in Rokoko-laune, aber Lebedew streckte nicht die Waffen: „Warum sollten wir nicht Florett fechten? Was gut war am Alten, das akzeptieren wir.“

„Warum dann nicht auch die freien Sitten der Katharina?“ fragte Marieluise.

„Quod licet jovi, non licet bovi“, sagte Lebedew.

„Nun werden Sie auch noch monarchistisch!“ rief Marieluise in offenem Entzücken.

Sie alberten durch alle Säle hindurch; ich folgte ihnen etwas widerwillig; es drängte mich, auch das historische Leningrad zu sehen. Sie aber polterten in ausgelassener Laune von Repin zu Pasternak. Am Ende war alles gemischt: Ironie über die sowjetische Kunstlinie, Kritik an den Bildern selbst; Verwundern über den Geschmack der kaiserlichen Sammler, Entzücken über einen Franzosen, der fern von aller Politik war; und wieder Rückfall in frivol-freundliche Ablehnung der offiziellen Kunstbetrachtung. Und da waren wir alle auch wieder im Rembrandt-Zimmer! Marieluise studierte in ihrem Buch die Reproduktion eines späteren Bildes. Lebedew schaute über ihre Schulter:

„Was haben Sie da in Ihrem Buch? Lassen Sie mich sehen! Auch ein Rembrandt! Simsons Blendung! Freie Sitten der Katharina? Könnten Sie sich vorstellen, was ein Komsomolze zu diesem Attentat einer Frau auf einen Volksführer gesagt hätte?“

„Mangelnde Klassenwachsamkeit von Simson“, sagte Marieluise.

„Überschätzung des Sexuellen“, sagte Lebedew.

„Sehen Sie das Luxusbett!“ sagte Marieluise.

„Und wo kommen die goldenen Armbänder her?“ fragte Lebedew und packte Marieluisen Arm.

„Genug!“ rief ich beklommen. „Ihr macht es zu gut. Ich muß ins Freie!“

Die beiden schwiegen sofort. Wir stiegen die Treppe hinunter und kamen auf die Straße; ich ließ sie vorangehen. Als wir vor den Winterpalast kamen, drehte sich Lebedew plötzlich um; er hatte meinen Aufschrei falsch gedeutet.

„Sie sind verletzt? Es war nur ein Spiel.“

Marieluise nahm meinen Arm und sah Lebedew ins Gesicht; sie lachte und deutete auf mich: „Er ist nur eifersüchtig geworden — und mit Recht. Ich habe Sie zu sehr in Beschlag genommen, und dabei wollte er doch von Ihnen so viel über Geschichte wissen. Es ist sein Steckenpferd. Können Sie noch einmal so . . . marxistisch, Sie wissen schon . . .?“

Lebedew lehnte sich ans Gitter des Palastes; er schien erleichtert: „Lassen Sie mich überlegen! Wissen Sie etwas vom Popen Gapon, der auf diesen Palast losmarschierte? 1905? Unter dem Zaren!“

„Ja“, sagte ich, „er war ein Spitzel der Polizei, die ihm erlaubte, diese Prozession zu organisieren.“

„Ganz recht. Wissen Sie übrigens, woher unser Mißtrauen kommt?“

Marieluise fiel ein: „Erzählen Sie mehr davon! Ich spüre das Mißtrauen, seit ich hier bin.“

„Es sind diese Ereignisse“, sagte Lebedew, „die einen oft an allem verzweifeln lassen. Das versteckte Böse. Ich meine nicht den Priester Gapon. Er war nur ein kleiner Spitzel, es hat sie auch unter den primitivsten Zaren gegeben. Sie horchen die Frauen am Waschbrunnen aus. Was mich interessiert, ist unsere moderne Schlußfolgerung. Da es Spitzel gibt, kann jeder einer sein; also muß man wie in einer Zeitbombe immer einen Wecker in sich aufgedreht haben? Nichts ist sicher, niemand ist sicher. Ist es gesund, ist es nötig? Ist Güte nicht produktiver? Ist die ewige Wachsamkeit nicht eine Krankheit, ein Fieber? Was ändert sich durch den eingebauten Alarm? Ich unterbrach ihn begeistert: „Benissimo! Das ist die Gesinnung, die ich vorzufinden sicher war.“

Lebedew winkte ab; ich entschuldigte mich, ihn unterbrochen zu haben.

„Was wäre der Unterschied gewesen“, sagte er, „wenn Gapon kein Spitzel gewesen wäre? Er wäre gehängt worden. Die Prozession ist das Wichtige. Die Bauern kamen als Gläubige, sie sangen fromme Lieder, sie trugen Fahnen, auf denen Heilige abgebildet waren, sie brachten mit sich eine rührende Bittschrift; der Pope hatte sie ihnen aufgestzt. Aber da brachen die Kosaken schon in sie hinein, ritten sie nieder, zerfetzten die Fahnen und die Zarenbilder. Es mußte wohl so sein. Es war an der Zeit, daß bewiesen wurde, daß das Väterchen Zar kein Väterchen war, daß der Gehorsam wichtiger war als die Religion. Das Blut auf den heiligen Standarten war wirksamer als alles Leiden der atheistischen Gehängten, die fürs gleiche Ideal Bomben unter Zarenschlitten geworfen hatten. Zwölf Jahre später wurde das Palais dann wirklich erstürmt . . .“

Er streichelte die eisernen Gitter hinter sich. Wir waren beglückt von seiner Offenheit. Vielleicht bedauerte er, daß auch Marieluise ernst geworden war; er lächelte ihr nun zu: „Blutige Bilder, blutige Themen.“ Aber sie ermutigte ihn mit einem Kopfnicken, fortzufahren.

„Wie das Palais gestürmt wurde, wissen Sie aus den Geschichtsbüchern?“ fragte er.

„Sprechen Sie doch noch von den früheren mißlungenen Revolutionen!“ bat Marieluise.

Lebedew lachte: „Die gelungenen sind nicht so interessant?“

„Nein, aber wir haben es nötig, aus den mißlungenen zu lernen“, sagte ich. Wir waren an der Newa angekommen und setzten uns auf die breiten Ufersteine; Marieluise setzte sich etwas tiefer.

„Wo hätten die Priester ansetzen sollen“, fuhr Lebedew fort, „wo setzt man überhaupt an, wenn die Spitze gottähnlich und allmächtig wird?“

„Es gibt tausend Gelegenheiten“, sagte ich, „und die Priester sind dazu da, zu erkennen, wenn eine Regierung dem Prinzip zuwiderhandelt, für das sie eingesetzt und geachtet wird, statt dessen duldeten eure Priester die SYNODIKI.“

Lebedew nickte.

Marieluise wollte das Wort erklärt haben, und er antwortete willig: „Unser Iwan, das Musterexemplar eines gelangweilten Zaren, amüsierte sich mit dem Foltern seiner Gefangenen; er warf sie in Gräben, wo eiserne Spieße sie auffingen; er sengte und kochte sie, er tat alles, was im Westen die

heilige Inquisition tat; wenn er die Kammer verließ, diktierte er jene SYNODIKI; das waren die Namenslisten der so gewaltsam Gestorbenen; er schickte diese Namen an Klöster, fügte eine schöne Summe Geldes hinzu, bat die Mönche, für die Seelen der armen Dahingegangenen Messen zu lesen – und auch für ihn selbst zu beten.“

„Was für ein Zyniker!“ rief Marieluise.

„Die Mönche waren schlimmer!“ rief ich. „Hier war der Augenblick, wo sie ihre Stimme hätten erheben müssen. ‚Kein Gebet ohne deine Reue, Zar!‘ hätten sie sagen müssen. ‚Hör auf mit deinen Greueln‘, hätten sie sagen müssen, ‚dein Geld stinkt nach Blut!‘“

Lebedew stand auf. „Sie haben geschwiegen, denn das Geld roch nach mehr Geld. Kommt, ich will euch etwas zeigen.“

Wir gingen in die Stadt zurück und standen bald vor einer Kirche mit Zwiebeltürmen, die unberührt von den Wirren der Revolution sich vor uns erhob. Lebedew sagte: „Da drin war nun das Zentrum. Unter diesen Kuppeln wohnte Gott, Zar und Pope in einer Person. Es gab kein anderes Zentrum; wir waren alle nichts als die Monde, die um diese Sonne kreisen durften; ich meine dies wörtlich – aber treten wir ein.“

Die Kirche war leer; aus dem Mittelpunkt der größten Kuppel hing an einem langen Seil ein Pendel, das leicht über den Boden schleifte. Es war ein Pendel, wie Léon Foucault es 1852 im Pariser Pantheon angebracht hatte; Foucault wußte, daß ein Pendel seine Schwingungsebene beibehält, auch wenn die Erde sich dreht; der Boden unter dem Pendel machte eine langsame Drehung, die Foucault im Sand des Bodens markieren ließ. Als man damals die Ablenkung ablas und sie übereinstimmte mit der theoretischen Berechnung, war der Beweis für die Achsendrehung der Erde zwingend erbracht.

Wozu hing das Pendel nun hier? Unten standen unberührt in ihrem Golddämmer die Ikonen.

„Es ist unheimlich schön“, flüsterte Marieluise und sah in die Kuppel hinauf. Sie hatte sofort verstanden:

Die einfachen Striche, die das Pendel auch hier in den Sand zeichnete, waren die Hieroglyphen einer gigantischen Macht, die keinen Namen hatte, kein Götterbild brauchte, die beruhigend war in ihrer Stetigkeit und aufwühlend in ihrer Beziehung zu fernsten Räumen. Die Striche weckten die Lust zu interplanetarischen Entdeckungen, zeigten dem Menschen ohne Drohung seinen Platz und warnten ihn in ihrer mathematischen Reinlichkeit vor jedem Versuch der Anthropomorphisierung Gottes.

Es waren in dem simplen Pendel eine so präzise Widerlegung des Cäsaropapismus, der alle Aufmerksamkeit für Jahrhunderte auf sich gezogen hatte.

Marieluise wies auf die Ikonen und gab Lebedew einen dankbaren Blick.

„Ich habe diese Heiligen nie gern gehabt“, sagte sie, „sie haben alle schwarze Striche unter den Augen; sie sehen übernächtigt aus!“

Lebedew war glücklich über den gelungenen Ausklang des Tages. „Nicht, daß das Pendel unsere Wirtschaftsprobleme löst“, sagte er, „aber es nimmt uns die schlechte Luft der Erde weg und läßt Planetenluft um unsere Nasen streichen.“ Er senkte die Stimme: „Es nimmt uns auch die Geschwellenheit, es befreit uns von der Illusion, so weltwichtig zu sein – und vielleicht bringt es uns die Poesie wieder!“

ZUR WIEDERERÖFFNUNG DES MUSEUMS FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE IN SAARBRÜCKEN

VON MARTIN KLEWITZ

Am 3. Dezember 1958 konnte das Museum für Vor- und Frühgeschichte nach fast zwanzigjähriger Pause von Herrn Kultusminister D. J. Röder wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Es ist ein völlig neues Museum geworden, an anderer Stelle als es einst stand und in neuer Aufstellung. Ja, auch das alte Museumsgut macht nur einen geringen Teil der Sammlung aus. Überwiegend werden neue Funde auf diese Weise erstmalig zugänglich. Das Interesse am Museum ist lebhaft, bis zum Frühjahr wurden schon über dreitausend Besucher gezählt. Sie kamen in erster Linie aus Saarbrücken und aus dem Saarland, aber auch aus Westdeutschland und aus Frankreich. Manch anderer Ausländer, der als Gast in Saarbrücken weilte, hat sich die Sammlung angesehen. Vereine kommen und lassen sich vor die Funde aus dem saarländischen Boden führen, Schulklassen werden die ausgestellten Stücke von ihren Lehrern erläutert. Und Stücke, die aus der Heimatgemeinde der Schule in das Museum gekommen sind, finden stets besondere Beachtung. Lehrer haben sich in einem mehrtägigen Fortbildungslehrgang mit der Vor- und Frühgeschichte des Saarlandes vertraut gemacht.

So wächst das Museum unauffällig und zwanglos wieder in das Leben von Land und Stadt hinein, nimmt seinen Platz ein und erfüllt seine bildende Aufgabe. Nur so ist ein Museum sinnvoll. Das gestapelte Museumsgut ist tot. Erst in wirksamer Aufstellung wird es lebendig. Es schafft Wechselbeziehungen zwischen dem gegenwärtigen Menschen und der Vergangenheit, der seine Zeugnisse entstammen.

Während der Zeit des deutschen Kaiserreiches wurde das Land entsprechend seiner politischen Zugehörigkeit von den preußischen und bayerischen Behörden archäologisch betreut. Die Bodenfunde kamen nach Trier und Speyer in die Museen, einiges auch in die Berliner Sammlungen. Mit der Errichtung des ersten Saargebietes ergab sich die Notwendigkeit, die Bodenfunde des Gebietes im Saarland zu sammeln und zu betreuen. Unter dem ersten Landeskonservator des Saargebietes, Oberbaurat Klein, wurde ein Konservatoramt aufgebaut, das nebeneinander Kunstdenkmalspflege und Bodendenkmalspflege als Aufgabe hatte. Nach einem dreiviertel Jahrzehnt des Bestehens hatten sich 1828 in dem Amt genügend Bodenaltertümer angesammelt, daß der Konservator Klein es unternahm, in dem Gebäude Kepplerstraße 3 (jetzt Schule für Kunst und Handwerk) ein „Museum für Vor- und Frühgeschichte“ zu eröffnen. Bestanden anfangs Bedenken, so fand Klein doch bald Anerkennung und das Museum erweiterte sich ständig bis zum Jahre 1939, auch nach dem Tode des Landeskonservators Klein 1934 unter seinem Nachfolger Dr. Keller.

Bei Kriegsausbruch wurde das Ausstellungsgut an verschiedenen Auslagerungsorten geborgen. Das Gebäude in der Kepplerstraße brannte aus, und erst lange Jahre nach dem Kriege erhielt 1957 das Konservatoramt wieder ein eigenes Gebäude am Ludwigsplatz in dem ehemaligen Palais Freithal. Das ausgelagerte Gut, etwa 100 Kisten, wurde nun wieder ausgepackt, geordnet und gesichtet.

1958, nunmehr nach dem Ausscheiden von Dr. Keller, wurde unter meiner geschäftsführenden Amtsleitung das Museum wieder eröffnet, entsprechend einem drängenden Wunsch des Herrn Kultusministers Dr. Röder, die Museumsbestände wieder nutzbar zu machen für Erwachsene und Schulpugend.

Die Schwierigkeiten waren groß. Gemeistert wurden sie durch eine gute und reibungslose Gemeinschaftsarbeit aller Beteiligten. Das Staatl. Hochbauamt (Innenarchitekt Herr Roland), der Graphiker (Herr Beck), die Landesbildstelle (Fotoarbeiten Herr Lischke)¹⁾, arbeiteten mit den Kräften des Konservatoramtes vorzüglich zusammen. So wurde binnen einem Vierteljahr der äußere Rahmen für die Sammlungen geschaffen.

Doch auch das Sammlungsgut bot Schwierigkeiten. Die aus der Auslagerung zurückgekehrten Objekte sind nur zu einem ganz geringen Teil unmittelbar wieder zum Zeigen in einer Schausammlung geeignet. Das meiste muß einer erneuten Konservierung unterzogen werden, es muß katalogisiert und geordnet werden. Das aber ist eine Arbeit, die sich über längere Zeit erstrecken wird. So ergab sich notwendig, daß zunächst und in erster Linie Objekte ausgestellt wurden, die nicht zu den Altbeständen des Museums gehören, also Funde aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg.

Doch erwies sich, daß vieles, das beim Aufbau der Schausammlung für uns zunächst eine Erschwernis war, am Ende gut für das Ergebnis war. Das verfügbare Geld reichte nicht, das gesamte Museum sofort zu eröffnen. Die Beschränkung auf das Erdgeschoß als ersten Abschnitt ermöglichte es dann aber, diesem Teil trotz der kurzen Zeit eine gültige Gestalt zu geben. Die teilweise Verwendbarkeit der alten Bestände zwang zur Heranziehung vorwiegend der Neufunde und gab so der Schausammlung den Glanz, fast ausschließlich noch nie gezeigte Objekte zu enthalten, ja, es sind zum Teil Gegenstände, die noch nicht in der Fachliteratur veröffentlicht wurden.

Die Auswahl und Ordnung der Schaustücke, den Gesamtaufbau der Ausstellung und die wissenschaftliche Bearbeitung hat Herr Kolling vom Staatlichen Konservatoramt vorgenommen. Die wenigen Angaben über die Schwierigkeiten, die entgegenstanden, werden die Leistung erkennen lassen, eine so klare, geschlossene und in sich ganze Ausstellung zu schaffen. Wie selbstverständlich ergänzen die Fotos, dort, wo das Fundstück allein in seiner Aussage nicht ausreicht, wo es notwendig ist, Fundort und Fundumstände abzubilden. Wie klar gibt etwa die Fundkarte der bronzezeitlichen Funde Einsicht, daß hier eine ackerbauende Kultur die Fruchtbarkeit der Talniederungen bevorzugte, anders als die früheren Jägerkulturen.

Auch die Gestalt der Schausammlung ist eine Gemeinschaftsleistung des ganzen Amtes. Viel, außerordentlich viel gab es für die geschickten Hände des Restaurators, Herrn von Ehr, zu tun, die Verwaltung ebnete mancherlei Schwierigkeiten. Genannt sei schließlich die Konservierung des Reihheimer Fundes durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz. Die Aufbauarbeit wird fortgesetzt. Das Museum gliedert sich in eine Schau- und eine Studiensammlung. Die Schausammlung ist der Öffentlichkeit zugänglich, die Studiensammlung steht der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung. Die Schausammlung soll in klarer übersichtlicher Form die Objekte von allgemeinem Interesse darbieten. Die Studiensammlung enthält — enger aufgestellt — die weniger ansehnlichen Stücke, die aber oft

1) Genannt sind nur die Hauptmitarbeiter. Dienststellenleiter der Ämter und ihre übrigen Mitarbeiter setzten sich ein für das Gelingen. Auch die beteiligten Firmen, die die Arbeiten ausführten, konnten nicht genannt werden.

doch von großem wissenschaftlichem Interesse sind. Hier findet der Lehrer aus der ländlichen Gemeinde kleinere Einzelstücke, die dem Boden seiner Dorfgemarkung entstammen. Am Ausbau der Studiensammlung wird gegenwärtig gearbeitet. Neue Geräte wurden für die Restaurierungswerkstatt beschafft, um die Konservierungsarbeiten zu verbessern und zu beschleunigen. Die wissenschaftliche Durchsicht der Altfunde wird weitergetrieben. Vom Fortgang all dieser Arbeiten hängt es ab, ob bereits auch in diesem Jahr auch das erste Obergeschoß in die Räume der Schausammlung einbezogen werden kann. Es sind diese Aufsätze also Zwischenberichte aus lebhafter Aufbauarbeit. Doch sind sie zugleich mehr, wie sich jeder Besucher des Museums überzeugen kann. Die zugängliche Schausammlung bietet einen in sich abgeschlossenen Rundgang, bei dem man in sorgfältiger Auswahl einen Überblick über die Vor- und Frühgeschichte im saarländischen Bereich erhalten kann an Hand von zum Teil völlig einzigartigen Stücken. Man braucht nicht nur auf den großartigen Fund von Reinheim zu verweisen, dessen schönste Stücke ausgestellt sind, auch in den anderen Räumen befinden sich wertvollste Funde.

Wohl so mancher Besucher wird das Museum verlassen mit dem überraschten Bewußtsein, daß sich das Bild seiner Heimat für ihn geschichtlich geweitet hat in früheste Vergangenheiten zurück.

MUSEUM FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE UND ARCHÄOLOGISCHE FORSCHUNG IM SAARLAND

VON ALFONS KOLLING

Das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Saarbrücken ist ein landeskundliches Museum. Es sieht seine Aufgabe in der Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen, deren dingliche Zeugnisse der Boden des Saarlandes hervorgebracht hat. Jahrzehntausende schriftloser Jäger-, Bauern- und Hirtenkulturen und die Zeit des ersten nachchristlichen Jahrtausends sollen in ihrer materiellen Hinterlassenschaft zeitlich gegliedert und so im historischen Zusammenhang museal gestaltet werden. Dazu gehört, daß die auszustellenden Gegenstände erforscht und in eine lebendige Beziehung zu Mensch und Volk, Kultus, Geographie, Wirtschaft und Politik gebracht werden können.

Die Quelle, aus der ein landeskundliches Museum schöpft, ist der Boden eines umgrenzten geographischen Raumes. Mit diesem Boden beschäftigt sich zunächst die archäologische Forschung. Die Forschung erstreckt sich von der prähistorischen Denkmalpflege (Menhire, Grabhügel), über die Bergung von Zufallsfunden, planmäßige Ausgrabungen, der Restaurierung der gewonnenen Objekte bis zu deren Darstellung in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Erst nach vollständiger Erarbeitung kann der vorgeschichtliche Fund dem Museum sinnvoll dienstbar gemacht werden.

Diese landeskundliche archäologische Forschung wird im Saarland durch das staatliche Konservatoramt in Saarbrücken betrieben, welches im Museumsgebäude seinen Sitz hat. Das Museum ist eine besondere Abteilung dieses Amtes.

Die Objekte der Forschung (Siedlungsreste, Gräber, Spuren von Kultplätzen, von Ackerbau und frühgeschichtlichen Straßen, Verwahrfunde und anderes mehr) sind nur selten an Hand oberirdischer Merkmale aufzuspüren. Meistens werden die Funde bei Erdarbeiten, in Sand- und Kiesgruben, bei Straßen- und Kanalbauten, beim Graben und Pflügen gemacht. Sie können nur dann wissenschaftlichen Gewinn bringen, wenn die gesetzlich vorgeschriebene Fundmeldung erstattet wird. Der Charakter des landeskundlichen prähistorischen Museums liegt darin, daß der Fundstoff, in seiner besonderen Eigenart getreulich aufgezeigt, darlegt, welche vorgeschichtlichen Perioden, Stufen und Phasen der Landschaft ihr materielles Gut einverleiben ließen.

Die Landschaft an der Saar bot dem vorgeschichtlichen Menschen, je nachdem ob er sich vornehmlich von der Jagd, der Viehzucht oder dem Ackerbau ernährte, unterschiedlich gute Siedlungsbedingungen. Am wenigsten einladend waren die Böden des Westrichs dem Ackerbauer, denn wo hier die Erde wirklich fruchtbar ist, ist sie meistens schwer zu bearbeiten. Die leichteren Sandböden wirtschafteten sich aber zu schnell ab, um etwa einem jungsteinzeitlichen Bauern verlockend zu sein. Zudem waren die Buntsandsteinoberflächen – also die leichter zu grabenden und zu pflügenden Böden – in vor- und frühgeschichtlicher Zeit durchgehend mit Wald bedeckt. So kommt als vorgeschichtlicher Ackerboden zunächst vornehmlich die Flußterrasse von Saar und Blies in Betracht. Bei diesen relativ ungünstigen Bodenverhältnissen nimmt es nicht wunder, daß neolithische Siedlungsreste im Saarland bislang kaum gefunden wurden. Es fehlen die großen offenen Flächen fruchtbaren und leicht zu bearbeitenden Lößbodens. Günstiger waren die Gegebenheiten für die Viehwirtschaft. Die lichten Bergwälder boten Weide für Rind, Ziege und Schaf, Ecker- und Buchelnmast den Schweineherden. So finden sich auf den Bergrücken über den Hochtälern die Gräberstätten der bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Viehzüchter. In den Tälern von Saar und Blies aber siedelten die sogenannten Urnenfelderleute der frühen Hallstattzeit, von denen angenommen wird, daß sich ihre Existenz vornehmlich auf den Ackerbau gründete. Möglicherweise werden sich in diesen Tälern auch einmal neolithische Siedlungsreste finden lassen. Einstweilen aber können die jungsteinzeitlichen Kulturen im Museum nur durch verstreut gefundene Steinwerkzeuge vertreten sein. Nur durch Streufunde darzustellen ist auch die ältere Steinzeit. Das früheste Stück, ein Faustkeil des älteren Paläolithikums, wurde bei Ludweiler im Warndt in diluvialen Lehm gefunden. Er gehört in die Zeit, aus der sich von verschiedenen Stellen im Saarland Reste des *Elephas primigenius*, des Mammut, überliefert haben. In den Schottern der Talauen und Niederterrassen von Saar und Blies wurden Stoß- und Backenzähne gefunden. Das Fundgut der viel späteren jüngeren Steinzeit läßt sich vielleicht schon nach Kulturgruppen sondern. Die fraglichen Beile und Hämmer sind oft aus einem Steinmaterial gefertigt, das nur in weit entfernten Gebieten vorkommt und daher auf Handelsbeziehungen hindeutet. Leichter zu fassen ist die auf das Neolithikum folgende Kultur der bronzezeitlichen Hügelgräber. Wenngleich nur von wenigen schon früher ausgegrabenen Totenstätten bedeutenderes Fundgut vorliegt, ist doch damit zu rechnen, daß noch in manchen der in den Wäldern versteckten Grabhügel Totenbeigaben aus dieser Zeit zu bergen sind. Erst die späteste Bronzezeit hat indessen ein reichlicheres

Abb. 4 u. 5



Abb. 1 Museum für Vor- und Frühgeschichte Saarbrücken, am Ludwigsplatz, ehem. Palais Freithal



Abb. 2 Aus dem Steinsaal. Säulen der römischen Villa von Bierbach bei Homburg-Saar



Abb. 3 Rosmerta und Merkur. Gallorömisches Götterbild von Kirkel, Kreis St. Ingbert. Höhe 1,38 m

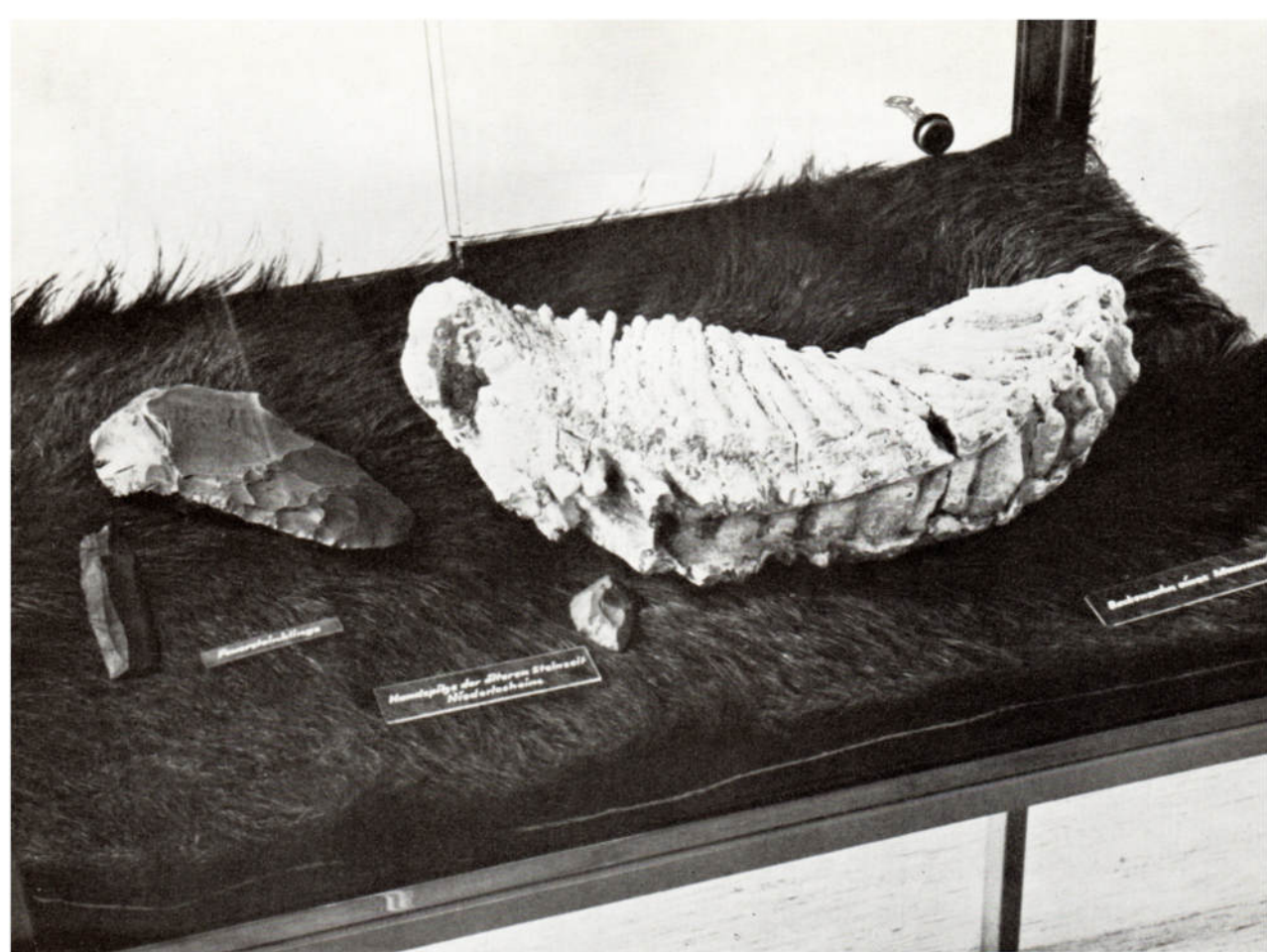


Abb. 4

Zahn eines Mammuts und altsteinzeitliche Werkzeuge.
Links oben Faustkeil von Ludweiler, Kreis Saarbrücken

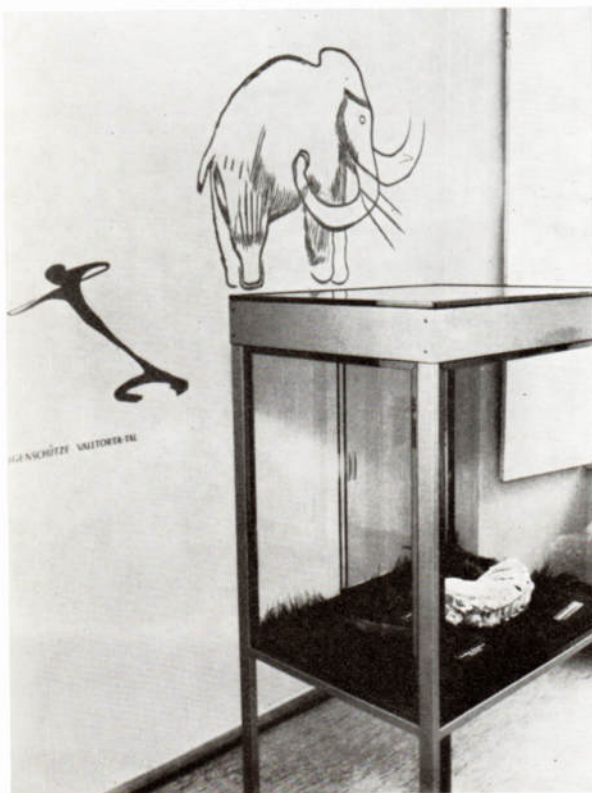


Abb. 5

Vitrine mit altsteinzeitlichen Funden

Abb. 6
Stele der keltischen Pferdegöttin Epona
von Schwarzenacker bei Homburg/Saar



Abb. 7
Vestibül. Vorn römerzeitliches Brandgrab
von Püttlingen, Kreis Saarbrücken



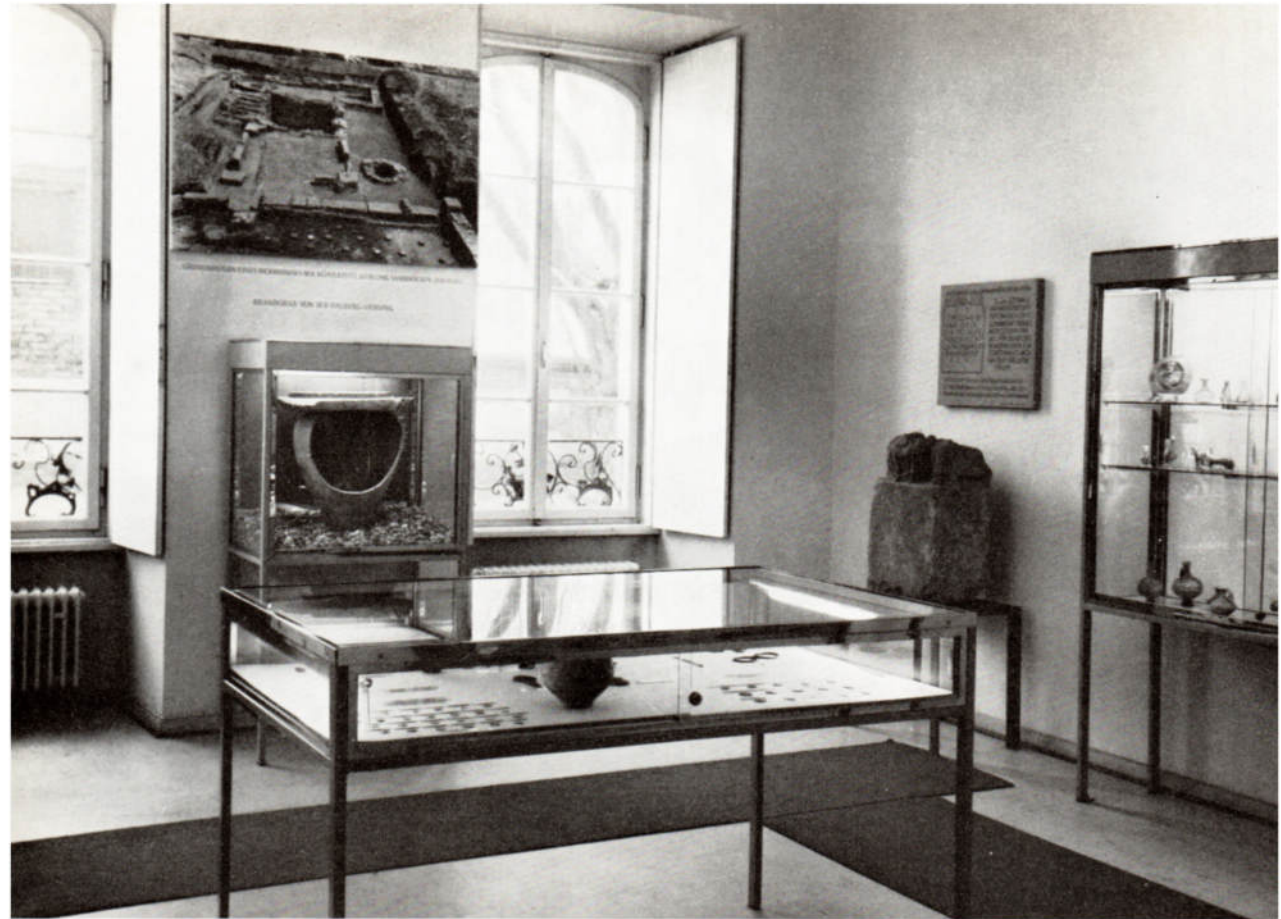


Abb. 8 Raum mit römerzeitlichem Fundgut



Abb. 9

Römerzeitliches Brandgrab, gefunden unter der
Brebacher Landstraße bei Saarbrücken

Funde aus einem fränkischen Frauengrab
von Wittersheim, Kreis St. Ingbert

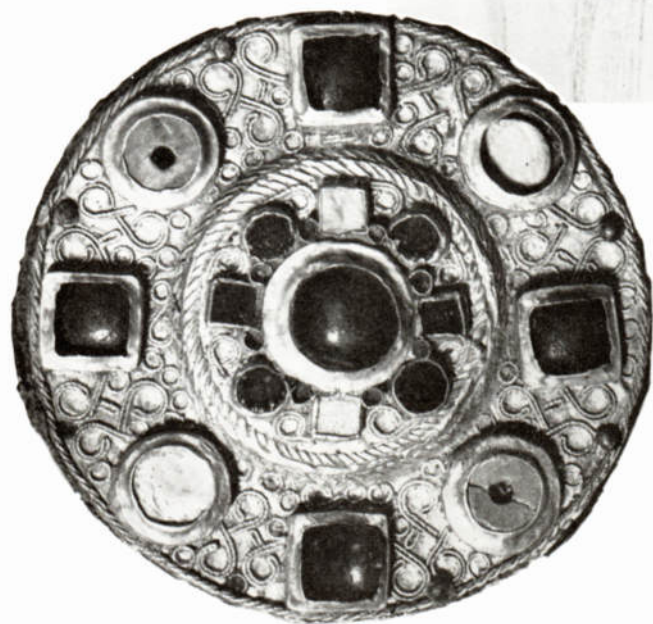


Abb. 11
Fränkische Gewandbroche. Filigran auf Goldblech,
Durchmesser 5,8 cm. Gefunden im Reihengräberfeld
von Wittersheim, Kreis St. Ingbert



Abb. 12 Vitrine mit fränkischem Grab- und Siedlungsfunden

Fundgut beschert. Ausgrabungen in den zwanziger und dreißiger Jahren erbrachten bedeutende Inventare aus Gräberstätten der fraglichen Urnenfelderstufe. Ein aus Mitteldeutschland eingewandertes Volk bestellte auf den Niederterrassen von Webenheim, Schwarzenbach und Bliesmengen an der Blies und Beckingen und Rech an der Saar seine Äcker und führte die hiezulande neuartige Sitte ein, die Toten zu verbrennen und in Flachgräbern beizusetzen. Die Grabstätten der folgenden Hallstattkultur finden sich wiederum auf den Bergeshöhen. Genau wie zur Hügelgräberbronzezeit wölben sich über die Bestattungen umfangreiche Grabhügel. In dieser Zeit der Hallstattkultur und der anschließenden Latènekultur, der jüngeren Eisenzeit, macht sich eine wachsende Siedlungsdichte bemerkbar. Die Kelten treten in das Licht der Alten Geschichte. Vornehmster Ausdruck dieser Zeit sind im Saarland die sogenannten Fürstengrabhügel.

Eine Zäsur in der geschichtlichen Entwicklung entstand mit dem Erscheinen der Römer. Die politische, hierarchische und soziale Ordnung der keltischen Stämme wurde erschüttert und zerstört. Dennoch ist die keltische Kultur in den Jahrhunderten der römischen Besetzung keineswegs ganz erloschen. Die Stämme blieben im allgemeinen auf ihrem Grund und Boden sitzen. Sie nahmen zwar viele Dinge der römischen Kultur freudig auf – insbesondere den Hausbau – verharren aber in Sitte und Brauch zunächst noch beim alten. Gewiß finden wir in keltischen Heiligtümern Kultbilder römischer Art, Inschriften und Attribute lassen jedoch häufig erkennen, daß die Einheimischen in dem Bild etwa des Jupiter ihren angestammten Hauptgott Taranis verehrten. In römischer Zeit erreichte dann das Saarland eine Siedlungsdichte, die es niemals zuvor besessen hat. Der Niedergang der römischen Herrschaft im 5. Jahrhundert n. Chr. hinterließ aber auch ein nie zuvor gesehenes Trümmerfeld. Vici, die Dörfer der Einheimischen, und die Villen standen verbrannt und verlassen. Fränkische Bauern kamen ins Land und gründeten ihre Sippendörfer in den Bachtälern.

Für die Aufstellung des Museums war es geboten, alle diese vor- und frühgeschichtlichen Perioden entsprechend der aus dem Fundgut resultierenden Bedeutung in zeitlicher Abfolge zu gliedern und kritisch auf ihre Ausstellungswürdigkeit zu überprüfen.

Alt- und Jungsteinzeit bedürfen eines relativ kleinen Ausstellungsraumes. Die Kulturzugehörigkeit der verschiedenen Werkzeuge, insbesondere der Beile und Hämmer, ist nach Herkunft, Verbreitung und Fertigungstechnik darzustellen. Auf die im Saarland vorhandenen Menhire aus der Zeit der Megalithkultur ist besonders hinzuweisen.

Die Bronzezeit mit ihren nicht unwesentlichen siedlungskundlichen Fakten bedarf topographischer Schaubilder, Darstellung der Bestattungssitte, des Werkzeuggebrauchs und der Tragweise des Ring- und Nadelschmuckes.

Die Eisenzeit stellt eine Fülle von Fundmaterial. Grab- und Siedlungsfunde sind zu kartieren. Hervorzuheben sind die vielen keltischen Fliehburgen des Saarlandes. System und Technik der Befestigungen sind an Hand von Großphotos und Zeichnungen zu erläutern. Die Gegensätzlichkeit von hallstattzeitlichen und latènezeitlichen Formen ist an den Objekten selbst aufzuzeigen. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch die eisenzeitliche Keramik.

In der Abteilung „Römerzeit“ soll die rasche Wandlung der Siedlungsweise in den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten gezeigt werden, das

Eindringen fremder Kulte an Hand einheimischer Beispiele. Die Brückenkopfkastelle Saarbrücken und Pachten sollen verkehrsmäßig erläutert, die Grabsitten dieser Zeit durch Beobachtungen in den vielen römischen Friedhöfen des Saarlandes dargestellt werden. Unter dem keramischen Fundgut soll das in Blickweiler und Eschweilerhof fabriizierte Terrasigillata-Geschirr hervorgehoben werden.

Merowingerzeit. Die zweite Umwandlung im Siedlungsbrauch in nachchristlicher Zeit ist auf einer Verbreitungskarte mit der Eintragung von Villenplätzen und gallo-römischen Dörfern und germanischen Gehöften darzulegen. Zur Unterrichtung über die germanische Waffenrüstung und den Schmuck der Frauen bieten sich die Funde aus den Reihengräberfeldern an.

Abb. 10, 11 u. 12

Die Gestaltungsmöglichkeiten erschöpfen sich damit keineswegs, aber auch von diesen wenigen aufgezeigten ließ sich bei der Einrichtung des Museums nur ein Teil realisieren, da der einstweilen im Erdgeschoß des Gebäudes zur Verfügung stehende Raum nicht genügte. Doch war bereits ins Auge gefaßt, das Museum in absehbarer Zeit über ein weiteres Stockwerk hin auszuweiten. So ließ sich nur da und dort z. B. eine Verkettung kulturhistorischer Fakten darstellen. Verbreitungskarten und Photos von Geländedenkmälern mußten in der Ausstattung zurückstehen. Römerzeitlicher Hausbau, römisches Berg- und Hüttenwesen können erst nach der Erweiterung näher erläutert werden.

Dennoch wurde versucht, dem Museumsbesucher auch in dem noch beengten Raum ein möglichst plastisches Bild vor- und frühgeschichtlicher Kulturen zu vermitteln. Die Schausammlung umfaßt sechs Räume, einschließlich Vestibül und Steinsaal. Der Rundgang beginnt in dem Raum, der die alt- und jungsteinzeitlichen Funde enthält. Faustkeil, Feuersteinklinge und Handspitze reichen in eine sehr frühe vorgeschichtliche Zeit. Das älteste Fundstück unter diesen, der Faustkeil aus der zweiten Stufe der Altsteinzeit (Acheuléen), liegt neben dem Zahn eines Mammuts, der an der Saar bei Güdingen gefunden wurde. Das kälteliebende Mammut wurde von den Menschen der Eiszeit gejagt und mitunter bildlich dargestellt. Neben der Vitrine mit den Funden ist ein solches gemaltes Bild aus der Höhle von Les Combarelles in der Dordogne an die Wand reproduziert. In einem Schaukasten des gleichen Zimmers vereinigen sich die Funde der jüngeren Steinzeit, große spitznackige Beile der Glockenbecherkultur, durchbohrte Steinhämmer und Feuersteinspitzen. An zwei Beispielen ist auch die Schäftung der Steingeräte dargestellt. Es ist die gleiche Zeit, aus der die Menhire „Gollenstein“ und „Spillenstein“ datieren, 3500 bis 2000 v. Chr. Ersterer wurde im Krieg umgestürzt, weil man ihn als einen militärischen Zielpunkt ansah. Der mächtige Stein zerbrach dabei in drei Stücke und mußte, wie auf einigen Wandphotos veranschaulicht ist, wiederum mühsam aufgerichtet werden. Der nächste Raum „Bronzezeit“ (2000 bis 800 v. Chr.) bietet charakteristische Keramik aus der späteren Stufe der ersten Metallkultur, auch Gerät, Waffen und Schmuck aus dieser Zeit, Schmuck auch aus der vorangegangenen Stufe der sogenannten Hügelgräberbronzezeit. Eine rekonstruierte gespaltene Knieschäftung zeigt, wie ein undurchbohrtes Bronzebeil gestielt war. Alle Fundstätten der bronzezeitlichen Stufen im Saarland sind auf einer Wandkarte eingetragen.

Abb. 4 u. 5

Im Mittelpunkt des anschließenden Raumes „Eisenzeit“ steht die Vitrine

mit dem Inventar des keltischen Fürstengrabes von Reinheim an der Blies. Auch hier wurde versucht, an Hand von Ausgrabungsphotos eine lebendigere Vorstellung von dem Charakter des Fundes zu geben. Für eine eingehendere Darstellung ist jedoch der Raum einer einzigen Vitrine viel zu beschränkt. Museale Möglichkeiten sind aber immerhin durch die Nachbildungen von Kanne, Tellern, Spangen und Gewebe angedeutet. Der goldene Ringschmuck dieses Grabes gehört zu den eigenartigsten Erzeugnissen der keltischen Goldschmiedekunst. Der gleiche Raum zeigt außerdem Tongeschirr und Schmuck der vorangegangenen Hallstattkultur. Die späteste Eisenzeit (Latène D) ist mit Waffen und ebenfalls einer Anzahl von Tongefäßen vertreten. In dieser spätkeltischen Zeit sind auf vielen Anhöhen des Saarlandes Fliehburgen entstanden. Die größte Burg, der sogenannte Ringwall von Otzenhausen, ist durch zwei Wandbilder erläutert. Ein Photo zeigt, wie sich die eingestürzte Umfassungsmauer (der „Ringwall“) heute darbietet, ein Ausschnitt aus dem Bildfries der Trajanssäule in Rom, wie eine solche keltische Mauer (*Murus gallicus*) gebaut und verteidigt wurde. In dieser Zeit war das Keltentum im Absteigen begriffen, die Blütezeit war schon um 300 Jahre überschritten. Längst war man davon abgekommen, den Vornehmen kostbare Schmuck- und Gebrauchsgegenstände mit ins Grab zu geben. Auf einer Wandtafel ist die Verbreitung der keltischen Fürstengrabhügel des Saarlandes aufgezeigt. Nur eine einzige dieser umfangreichen Grabstätten ist heute noch im Gelände vorhanden: der „Fuchshügel“ von Theley. Er befindet sich auf dem Hochplateau am Fuße des Schaumbergs und wurde im Jahre 1838 ausgegraben. Gewiß war der auf dem Wandphoto dargestellte Hügel früher noch höher und vielleicht mit einem hölzernen oder steinernen Grabmal gekrönt.

- Die Kultur der römischen Zeit — ihr ist der nächste Raum gewidmet — nimmt mit ihrer Fülle des Fundgutes den größten Teil der Sammlung ein. Nur ein kleiner Bestand konnte ausgewählt und zur Schau gestellt werden. In einer Reihe von nebeneinandergestellten Vitrinen ist die Entwicklung der Keramik in den fünf Jahrhunderten der römischen Besetzung dargestellt. Das erste nachchristliche Jahrhundert steht noch ganz unter dem Eindruck der keltischen Gefäßformen. Im zweiten Jahrhundert dringt italischer Formengut ein. Gallische Töpfer errichteten in Blickweiler und Eschweilerhof Werkstätten und fabrizierten das sogenannte Terrasigillata-Geschirr, figuren- und ornamentverzierte feine Tonware. Im dritten Jahrhundert nimmt die Mannigfaltigkeit zu, die Betriebe der Sigillatatöpfer werden jedoch aus handelspolitischen Gründen an den Rhein verlagert. Das nachfolgende Jahrhundert brachte dann den Niedergang des Töpfergewerbes. Viertes und fünftes Jahrhundert bieten nur noch ein minderes Geschirr, meistens rohe Gebrauchsware. Damals verfiel die römische Siedlung am Halberg bei Saarbrücken, von der ein Photo freigelegter Hausreste einen Eindruck über die Wohnkultur „des kleinen Mannes“ zu dieser Zeit vermittelt. Unter dem Wandbild ist ein Grab dieser Siedlung aufgebaut.
- Abb. 2, 3 u. 6—9 In einer gläsernen Urne befand sich der Leichenbrand. Die Urne wurde zum Schutz in eine Amphora gestellt und mit einer römischen Dachziegel überdeckt. Säulen und Götterbilder aus römischer Zeit sind in dem langgestreckten Steinsaal aufgestellt. Sie stammen von Siedlungen und Kultstätten. Welch ein Unterschied in der Darstellungsweise etwa der keltischen Göttin Epona? Hier thront sie starr, monumental, gleichsam unnahbar, zu ihren

Seiten die heraldisch=streng dargestellten Pferdchen, ihre Schutzbefohlenen. Dort sitzt sie in gelockerter Haltung und greift fast genrehaft in die Mähne des Pferdes, während das zweite Pferd den Kopf nach der Fruchtschale der Göttin neigt. Am Ende des Rundganges erblickt der Besucher noch im Vestibül ein vornehm ausgestattetes römerzeitliches Brandgrab. In der Ausmeißelung eines großen hausförmigen Steinfindlings stehen Totenlampe aus Bronze und Urne aus blaugrünem Glas, während außen an den Stein eine bronzene Vase angelehnt ist. Die Lampe ist ein besonders schönes Stück. In einem Loch der langgezogenen Schnauze brannte der Docht, welcher aus der mit Pantherköpfen verzierten kleinen Wanne mit Öl versorgt wurde. Um dem Besucher eine Vorstellung zu geben, wie sehr der germanische von dem römischen Totenkult abweicht, sind in dem gleichen Raum einige merowingische Funde ausgestellt. Den Mann begleiteten seine Waffen ins Grab, die Frau ihr Schmuck. So wie der Schmuck auf der gezeichneten Unterlage der Vitrine angeheftet ist, trug ihn die Tote auch zu Lebzeiten.

Abb. 6

Abb. 7

Mit Vorstehendem kann nur ein Querschnitt durch das Museum aufgezeigt werden. Es bleibt der Muße des Besuchers überlassen, sich mit der großen Mannigfaltigkeit des ausgestellten Fundgutes zu beschäftigen. Inzwischen werden in der Museumswerkstatt die im Obergeschoß auszustellenden Gegenstände instand gesetzt. Neue Funde aber geben neue Ausblicke. Gehört es doch zu den Vorzügen eines prähistorischen Landesmuseums, daß der Boden seines Arbeitsbereiches noch vieles birgt, was, heute noch unbekannt, morgen aber den Besucher verwundern lassen kann.

ÜBER LOTHRINGISCHES VOLKSTUM

VON ANTON JAKOB

Unsere Familie stammt aus dem nördlichen Lothringen, aus dem Grenzlande, in dem man von jeher ohne Rücksicht auf politische Markensetzung herüber und hinüber heiratete, wo die Söhne des einen Familienzweiges je nach den politischen Machtverhältnissen bei den Preußen, die des andern bei den Franzosen Soldat werden und gegebenenfalls auch für das jeweilige Vaterland bluten mußten. Grenzsteine und Zöllner waren für die Familienbeziehungen ohne Belang. Und dennoch, wenn wir in unseren Jugendtagen zu unseren Verwandten im lothringischen „Steifland“¹⁾ zwischen Diedenhofen und Busendorf kamen, sei es zur Kirmes, sei es zu Familienfeierlichkeiten, fiel uns, die wir auf der preußischen Seite wohnten, doch gar manches auf, was in Mundart, Lebensformen, im Brauchtum drüben anders war als bei uns. Schon die Grußform war dort eine andere (Umarmung und Kuß bei den nahen Verwandten), am Tisch gab es reines Weizenbrot, während daheim nur Halbkornbrot (Graubrot) üblich war. Statt mit der Post fuhr man dort mit dem Kurriä, zur nächsten Gare (= Bahnhof) hatten sie mehrere Stunden, zwar sahen die Häuser denen daheim ziemlich ähnlich, schienen uns aber doch altertümlicher in der Inneneinrichtung, im Zimmerschmuck. In der Kirche sang man die lateinischen Psalmen mit einer eigenartigen Aussprache, man saß dort die meiste Zeit beim Gottesdienst,

was daheim unbekannt war; die Beerdigungen wurden vielfach noch „erster Klasse“ mit drei Geistlichen vorgenommen, und bei frohen Familienereignissen (Erstkommunion, Hochzeit) wurde mehr „Bröht“ (Aufwand, Pracht) gezeigt als bei uns. Wir waren hier zwar bei unserer „Freundschaft“ (Verwandtschaft), aber doch in einem andern Lande, wir waren in Lothringen.

Mit der Nennung dieses Namens Lothringen sehen wir uns im Zusammenhang mit unserem Vorhaben, über lothringisches Volkstum zu sprechen, vor die Notwendigkeit gestellt, den Geltungsbereich des Begriffes Lothringen näher zu erörtern. Denn es gibt heute kein festumgrenztes politisches Gebiet, das Lothringen heißt. Was von 1871 bis 1918 innerhalb des Reichslandes Elsaß=Lothringen der Bezirk Lothringen war, heißt jetzt bei den Franzosen „Moselle“ (Moseldepartement). Es war dieser Bezirk Lothringen auch nur ein Bruchteil des alten Herzogtums Lothringen, das 1766 an Frankreich gekommen war, aus dem die Franzosen zunächst eine Provinz Lothringen und dann, unter Einbeziehung der Provinz der drei Bistümer (trois évêchés) mit Metz, Toul und Verdun, die Departements Meurthe et Moselle, Meuse und Vosges bildeten.

Es gab und gibt auch keinen Volksstamm der Lothringer, wie wir von einem Stamm der Schwaben, Franken usw. reden. Lothringen war, als es im Verbands des Deutschen Reiches eigene Herzöge, wie die verschiedenen deutschen Stämme hatte, volklich aus Romanen, Franken und Alemannen zusammengesetzt.

Auch gibt es keine einheitliche geographische Landschaft Lothringen, wie etwa die Eifel, der Hunsrück u. a. Man spricht zwar von einer lothringischen Hochebene, aber diese umfaßt nur einen Teil des Gebietes, das unter den politischen Begriff Lothringen gehört. In dem Werk „Géographie Lorraine“, verfaßt von vierzehn Autoren kurz vor dem letzten Kriege²⁾, wird einleitend gesagt, es sei nicht möglich, den Begriff Lothringen geographisch zu bestimmen. Es wird dabei auf die Notwendigkeit verwiesen, den Begriff geschichtlich zu entwickeln, wobei aber gleichzeitig die Schwierigkeiten betont werden, die sich aus einer Abgrenzung des Begriffes Lothringen aus historischer Sicht ergeben.

Vor andern politischen Bezeichnungen hat der Name Lothringen das eine voraus, daß seine Herkunft sprachlich eindeutig bestimmt werden kann. Lotharingia = Lotharii Regnum war das Reich Lothars II., des Sohnes Lothars I. und Urenkels Karls des Großen, und verdankt seine Entstehung den karolingischen Teilungen im 9. Jahrhundert. Es reichte ohne rechte natürliche Grenzen vom Jura im Süden bis zur Rheinmündung im Norden, erstreckte sich teilweise bis an den Rhein, teilweise über den Strom, westlich über die Maas und umfaßte deutsche wie romanische Volksteile. Nach Lothars II. Tode, zwischen dem ostfränkischen und westfränkischen Reich im Jahre 870 geteilt, erstand Lothringen doch bald wieder, und nach jahrzehntelangem Hin- und Herschwanken zwischen West- und Ostreich schlossen sich die führenden Geschlechter im Jahre 925 an letzteres (Deutschland) an. Unter Otto I. fand eine Teilung Lothringens in die zwei Herzogtümer Ober- und Niederlothringen statt. Nachdem die Herzöge von Niederlothringen sich nur mehr nach einem Teilgebiet ihres Landes Herzöge von Brabant nannten, verblieb der Name Lothringen noch bei Oberlothringen, das jedoch infolge Absplitterung mehrerer geistlicher und weltlicher Territorialstaaten stark zusammengeschrumpft war. Seine Herzöge führten den

Namen Herzöge von Lothringen schlechthin auch nur mehr bis zur Auflösung des Herzogtums und Eingliederung in Frankreich 1766. (Vergl. auch die Abhandlung des Verfassers über die „Deutsche Ballei im alten Lothringen“, Saarbrücker Hefte 6/1957.)

Es wäre nun gewiß abwegig, unter dem geschichtlichen Lothringen nur dieses 1766 untergegangene Rumpfherzogtum zu sehen. Zum lothringischen Raum oder, um mit einem neueren Begriffe zu operieren, zur „historischen Landschaft“ Lothringen sind auch die Gebiete zu rechnen, die von den herzoglich-lothringischen Gebieten umschlossen waren und in geschichtlichen Schicksalen vieles mit dem Herzogtum gemeinsam hatten, wie die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun, ebenso verschiedene kleinere Herrschaften und die Gegend von Diedenhofen, die lange Zeit luxemburgisch war. Nicht mehr zu Lothringen rechnen wir heute die Teile des ehemaligen Herzogtums, die jetzt deutsch sind (Ämter Schaumburg, Siersberg, Wallerfangen, Berus).

So liegt das ganze Gebiet, das wir heute unter Lothringen verstehen, innerhalb der Grenzen des französischen Staates, zerfällt aber sprachlich in einen größeren französischen und einen kleineren deutschsprachigen Teil. Man kann nun fragen, ob man bei einer solchen sprachlichen Zweiteilung von einem gemeinsamen Volkstum reden kann. Wir möchten die Frage bejahen, weil Sprache nicht mit Volkstum gleichgesetzt werden muß. Die Sprache hat gewiß eine starke volkstumsbildende Kraft, aber das Volkstum kann auch von anderen Faktoren geprägt werden: von der Gemeinsamkeit der geschichtlichen Schicksale der Lebensanschauungen und Lebensformen.

So finden wir denn auch, wenn von Nichtlothringern über den lothringischen Volkscharakter geurteilt wird, daß nicht etwa nur die französisch-sprechenden oder die deutschredenden Lothringer gemeint sind, sondern das gesamte im lothringischen Raum wohnende Volk. Und wenn wir die ältere geschichtliche Situation des lothringischen Raumes betrachten, so fallen uns wohl die starken inneren Spannungen auf, die durch die Rivalität der großen Adelsgeschlechter bedingt waren, aber die Gegensätze waren keineswegs aus der sprachlichen Verschiedenheit geboren, sondern aus dem Streben nach politischer Macht. Unter dem Parteihader seiner führenden Männer hat das lothringische Volk schwerste Schäden hinnehmen müssen. „Der einheimische Raubadel war damals für Lothringen nicht weniger oder kaum weniger schädlich als die Feindschaft der Normannen³⁾. Unverdient kam der Lothringer durch die Streitsucht der Großen in einen üblen Ruf. Der Sachsenchronist Widukind, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts schrieb, charakterisiert die Lothringer also: „Lotharii gens varia et artibus assueta, bellis prompta, mobilisque ad rerum novitates“ (Das lothringische Volk ist unbeständigen Charakters, ränkesüchtig, kriegslustig, rasch zum Umsturz bereit⁴⁾). Noch abträglicher, aber auch noch unverdienter, lautet ein Urteil von französischer Seite — freilich aus späterer Zeit: „Lorraine vilain traître à Dieu et à son prochain.“ (Der Lothringer ist niederen Charakters, Verräter an Gott und seinem Nächsten.) Hier wird das Volk nach der Haltung seiner gewalttätigen, zwischen Ost und West schwankenden Adelsgeschlechter beurteilt oder besser gesagt — verurteilt, obschon es, wie gesagt, unter der Politik dieser unruhigen, fehdelustigen Herren selbst am meisten zu leiden hatte. Im späteren Mittelalter wurde das Hin und Her in der Politik durch die Herzöge fortgesetzt, indem sie einmal in Anlehnung an Frankreich, einmal an Deutschland (zu welchem das Herzog-

tum rechtlich gehörte) die Selbständigkeit ihres kleinen Staates zu sichern suchten, wobei sie gleichzeitig bemüht waren, auf die kleineren Territorialstaaten im lothringischen Raum politischen Einfluß zu gewinnen. Mit der von herzoglichen Gebieten umschlossenen Stadt Metz, die aber nicht herzoglich werden wollte, gab es häufige Fehden, die von erbarmungslosen Verwüstungen des flachen Landes begleitet waren. Das lothringische Bauernvolk litt unsäglich in den Burgunderkriegen und vor allem im Dreißigjährigen Kriege, so daß Dom Calmet, der Geschichtsschreiber Lothringens, sagen konnte, Lothringen allein habe Jerusalem im Unglück übertroffen („Lotharingia sola Hierosolymam calamitate vicit“).

Das Lothringer Volk nahm sein Geschick jedoch nicht immer stumpf und teilnahmslos hin, die vielen Kriege und Überfälle durch Söldnerhorden nötigten die Lothringer geradezu, auch ein kriegerisches Volk zu werden. Die Lothringer zeigten sich als gute Soldaten. Im hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England waren die Sympathien der Lothringer auf Seiten Frankreichs, und zwar aus der traditionellen Abneigung gegen die Burgunder, die Verbündeten Englands. Jeanne d'Arc, die Retterin der französischen Monarchie, war ein Hirtenmädchen aus Lothringen. Gegen die räuberischen Armagnacs im 15. Jahrhundert erhob sich das Landvolk, und später, im Dreißigjährigen Krieg, beteiligte es sich am Partisanenkrieg gegen die eingedrungenen Franzosen und Schweden. Aus dem lothringischen Raum kamen mehrere tüchtige Heerführer in den Kriegen des 17. Jahrhunderts. Franz von Mercy aus Longwy in Nordlothringen war General der Liga und dann bayrischer Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, Sieger in mehreren Schlachten über Franzosen und Schweden. Sein Bruder Gaspard v. Mercy, ein tüchtiger Reiterführer, zeichnete sich bei den Kämpfen um Freiburg aus. Johann Aldringen, ein bekannter kaiserlicher General unter Wallenstein und später dessen Nachfolger, stammte aus Diedenhofen. Die Lothringer unter Herzog Karl V., dem kaiserlichen Generalissimus, beteiligten sich in hervorragender Weise am Reichskrieg gegen die Türken und an der Befreiung Wiens. Herzog Karl V., Enkel des Karl Alexander von Lothringen, war als österreichischer Feldherr weniger glücklich im Siebenjährigen Kriege.

Nach jedem der schweren Kriege mit den Totalzerstörungen, die das Land heimsuchten, mußte der Lothringer Bauer und Bürger Dörfer und Städte immer wieder von neuem aufbauen. Die Lothringer mußten fleißig sein wie die Waldameisen, die nicht müde werden, ihren durch Einwirkung von Menschen oder Tieren vernichteten Bau wieder neu zu errichten. Wurden die Fluren von feindlichem Kriegsvolk verwüstet und zerstampft, der lothringische Bauer ruhte nicht, bis wieder üppige Weizenfelder heranwuchsen. Die ausgeplünderten Truhen und Schränke wurden immer wieder mit neuem Hausrat gefüllt. Diese Arbeitsamkeit, dieses Festhalten an Heimat und Scholle unter ungünstigsten Bedingungen nötigte auch den Feinden Bewunderung ab. Marschall La Ferté, der in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges französischer Gouverneur des besetzten Lothringens war (man nannte ihn den Pascha von Lothringen), sagte von den Lothringern: „Man kann sie nicht eher verderben, bis man ihnen die Arme vom Leibe trennt.“⁵⁾

Die in der Reunionszeit ins Land gekommenen Franzosen konnten sich freilich mit dem lothringischen Wesen nicht gut befreunden, sie hielten die Lothringer, die konservativ und überlieferungstreu waren, für rückstän-

dig. Ein Graf Boulainviller, der über das Land schrieb, spricht von dem rauhen Charakter der Lothringer; er fand den Adel verarmt, die Geistlichkeit wenig gebildet. „Die Lothringer“, so bemerkt er, „hängen sehr an alten Gebräuchen und Sitten. Sie geben dieselben nur auf, wenn sie mit Gewalt gezwungen werden, aber dieser Zwang hat Widerstände im Gefolge, denn dieses Volk, von Natur schwerfällig und sonst duldsam, kann sich mit einzigartiger Wildheit aufbäumen, wenn es gereizt wird.“⁶⁾

Der Hinweis auf den konservativen Sinn der Lothringer steht scheinbar im Widerspruch zu dem oben angeführten Urteil des Sachsen Widukind über den wandelbaren Charakter des Volkes. Widukinds Verdikt bezieht sich jedoch, wie wir schon gesagt haben, auf das Ränkespiel des lothringischen Hochadels in den Beziehungen zum Ost- und Westfrankenreich. Der „routurier“, der nichtadlige Bauer und Bürger, hatte keinen Einfluß auf die Haltung der mächtigen Geschlechter, auch nicht auf die Politik der Herzöge, wenn sie einmal für Deutschland, einmal für Frankreich Partei ergriffen. Der Lothringer wurde auch nicht gefragt, als er im Wiener Frieden 1738 an Frankreich verhandelt wurde, um die Zustimmung der französischen Krone zur Heirat des Herzogs Franz mit Maria Theresia von Österreich zu erreichen. Wie oft haben die Bewohner des Grenzgebietes auch später ihren Herrn wechseln müssen. Ein Bekannter des Verfassers, der 1914–1918 deutscher Soldat war, durch den Friedensvertrag Franzose wurde, sich als Staatsbediensteter auch äußerlich als guter Franzose geben mußte, dann die Regermanisierungspolitik der Hitlerzeit und anschließend die „Liberation“ mit der Verfolgung der Kollaborateure erlebte, sagte schließlich: „Ich bin jetzt nur noch Lothringer und sonst nichts.“

So verstehen wir es, wenn vielen Lothringern die Liebe zur Heimat über extrem nationalen Gefühlen steht. Diese Liebe zur schweren, aber für den fleißigen Bauern doch ertragreichen lothringischen Erde zeigt sich tief verwurzelt bei der Bevölkerung. Lothringen war bis ins vorige Jahrhundert hinein ein Bauernland und ist es großenteils noch heute. Das Bild der Besiedlung hat sich in den französischen und deutschsprachigen Teilen – abgesehen von den Industriezentren um Forbach und Diedenhofen – seit dem Mittelalter kaum geändert. In kleinen Dörfern, Weilern, Einzelgehöften, Marktflecken und bescheidenen Landstädtchen wohnen die Menschen der weiten, stillen lothringischen Hochebene beiderseits der Sprachgrenze. Wenn freilich der verdiente Metzger Archäologe, J. B. Keune, feststellt, daß die Dörfer und Hausformen im französischen und deutschen Sprachgebiet sich wesentlich unterscheiden⁷⁾, so mag das für einen Vergleich zwischen den Dörfern im Metzger Land und in Ostlothringen zutreffen. Von dem Steinbau und den Reihendörfern des Metzger Gaues (pays Messin) heben sich die Haufendörfer und Fachwerkhäuser im deutschsprachigen Ostlothringen merklich ab. In Nordlothringen, auch im deutschen Sprachgebiet, herrscht jedoch seit Jahrhunderten der Steinbau vor; das Einhaus westlicher Form und das typische westlothringische Reihendorf mit den Giebel an Giebel gebauten, mit dem Gesicht zur Straße stehenden Häusern findet sich dort häufig. Der Verfasser weiß sich noch gut zu erinnern, wie bei uns in den Gaudörfern dieseits der jetzigen lothringischen Grenze die Häuser und Dörfer fast genau so aussahen wie die in Lothringen. Die älteren Häuser waren Einhäuser aus massiven Bruchsteinmauern, Wohnung und Wirtschaftsgebäude lagen unter einem schwach geneigten Hohlziegeldach. In vielen Häusern gab es auch noch die dunkle Küche mit dem offenen Herd=

feuer, dem großen, mächtigen Schornstein und dem angebauten Backofen. Wir sahen diese oder ähnliche Haustypen auch, als wir als Soldaten im ersten Weltkrieg im französisch sprechenden Lothringen Kriegsdienst taten⁸⁾. In vielen Dörfern beiderseits der Sprachgrenze hat sich das ursprüngliche Bild des reinen Straßendorfes verändert, nachdem infolge der Bevölkerungsvermehrung, besonders im letzten Jahrhundert, neue Straßenzeilen entstanden und durch Neben- und Querstraßen das Bild eines Haufendorfes entstanden ist.

Man hat auch schon auf den wehrhaften Charakter dieser geschlossenen lothringischen Dorfanlagen hingewiesen. Sie konnten leichter in Verteidigungszustand gebracht werden und waren dann imstande, kleineren Söldnerbanden Widerstand zu leisten, die in Kriegs- und Fehdezeiten eine Landplage bildeten. Manche Dörfer sowohl jenseits wie diesseits der Sprachgrenze hatten befestigte Kirchen mit burgfriedartigen Türmen. (Ars, Norroy, Lessy, Heckenrandsbach).

Der bäuerliche Besitz in Lothringen ist sehr zersplittert, und die Gemarkungen bieten das Bild einer starken Parzellierung. Der Bauer hängt so sehr an seinem Familienbesitz, daß er an seinen ererbten Grundstücken oft auch dann festhält, wenn er in ein anderes Dorf heiratet. Das Mehr an Zeit und Mühe, das ihn die Bewirtschaftung dieser Grundstücke von seiner neuen Heimat aus kostet, nimmt er in Kauf. Er vererbt diese Grundstücke wieder an seine Kinder, die zum Teil wieder in andere Ortschaften heiraten und so durch Erbschaft aus verschiedenen Generationen Äcker auf mehreren Gemarkungen besitzen. Der Verfasser kannte einen Bauern, der in mehr als 20 Gemarkungen Ländereien besaß, die er freilich nicht mehr alle selbst bewirtschaften konnte. Großgrundbesitz fehlt zwar im deutschsprachigen Lothringen nicht, doch ist er hier seltener als im Metzger Lande, wo sich noch eine Menge Hof- und Schloßgüter in den Händen altadeliger Familien befinden, die von Pächtern bewirtschaftet werden. Die adeligen Schloßbesitzer, deren Güter in der Revolutionszeit eingezogen worden waren, erhielten dieselben bei der Restauration durchweg wieder zurück, während der eingezogene Besitz der geistlichen Grundherren, der besonders im deutsch redenden Teil sehr bedeutend war, nicht mehr zurückgegeben, sondern an die Bauern veräußert wurde.

Wie steht es nun mit der Volkskultur, mit Lebensanschauungen, Lebensformen, Sitte und Brauch im zweisprachigen Lothringen? Man kann darüber diskutieren, ob die Sprachgrenze eine so scharfe Kulturgrenze ist, wie schon verschiedentlich gesagt wurde⁹⁾. Die starke, gemeinschaftsbildende Kraft der Sprache kann gewiß nicht bestritten werden. Aber mag auch die Verschiedenheit der Sprache den Austausch von Kulturgütern erschweren, sie macht in nicht unmöglich. Es stimmt wohl, daß die schönen alten Volkslieder, die Pfarrer Louis Pinck mit soviel Fleiß und Liebe im deutsch-lothringischen Sprachraum gesammelt hat¹⁰⁾, kein Echo im französischen Lothringen gefunden haben, auch nicht als Übersetzungen, aber die seelischen Motive von Religion, Liebe, Natur, von des Lebens Leid und Freud kommen auch dort im Volksliede zum Erklingen, mögen sie auch die Gemühtiefe des deutschen Liedes nicht erreichen. Die Volkslieder, die als „Verklingende Weisen“ gesammelt wurden, sind ja nur zum kleinsten Teil im Lande selbst geboren, sind meistens Einwanderer aus anderen deutschen Ländern. Auch sie erklingen leider heute kaum noch, und statt „Verklingende Weisen“ muß man sie bald „Verklungene Weisen“ nennen. Daß

sie sich so lange in Lothringen halten konnten, länger als in ihrem Stammlande, ist der kulturellen Isoliertheit der deutschsprachigen Gebiete zu verdanken. Da Deutschlothringen ein durchweg ländliches Gebiet war — die größeren städtischen Zentren lagen im französischen Sprachraum —, war es dem nivellierenden Einfluß städtischer Zivilisation weniger ausgesetzt. Man hat auch schon behauptet, daß der Sinn für Musik und Gesang der starken Zuwanderung von Tirolern zu verdanken sei, die sich nach dem Dreißigjährigen Kriege in den entvölkerten Gegenden niederließen und unter denen auch fahrende Musikanten und Sänger gewesen seien.

In der ländlichen Abgeschiedenheit des Lothringer Landes hat sich auch ein großer Reichtum an Sagen und volkstümlichem Erzählgut erhalten. Daß Sagenmotive nicht an Sprachgrenzen haltmachen, ist eine Wahrheit, die unbestritten ist. In der lothringischen Volkssage, über die verschiedene Veröffentlichungen vorliegen, spiegeln sich die mannigfachen Geschehnisse des Landes, seiner Burgen, seiner Schlösser, die Geheimnisse seiner vielen Weiher und weiten Wälder wieder. Besonders zahlreich sind die Sagen und Überlieferungen aus der Zeit der Völkerwanderung, der Hunnenzüge, der Kreuzfahrer, des verderblichen Dreißigjährigen Krieges. Die Erinnerungen an den Hexenwahn, der in Lothringen außerordentlich viele Opfer kostete (Hexenrichter Nikolaus Remigius), hat die Sagenbildung sehr beeinflusst.

Daß die deutschen Mundarten sich in Ostlothringen so gut und in ihrer Originalität behaupten konnten, wird dem Umstande zugeschrieben, daß in den Schulen während der französischen Zeit kein Hochdeutsch gelehrt wurde und somit keine Beeinflussung durch das Schriftdeutsch stattfand. Das Französische aber, das vor 1870 allein Unterrichtssprache war, empfand man als fremd, und es spielte in der Umgangssprache keine Rolle. Wie unsere saarländische Mundart, ist auch die lothringische nicht einheitlich; man unterscheidet mehrere Mundartgebiete, ein nordlothringisches, das vom Moselfränkischen beherrscht wird, ein mittellothringisches, das dem Rheinfränkischen nahe steht (Gegend von Forbach—Bolchen), und ein südostlothringisches oder allemannisches Gebiet. Die drei Mundartgebiete sind nicht scharf voneinander geschieden, sondern es gibt zwischen ihnen Übergangs- und Mischzonen¹¹⁾. Analog spricht jenseits der Sprachgrenze das Volk auch nicht das Schriftfranzösisch, sondern ein für den Nichteinheimischen ganz unverständliches Idiom, das lothringische Patois, in verschiedenen Schattierungen.

Was das deutschsprachige und französisch redende Lothringen auf geistig kulturellem Gebiete miteinander verbindet, ist die Gemeinsamkeit der religiösen Anschauungen. Seit der Einführung des Christentums haben diese sich nicht geändert. Weder im Herzogtum Lothringen noch in den drei Bistümern konnten reformatorische Bewegungen Fuß fassen. In der Reichsstadt Metz wurden solche nach 1685 durch Frankreich mit Gewalt unterdrückt. Der Lothringer ist von Hause aus religiös, das Christentum hat im Volke eine starke Tradition. Wir wissen, daß der religiöse Enthusiasmus der Kreuzzugbewegung des Mittelalters im lothringischen Raum eine besondere Resonanz gefunden hat. Ein lothringischer Herzog, Gottfried von Bouillon, war erster König des eroberten Jerusalems. Das Hirtenmädchen Johanna aus dem lothringischen Maastal war von der religiösen Bedeutung ihrer Sendung überzeugt. Noch Herzog Anton faßte seinen Feldzug gegen die aufständischen Bauern im Elsaß 1525 als eine Art Kreuzzug auf.

In der Volksfrömmigkeit hat seit den Kreuzzügen die Kreuzverehrung starke Wurzeln geschlagen. Die Andacht zum Kreuze hat sich auch dem Landschaftsbilde aufgeprägt, Wege- und Flurkreuze begegnen uns wohl nirgends häufiger als im Lothringer Land. In den letzten Jahrzehnten treten mit den Kreuzbildstöcken in Konkurrenz die Mariengrotten, und zwar unter dem Einfluß der Wallfahrtsbewegung nach Lourdes. Doch hat die Marienverehrung schon seit dem Mittelalter in der Volksandacht einen großen Platz, wobei vielleicht an den Einfluß des Cisterzienser=Ordens zu denken ist, der im Lande mehrere bedeutende Abteien hatte¹²⁾ (Morinond, Weiler=Bettlach, Freisdorf). Von anderen kirchlichen Heiligen ist es besonders St. Nikolaus von Myra, der Patron des Herzogtums Lothringen, der in Stadt und Land sehr volkstümlich wurde und dessen Fest am 6. Dezember das Volksbrauchtum sehr belebte. Die Nikolausbescherung der Kinder überschattete selbst die Weihnachtsbescherung. Sie war immer ein großes Ereignis in den kinderreichen Familien. In den größeren Städten, vor allem auch in der ehemaligen Herzogstadt Nancy, wird der Nikolaustag immer noch durch einen pompösen Umzug am Vorabend gefeiert. Unter den weiblichen Heiligen erfreute sich besonders die hl. Barbara der Gunst des Volkes sowohl diesseits wie jenseits der Sprachgrenze. Auch ihr Fest hat das Brauchtum bereichert.

Es wäre nun vermessen, im Rahmen dieses Beitrages das ganze ausgedehnte Gebiet des Volksbrauchtums als Ausdruck und Spiegelbild der Volksseele und des Volksglaubens behandeln zu wollen. Es ist von interessierten Volkstumsforschern schon eifrig und mit Erfolg auf dem weiten Gebiete der Volkskunde gesammelt worden, und sehr wertvolle Veröffentlichungen liegen vor. Die Volksliedersammlung von Pfarrer Pinck=Hambach wurde schon genannt. Seine Schwester Angelica Merkelbach=Pinck hat auf dem Gebiet der Sagen- und Brauchtumsforschung überaus verdienstvolle Arbeit geleistet und uns eine gute, inhaltreiche Sammlung vor allem aus dem deutschen Sprachgebiet geschenkt¹⁴⁾. Sehr aufschlußreich sind besonders die Erkenntnisse, die sie auf ihren Sammlerfahrten über den Volksglauben machen konnte, der noch vielfach in vorchristlichen Anschauungen wurzelt und mit Vorstellungen und Erinnerungen aus der Hexenzeit durchsetzt ist. Christliches Gedankengut und heidnisch=abergläubische Vorstellungen finden sich im Volksglauben manchmal in seltsamer Vermengung, und so sehen wir, daß der Kampf kirchlicher Stellen, der dem Aberglauben und den Resten des Heidentums gilt, sich auch zuweilen gegen altes Brauchtum richtet.

In der französischen Sprachzone hat Dr. R. de Westphalen in Zeitschriften=Abhandlungen und vor allem in einem lexikonartigen Werk Volksglauben und Brauchtum zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht¹⁵⁾. Diese Studien sind für uns sehr wertvoll, weil sie zu Vergleichen anregen über Glaube und Brauchtum auf beiden Seiten der Sprachgrenze, wobei viele Ähnlichkeiten und Parallelen festgestellt werden können.

Das im Raum der unteren Saar an einem Sonabend der Vorfastenzeit von der männlichen Jugend veranstaltete Lehenausrufen, auch Mädchenlehen genannt (beschrieben von Nikolaus Fox in seiner „Saarländischen Volkskunde“ Seite 340 ff), ist heute noch in Nordlothringen üblich und war früher auch jenseits der Sprachgrenze, vor allem in der Metzger Gegend, unter dem Namen Vausenachte Brauch. Die Lehen hießen dort Valentins und wurden am ersten Sonntag der Fastenzeit von den Burschen vergeben.

Auch das Zeremonielle bei dieser Feierlichkeit hatte manche Anklänge an die entsprechenden Formen im nordlothringischen Raum.

Auch das Maibrauchtum weist beiderseits der Sprachgrenze gemeinsame Züge auf. In Metz bestand noch bis ins 18. Jahrhundert die Gewohnheit, in der Nacht vor dem 1. Mai grüne Zweige oder Reiser aus dem Wald zu holen und mit allerlei Späßen und Rufen durch die Straßen zu tragen. Burschen setzen auch Ehrenbäume vor das Fenster eines geliebten Mädchens oder einer angesehenen, wohlhabenden Persönlichkeit, von der man dafür eine Gegengabe erwartete¹⁶⁾. Bei uns im saarländisch-lothringischen Grenzlande verboten die Behörden im vorigen Jahrhundert das Setzen solcher Ehrenbäume. Der Umzug der jungen Mädchen mit der Maibraut am ersten Maisonntag – im französischen Sprachgebiet „trimazo“ genannt – heißt in Nordlothringen und einigen Dörfern des Saargaus „Kronheischen“. Es werden Lieder gesungen und Gaben gesammelt für die Krone der Muttergottes in der Kirche. Das Wort trimazo bleibt freilich unerklärt. Es handelt sich wohl um einen Brauch aus vorchristlicher Zeit, der aber eine Umdeutung ins Christliche erfuhr.

Das Johannisfeuer (Sonnwendfeuer), das früher auch an der Saar abgebrannt wurde, aber mit der Zeit außer Gewohnheit kam, wird noch in Sierck auf dem Stromberg entfacht, wobei ein Feuerrad bergab auf die Mosel zu getrieben wird. In Metz wird das Johannisfeuer auf dem Markt entzündet, doch heute ohne das grausame Verbrennen von lebenden Katzen, das bis ins 18. Jahrhundert üblich war (die Katzen versinnbildeten die Dämonen, die die Tanzkrankheit verursachten).

Brauch und Sitte bei Familienereignissen weisen viele Ähnlichkeiten mit unseren entsprechenden saarländischen Sitten und Gewohnheiten auf, doch wird, wie schon oben angedeutet wurde, wenigstens in Nordlothringen ein größerer Pomp entfaltet als bei uns. Besonders bei Begräbnissen geht es mit größerer Feierlichkeit her, und manche Familien legen großen Wert auf Beerdigungen erster Klasse mit mehreren Geistlichen. Lothringen ist eben das Land des Totenkultes. Das scheint ein Erbstück von den alten Kelten zu sein, deren Hügelgräber noch heute, nach zweitausend Jahren, in den weiten, dunkeln Wäldern sichtbar sind. Durch pomphafteste Bestattungsfeierlichkeiten war das alte Herzogshaus berühmt. Diese prächtigen Totenfeiern wurden mit den Krönungsfeierlichkeiten deutscher Kaiser und französischer Könige in Vergleich gebracht. Die Ehrung der Toten dauert weit über das Grab hinaus und tut sich in der Aufstellung besonders hochragender Grabdenkmäler und in vielen Stiftungen für Seelenämter kund. Im Volksglauben und in der Volkssage spielen demgemäß die Seelen der Verschiedenen keine geringe Rolle. In unserer Jugendzeit, wenn wir ins Lothringische kamen, erzählte uns der Vater von den Traulichlein, wie die Einheimischen die Irrlichter nannten, die über den Sümpfen geisterten. Man glaubte früher, daß es Seelen von Verstorbenen seien, die wegen eines nicht gebüßten Vergehens keine Ruhe im Grabe fänden. Nicht unerwähnt möge hier bleiben, daß der aus Französisch-Lothringen stammende Schriftsteller Maurice Barrès, dessen chauvinistische Tendenzen wir nicht loben können, in seinen späteren Werken stark der altlothringischen Tradition und dem Kult der Toten huldigt.

Um noch zum Schluß einen Blick auf die heutige Situation des lothringischen Volkstums zu werfen, so wäre zunächst zu sagen, daß in einer Grenzlandschaft, wo die Kulturen sich überschneiden und sich Einflüsse von verschie-

denen Seiten geltend machen, das ursprüngliche Volkstum es schwerer hat, sich zu behaupten. Es kommen hinzu die nivellierenden, volkliches Eigenleben bedrohenden Einwirkungen der modernen Zivilisation, die auch in andern Volkstumslandschaften zu Substanzverlusten an eigenständigem Volksgut geführt haben. In den lothringischen Industriegebieten hat die Überfremdung durch Zuwanderung aus aller Herren Länder ein besonders krasses Ausmaß angenommen. Die Bauerndörfer auf der lothringischen Hochebene aber leiden an Leutenot infolge der auch hier stark in Erscheinung tretenden Landflucht, die durch die Ereignisse des letzten Krieges noch besondere Antriebe erfuhr. Die Dörfer können die Abwanderung nicht mehr durch den natürlichen Bevölkerungszuwachs ausgleichen.

Da der Lothringer indessen sonst konservativ gesinnt ist, besteht die Aussicht, daß er noch lange den alten Lebensgewohnheiten und Sitten treu bleibt. Mancher Brauch, der schon in Vergessenheit gekommen war, wurde unter der Anregung von volkstumfreundlichen Kreisen oder wegen der Verkehrswerbung neu belebt. Eine ungünstige Prognose muß freilich dem Schicksal der deutschen Mundart gestellt werden. Der Lothringer lebt in einem Staatsverband, dessen offizielle Sprache das Französische ist, und um als gleichwertiger Staatsbürger zu gelten, muß er sich mit der herrschenden Sprache vertraut machen. Er braucht sie als Soldat, Kaufmann, Angestellter, Beamter usw. Früher hatte man den Staat nicht so notwendig wie heute, wo er in alle Lebensbereiche hineingreift. Von den Schulen her dringt das Französische heute auch mehr und mehr als Umgangssprache in die Familien ein. Das merkt man, wenn man in Dörfer kommt, die vor einigen Jahrzehnten noch im deutschen Mundartgebiet lagen und wo französisch kaum verstanden wurde. Die Sprachgrenze, die Jahrhunderte lang im lothringischen Raum eine große Stabilität zeigte, scheint nun wieder in Fluß zu kommen. So ist damit zu rechnen, daß mit dem Rückgang bzw. Untergang der deutschen Mundart auch sonstiges Überlieferungsgut und damit ein Stück der lothringischen Volksseele untergeht.

Anmerkungen:

- 1) so genannt wegen des schweren, nassen Bodens.
- 2) *Geographie Lorraine*, Nancy 1937.
- 3) Karl Witte, *Die Entstehung des Herzogtums Lothringen*, Göttingen 1862, S. 24.
- 4) Zit. bei Lamprecht, *Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter*, 1,30. Widukind schreibt auch den Lothringern einen *validus equitatus* (eine tüchtige Reiterei) zu.
- 5) Derichweiler, *Geschichte Lothringens*, 1,78.
- 6) Durival, *Description de la Lorraine*, 1,88.
- 7) *Unsere Saar*, 1927, Nr. 6, S. 95.
- 8) Auch das Geburtshaus der Jeanne d'Arc in Domremy an der Maas, das aus dem 14. oder 15. Jh. stammt, ist ein altlothringisches Steinhaus. Vergl. E. Berghol in „Elsaß-Land, Lothringer Heimat“, 3. Jg. 1937, 5. Heft, S. 144.
- 9) Keune, *Unsere Saar*, 1927, Nr. 6, Artikel Lothringen S. 96.
- 10) *Verklingende Weisen*, Kassel 1926.
- 11) Follmann, *Wörterbuch der deutsch lothringischen Mundarten*, Leipzig 1909.
- 12) In diesem Orden wurde der Marienkult besonders gepflegt.
- 13) A. Merkelbach-Pinck, *Aus der Lothringer Meistube*, 2 B. Kassel 1943, und *Lothringer erzählen*, Saarbrücken 1937.
- 14) R. de Westphalen: *Petit Dictionnaire des Traditions Populaires Messins*, Metz 1934.
- 15) de Westphalen a.a.O. S. 756.
- 16) De Westphalen, *Le culte de l'arbre dans nos coutumes poulaires*, *Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie de la Lorraine*, t XXXII, 1923, S. 144.

METZER MÜNZSTÄTTEN AN DER MITTLEREN SAAR

VON G. BRAUN VON STUMM

Das Saarland, in den Grenzen wie sie heute bestehen, hat im hohen Mittelalter, also in der Zeit der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser und Könige, im Süden zum Metzzer und im Norden zum Trierer Währungsgebiet gehört. Wenn auch zur damaligen Zeit der Wert beider Münzgattungen — aufgespalten in Denare und Obole — mehr oder weniger der gleiche war, so haben wir es bei den beiden Systemen mit durchaus verschiedenen Typen zu tun. Nachdem mit dem Zusammenbruch des Karolingerreiches die Einheitsmünze, wie sie durch Karl den Großen geschaffen worden war, ihr Ende gefunden hatte, bildete sich im Gegensatz zum westfränkischen Reich, wo bis zur Einführung der Groschenwährung — Mitte 13. Jahrhundert — der Pfennigtyp, jedenfalls äußerlich, ziemlich konstant geblieben ist, im deutschen Teil eine Vielfalt von Münzgattungen, die, gewiß nicht überall, aber im Westen jedenfalls im allgemeinen nach den Diözesan-Grenzen abgegrenzt und ausgerichtet war.

Dies galt insbesondere für *Lothringen*, wo das Erzbistum Trier und die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun eigene, untereinander unterschiedliche Geldsorten herausgebracht haben. Für das Metzzer Umlaufgebiet, das in der vorliegenden Untersuchung gesondert behandelt werden soll, ist weiter zu beachten, daß bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts die Bischöfe hier allein befugt gewesen sind, Münzstätten zu unterhalten, sowie ferner, daß auch in der Folgezeit, bis ins 14. Jahrhundert hinein, kein weltlicher Münzherr innerhalb der Bistumsgrenzen eigene Gepräge herausgebracht hat¹⁾. Dieser Sachverhalt steht insbesondere im Gegensatz zu den Gegebenheiten innerhalb des Bistums Toul, wo seit Beginn des 12. Jahrhunderts die Herzöge von Lothringen mehrere Münzstätten, insbesondere auch in Nancy, unterhalten haben, nachdem sie früher schon als Vögte des Reichsklosters Remiremont dort Münzen unter ihrem Namen geprägt hatten²⁾.

Der Grund dafür, warum gerade den Metzzer Bischöfen das Recht zur Münzprägung innerhalb ihrer Diözese bis in das hohe Mittelalter hinein allein vorbehalten blieb, ist kaum eindeutig zu klären³⁾. Tatsache ist, daß sich an die Teilung Lotharingens und an die Bildung des Herzogtums Oberlothringen im Jahre 959 bald die Übertragung der Rechte der königlichen Grafen an die Metzzer Bischöfe innerhalb der Grenzen ihres Hochstiftes anschloß, was also auch für die Gegend des Oberen Saargaus, des Bliesgaues und des Niedgaues, also etwa des Westrichs, zu gelten hatte⁴⁾. Wenn wohl noch nicht unmittelbar von einer Territorialherrschaft der Metzzer Bischöfe innerhalb ihres Sprengels gesprochen werden kann, so scheinen die Bischöfe damals über die Regalien innerhalb dieses Bereichs verfügt zu haben. Die von ihnen in den einzelnen Grafschaften eingesetzten Grafengeschlechter, Metz-Lunéville, Blieskastel, Saarbrücken, Saarwerden, befanden sich somit, zunächst jedenfalls, unter Metzzer Lehenshoheit und insofern in unmittelbarer Abhängigkeit von der Metzzer Kirche⁵⁾.

Über eine königliche Verleihung des Münzrechtes an die Bischöfe von Metz liegt jedenfalls keine Urkunde⁶⁾ vor. Die Metzzer Münzreihe mit der Nennung des Bischofs beginnt bereits unter Theoderich I. (963–984), einem engen Vertrauten Kaiser Ottos I., wie es sein Vorgänger Bischof Adalbero I. gewesen war, und dann Ottos II. Zunächst erscheint auf den Münzen,

MÜNZTAFEL

SAARBURG

RIMLINGEN



1



2



5



6



9



10



13



14



17



18



3



7



11



15



19



4



8



12



16



20





21



22



23



24



25



26



27



28



29



30a



30b



31



32



33



34



35



36



37



38



39



40



41



42



43



44



45



46



47



48

neben dem Namen des Bischofs, auch der des Kaisers oder Königs⁷⁾. Erst nach dem Ende des sächsischen Kaiserhauses entfällt im allgemeinen auf den bischöflichen Geprägen die Mitbenennung des Herrschers⁸⁾.

Während bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts hinein die Bischöfe von Metz innerhalb ihrer eigenen Diözese lediglich in der Stadt Metz selbst sowie im Zentrum der Salzproduktion, in *Marsal* und außerdem noch in dem im Toulser Hochstift gelegenen *Epinal* prägen ließen, haben sie erst seit den Zeiten des Bischofs Herimann (1073–1090) auch in ihren östlichen Gauen Münzen zu schlagen begonnen.

I. SAARBURG

Zunächst ist in diesem Zusammenhang der Handelsplatz und Verkehrsknotenpunkt *Saarburg* zu erwähnen. Das erste aus dieser Münzstätte über-

Abb. 1 lieferte Gepräge⁹⁾ verzeichnet zwar nicht den Namen des prägenden Bischofs, weist aber deutlich den gleichen Typus auf, den die Münzen

Abb. 2 Bischof Herimanns (1073–1090) tragen¹⁰⁾. Das Bild und die ausdrückliche Benennung des hl. Stephan läßt dieses Stück als bischöfliche Emission erkennen. Die nachfolgenden Gepräge tragen nicht mehr das Bild des Bistumsheiligen, sondern das des hl. Paulus und weisen sich damit als Gepräge des Metzger Domkapitels aus, dem mit Zustimmung Kaiser Heinrichs III. bereits im Jahre 1056 von Bischof Adalbero III. die Ausübung des Münzrechtes zu Saarburg übertragen worden war¹¹⁾. Dabei muß eine gleichzeitige Ausprägung in Saarburg durch Bischof und Domkapitel nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, da die Stadt bis ins 15. Jahrhundert hinein Besitz der

Abb. 3 Metzger Bischöfe geblieben ist. Die ältesten überlieferten Münzen des Domkapitels tragen in ihrer äußeren Ausstattung völlig den Charakter eines

Abb. 15 Metzger Gepräges Bischof Adalberos IV. (1103–1117)¹²⁾ und dürften somit während seiner Regierungszeit entstanden sein. Erst die späteren Pfennige des Domkapitels mit dem Brustbild von St. Paul weisen, unter Beibehaltung der Metzger Fabrik, entsprechend weiterentwickelte, zum Teil stark voneinander abweichende Münzbilder auf¹³⁾. Nach vorübergehender Ausgabe von

Abb. 8 Rader-Pfennigen nach Straßburger Art¹⁴⁾ erscheint dann gegen Ende des

Abb. 9 13. Jahrhunderts erneut eine bischöflich-metzische Emission¹⁵⁾, mit der die überlieferte Münzreihe abgeschlossen ist. Allerdings wird im Jahre 1308 noch ein „Monnayer de Sarrebourg“ mit Namen Rembricho genannt¹⁶⁾; doch liegen Münzen aus so später Zeit nicht weiter vor. Es könnte sich bei dem Genannten also auch um einen Geldwechsler handeln.

II. RIMLINGEN

Handelte es sich bei Saarburg um eine Münzstätte, die auch urkundlich belegt ist, so ist dies bei *Rimlingen* in keiner Weise der Fall. Für diese Münzstätte, zwischen Saargemünd und Bitsch unweit der saarländischen Landesgrenze gelegen, sind lediglich ihre Erzeugnisse ein Beleg dafür, daß an dieser Stätte – heute ein unbedeutendes Grenzdorf – Münzen, und zwar sogar in ansehnlichem Ausmaß, geprägt worden sind.

Abb. 10 Das älteste bekannte Stück¹⁷⁾ zeigt einen ähnlichen Typus, wie wir ihn

Abb. 1 bei dem zuerst in Saarburg herausgebrachten kennenlernten. Auch dieser Denar benennt zwar ebenfalls keinen Bischof als Münzherrn, gibt aber wie der Saarburger Pfennig in allen Einzelheiten die Art der Prägungen

Abb. 2 Bischof Herimanns wieder. Er enthält gleichermaßen das Bild des hl. Ste-

phan, jedoch umgeben von der Ortsangabe RVOMILINGIS. Auf der Kehrseite steht zu Beginn, abgekürzt, der Metzger Stadt- oder wohl eher Hochstiftsname — METT . . —, anschließend ist auffälligerweise St. Peter — SPET — angegeben. St. Peter ist der Patron der Kirche von Rimlingen, allerdings erst 1603 schriftlich bezeugt. Auf Grund der vorliegenden Münze darf jedoch wohl angenommen werden, daß dieses Patrozinium seit jeher für Rimlingen bestanden hat¹⁸).

Andererseits ist es auch Tatsache, daß St. Peter überhaupt in Lothringen besondere Verehrung genoß, nicht nur als Patron des Erzstiftes Trier sowie des Hochstiftes Toul, sondern auch in Metz selbst, wo er, nach St. Stephan, gewissermaßen der zweite Stiftsheilige gewesen zu sein scheint. Jedenfalls gehörte im früheren Mittelalter zum Domus des Metzger Bischofs, neben der Kathedrale von St. Stephan, auch eine der dort bestehenden Peterskirchen¹⁹). Auf diesen Zusammenhang ist auch möglicherweise die Beschriftung eines Metzger Denars Bischof Dietrichs II. (1004—1046) zurückzuführen, der auf der Kehrseite—zweizeilig—den Namen des hl. Petrus verzeichnet²⁰). Aus welchem Anlaß in der Rimlinger Münzlegende der hl. Petrus im unmittelbaren Anschluß an die Nennung von Metz in der Form METT. SPET aufgeführt ist, dafür dürfte also zunächst wohl kaum eine völlig sichere Erklärung zu finden sein.

Die nächste überlieferte Rimlinger Münze ist ein ausgesprochener Stephanspfennig²¹). Er stellt genau den gleichen Typ dar, wie ein Metzger Denar Bischof Poppo (1093—1103)²²). Er stammt aus dem im Jahre 1914 in Bet-

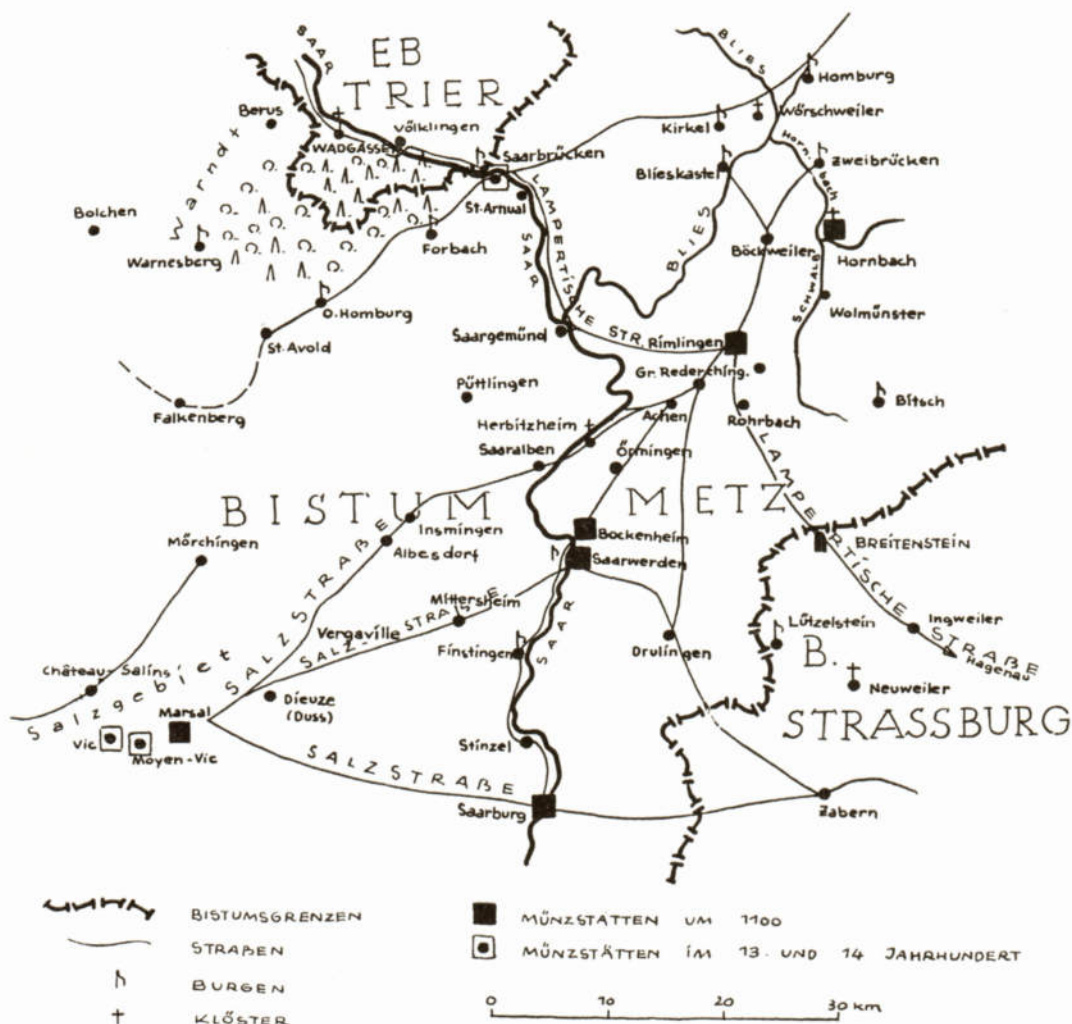
Abb. 11

Abb. 12

tenhausen (Westpfalz) gefundenen Münzschatz und ist das einzige in Rimlingen entstandene Gepräge, das in der Umschrift einen Metzger Bischof als den Münzherrn angibt. Unter dem nächstfolgenden Bischof Adalbero IV. (1103—1117) ist in Rimlingen eine außerordentlich reiche Münzprägung festzustellen²³), wie es die in mehreren, meist unbekannten Funden vorkommenden Gepräge aus dieser Periode beweisen. Die Münzen nennen zwar hier nicht wiederum den Münzherrn selbst, sie weisen jedoch in allen Einzelheiten genau den gleichen Typ auf, wie die ausdrücklich seinen Namen verzeichnenden Metzger Gepräge Bischof Adalbers IV. (1103—1117), und zwar in vier wesentlichen Ausgabearten, die in der verhältnismäßig kurzen Amtszeit dieses Bischofs herausgebracht worden sind²⁴). Sie müssen also in Metz und in Rimlingen zu dem entsprechenden Zeitpunkt entstanden sein. Mit diesen Emissionen bricht die Prägung in Rimlingen jäh ab.

Abb. 13—20

Über den tatsächlichen Namen und die örtliche Lage der Münzstätte RVOMELINGIS, RVMELINGIS oder RIMVLIGIS und ähnlich hatten lange Zeit Zweifel bestanden. De Saulcy dachte an Remilly, Robert ursprünglich an Remelingen (Probstei Briey) und schließlich dann Maxe=Werly an Rimlingen bei Saargemünd²⁵). Die im frühen Mittelalter urkundlich überlieferte Schreibweise für die letztgenannte Ortschaft stimmt in der Tat mit den Legenden auf den bekannt gewordenen Geprägen überein²⁶). Der heute bedeutungslose Ort war unter den Karolingern eine Villa Regia mit Pechfabrik, deren Zehnt Karl der Große der Abtei Hornbach geschenkt hat²⁷). Im Mittelalter befand sich hier der Kreuzungspunkt der alten, von der Lombardei nach Flandern führenden Reichsstraße mit der Salzstraße, die, vom Lothringer Salzgebiet um Marsal ausgehend, über Dieuze an den Rhein führte und noch heute streckenweise „Dusser“ Straße genannt



Die Verkehrslage an der Saar im 12. Jahrhundert

wird. Das später wiederholt als Zollstätte benannte Rimlingen besaß somit bereits im hohen Mittelalter eine besondere Bedeutung, zumal es sich am Scheitelpunkt der, sei es über Saarwerden=Oermingen, sei es über Saarlalben=Herbitzheim=Achen nach dem Rhein zu führenden, mit schweren Lasten zu befahrenden Salzstraße befand²⁸). Nahe an der Straßenkreuzung stand eine schon früh zerstörte Burg, deren spärliche Reste heute noch den Namen „Château de Lorraine“ tragen²⁹). Rimlingen selbst war dann Sitz einer Probstei der Herrschaft Bitsch³⁰), gehörte aber nicht zu deren ursprünglichem Bereich. Dies ergibt sich daraus, daß die Bewohner des „Atzgaues“ mit den westlich der Schwalb gelegenen Ortschaften, darunter Rimlingen, nicht im Genuß des „Eckerich (Waldmast der Schweine)“ gewesen sind. Sie hatten daher offenbar ursprünglich zum Oberen Saargau oder zum Bliesgau gehört; in früherer Zeit müssen daher dort andere Besitzverhältnisse geherrscht haben³¹). Fest steht jedenfalls, daß seit dem Ende der Regierungszeit Bischof Adalberos IV. von Metz, aus der noch zahlreiche Rimlinger Gepräge bekannt sind, die Münztätigkeit plötzlich abreißt. Es folgten die Wirren des Investiturstreites, in dem die Besitzungen der Metzger Kirche besonders hart mitgenommen und von Anhängern der

kaiserlichen Partei zum großen Teil besetzt wurden, darunter auch Epinal durch Herzog Simon I. von Lothringen (1115–1139). Nur mit Mühe vermochte Bischof Stephan von Bar, der 1120 gewählt wurde, aber wohl erst 1123 mit Genehmigung des Kaisers den Metzzer Stuhl einnehmen konnte, den größten Teil der Metzzer Gebiete – also nicht in völligem Umfang – allmählich wiederzugewinnen³²⁾.

Rimlingen aber, das noch während der Amtszeit Bischof Adalberos IV. (1103–1117), wie es die dort entstandenen Münzen erweisen, zum Machtbereich der Metzzer Bischöfe gehört hatte, ist somit seit dieser Zeit nicht wieder in den Besitz seiner bisherigen Herren gelangt.

Während der Herzog von Lothringen im Zuge der Revendikationspolitik Bischof Stephans den Großteil der von ihm während des Investiturstreites besetzten Gebiete, darunter auch Epinal, wieder an Metz herausgeben mußte, ist von einer Wiederherstellung der bischöflichen Rechte in Rimlingen nirgends mehr die Rede. Im Gegenteil, damals geschah es wohl, daß es mit der Lothringer Herrschaft *Bitsch* vereinigt wurde, vielleicht als Kompensation für die ausgedehnten Gebiete, die der Herzog – gutwillig oder im Verlauf unglücklicher Fehden – in Westlothringen an den Bischof zurückerstattet hatte³³⁾.

In den Wirren jener Zeit mag auch die Burg bei Rimlingen, und zwar als Metzzer Feste, bereits zerstört worden sein. Grabungen, die im Burggelände unternommen würden, könnten vielleicht durch Funde von Münzen oder Scherben, auch ihrerseits Aufschlüsse über die Zeit der Zerstörung liefern und somit auch zu ihrem Teil etwas mehr Klarheit über die durch keinerlei zeitgenössische Quellen, nur indirekt durch das Vorhandensein entsprechender Rimlinger Münzen belegte unruhige Geschichte jener einst von Metz abhängigen Gegend bringen.

III. BOCKENHEIM

Zur gleichen Zeit wie in Rimlingen sind auch in *Bockenheim*, das nach der Französischen Revolution im Jahre 1794 mit Neu-Saarwerden unter dem Namen Sarre-Union vereinigt wurde³⁴⁾, Denare des unter Bischof Adalbero IV. von Metz herausgebrachten Typs geprägt worden. Sie sind somit ebenfalls während seiner Regierungszeit (1103–1117) entstanden. Zwei Abarten sind uns überliefert³⁵⁾, die beide der zweiten bzw. der dritten Emission der unter Adalbero IV. in Metz und in Rimlingen geprägten Münzen entsprechen. Das in der Straßburger Universitätsbibliothek befindliche Exemplar enthält, durchaus lesbar, die Legende BOCCHENESE. Das „B“ ist völlig deutlich; Robert dagegen hatte für die ihm bekannt gewordenen Stücke dieser Art die Umschriften SOCCHENEIS, (S)OCCHININS und SOCCHENS mitgeteilt³⁶⁾. Einige Numismatiker, so berichtet aber Robert, hätten auf einem Exemplar auch BOCCHENSIS gelesen. Robert und Engel & Serrure verzichteten auf jeglichen Deutungsversuch bei diesen Stücken, während der frühere Straßburger Konservator Müller, der richtig BOCCHENESE gelesen hatte, dabei an Bolchen (Boulay) gedacht hat.

In seiner ältesten urkundlichen Erwähnung, einer Papsturkunde vom Jahre 1178³⁷⁾, in der der gesamte Besitz der Abtei Neuweiler im Elsaß aufgezählt wird, erscheint Bockenheim in der Form BUCCHENHEIM, also in der gleichen Buchstabenfolge wie unsere um rund 60 Jahre ältere Münze, die somit als der früheste Beleg für diesen Ort gelten darf. Er hatte insofern

Abb. 21, 22

Abb. 15–19

Bedeutung für den Wirtschaftsverkehr, als die Straße von Saarburg nach Saargemünd und Saarbrücken diese Stelle berührte, und gleichzeitig eine der Verkehrsverbindungen vom Metzzer Salzgebiet über Oermingen nach Rimlingen auf den Saarübergang bei Saarwerden=Bockenheim angewiesen war. Auch die Tatsache, daß die Grafen von Saarwerden, wohl ein Zweig des Hauses Metz=Lunéville, ihren befestigten Hauptsitz erst wenig früher – die erste ausdrückliche Erwähnung eines Grafen von Saarwerden (Friedrich I.) geschieht im Jahre 1125³⁸⁾ – gerade an dieser Stelle ihren Hauptsitz angelegt haben, spricht ebenfalls für die verkehrspolitische Bedeutung beider Nachbarorte. Jedenfalls muß diese zeitweilig so wesentlich gewesen sein, daß damals, ebenso wie in Rimlingen, gleichzeitig auch in Bockenheim eine Münzstätte errichtet worden ist, die, nachdem sie im Investiturstreit offenbar eingegangen war, dann nach seiner Beendigung unter Bischof Stephan von Bar (1120 (23) – 1163) aus heute unbekannten Gründen im Nachbarort *Saarwerden* (s. nächster Abschnitt) wieder aufgemacht worden ist.

Daß die vorbehandelten Münzen tatsächlich in Bockenheim geschlagen worden sind, darüber können schwerlich Zweifel mehr bestehen, zumal da das nachfolgend behandelte, etwa zwei Jahrzehnte später entstandene Gepräge mit Sicherheit nach Saarwerden gelegt werden kann, das ebenso wie Bockenheim, unbeschadet der dort ausgeübten Rechte und Pflichten der Grafen von Saarwerden, alter, anerkannter Metzzer Besitz gewesen ist³⁹⁾.

IV SAARWERDEN

Ein glücklicher Einzelfund, den der Geschäftsführer des Historischen Vereins für die Saargegend, Herr Kurt Hoppstädter, Mitte des Jahres 1958 im Schutt der Klosterruine Wörschweiler gemacht hat, ermöglichte die Bestimmung eines Silberdenars aus der Regierungszeit des Bischofs Stephan von Bar (1120 (23)–1163)⁴⁰⁾. Während die Hauptseite der Münze das Brustbild des hl. Stephan und in der Umschrift seinen Namen aufweist, bezeichnet die Kehrseite weder den Bischof noch die bekannten bischöflichen Münzstätten Metz oder Marsal; sie weist vielmehr die zunächst rätselhafte Umschrift SAREVEN auf. Das gleiche Stück war bereits vor 70 Jahren von Robert publiziert worden⁴¹⁾ und wurde bisher meist mit Zabern oder Saarburg in Verbindung gebracht, Vermutungen, deren jede schon allein durch die vorhandenen Buchstabenfolge ausgeschlossen werden muß.

Das Stück als solches verkörpert *nicht mehr* den ältesten unter Bischof Stephan von Bar herausgebrachten Denartyp⁴²⁾, der sich noch stark an die Münzbilder Adalberos IV. (1103–1117) anlehnt, und zwar sowohl was die Gestaltung der Vorderseite (Brustbild des hl. Stephan) wie insbesondere der Kehrseite (Kreuz mit vier Sternen in den Winkeln) anlangt. Unser Pfennig entspricht vielmehr in seiner Zeichnung genau der darauffolgenden Emission Bischof Stephans, die auf der Vs. ein verkleinertes Brustbild und eine andere Ausarbeitung des Diadems am Haupt des Heiligen erkennen läßt, auf der Kehrseite wieder ein einfaches befußtes Kreuz, ohne Zeichen, enthält⁴³⁾. Da unter Bischof Stephan im Laufe seiner Amtszeit noch wesentlich einschneidendere Veränderungen der Bilder auf beiden Münzseiten vorgenommen worden sind⁴⁴⁾, darf angenommen werden, daß der uns interessierende Typ, der einmal doppelseitig mit dem Namen des Stiftsheiligen St. Stephan, dann auch laut Kehrseite in Metz, in Marsal und

auch in Saarwerden herausgebracht worden ist, während des ersten Teils seiner Amtszeit, also um 1130/40, entstanden ist. Abb. 23

Wenn man berücksichtigt, daß die Grafen von Saarwerden im Jahre 1131 mit Zustimmung des Metzzer Bischofs Stephan von Bar das Kloster Wörschweiler gegründet haben, ferner, daß ein zur Zeit dieser Gründung entstandenes Gepräge mit Umschrift SAREVEN in den Ruinen des gleichen Klosters gefunden wurde, dann ist schwerlich eine andere Deutung zu finden, als daß es sich bei SAREVEN um eine Kontraktionskürzung von Saarwerden handelt, dessen urkundlich häufigste Lesung im 12. Jahrhundert „Sareverde“ lautete⁴⁵⁾. Da im gleichen Zeitraum auch noch die Form „Salverna“ u. ä. vorkommt, erscheint die Zusammenziehung zu Sareven um so eher glaubhaft, als auch sonst bei hochmittelalterlichen Geprägen die Abkürzung des Prägeortes in der Münzlegende durchaus nicht immer mit den urkundlich überlieferten Ortsnamen übereinstimmt.

Die Auffindung dieses isolierten Stückes im Schutt einer saarwerdischen Klostergründung hat somit nicht nur seine eigene Bestimmung ermöglicht, sondern auch, wie erwähnt, geradezu zwangsläufig zur Erkennung von in der Schwesterstadt Bockenheim geschlagenen Münzen geführt. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß der Denar in Saarwerden in dieser Frühzeit nicht etwa von den gleichnamigen Grafen selbst, sondern von Bischof Stephan von Bar dort geprägt worden ist, weil er der rechtmäßige Oberherr dieses Platzes gewesen ist. Dabei erscheint es als nicht ganz ausgeschlossen, daß, abgesehen von allgemeinen wirtschaftlichen Erwägungen, diese sicherlich kurzlebige Emission mit dazu bestimmt gewesen ist, den um die gleiche Zeit begonnenen Bau des ebenfalls in der Metzzer Kirchenprovinz gelegenen und von dem Metzzer Bischof selbst geförderten Klosters Wörschweiler zu finanzieren. Daß diese höchst seltene Münze gerade dort gefunden wurde, mag dafür sprechen.

V. UNBESTIMMTE GEPRÄGE METZER SCHLAGES

Auch nach Feststellung der beiden bisher unbekannten Metzzer Münzstätten Bockenheim und Saarwerden bleiben einige Stücke weiter rätselhaft, die ihrer Fabrik nach dem Typ der Gepräge der Bischöfe Adalbero IV. (1103–1117) und Stephan von Metz (1120 (23) – 1163) nahestehen. Ihre Umschrift läßt bis jetzt keine Deutung zu; sie kann auch kaum lediglich mit einer Verstümmelung der sonst vorkommenden Legenden erklärt werden. Die Zahl solcher Stücke ist nicht mehr wesentlich, doch verdienen dieselben zweifellos weiter Beachtung, um auch bei ihnen womöglich eine Klärung über ihre Herkunft zu erreichen.

Zunächst sei hier ein Denar im Stile der Gepräge Adalberos IV. angeführt, Abb. 29 der in Straßburg liegt und möglicherweise mit einem von Robert veröffentlichten Stück identisch sein könnte⁴⁶⁾. Die Vorderseite zeigt statt des Brustbildes des hl. Stephan einen Kopf mit nachlässig geschnittener Legende; die Kehrseite enthält ein Kreuz mit daraufgelegtem Ringel, und auch hier lassen die Umschriftreste ebenfalls eine Deutung einstweilen nicht zu. Bei diesem Stück, das zweifellos im Metzzer Bereich, aber in heute unbekannter Prägestätte entstanden ist, kann es sich natürlich auch um einen illegal geschlagenen, vielleicht weltlichen Beischlag handeln, weniger wohl um eine ausgesprochene Fälschung, weil der Silbergehalt ein normaler zu sein scheint.

Wesentlich bemerkenswerter ist ein weiterer, fabrikgleicher Denar etwa aus der nämlichen Zeit, kurz nach 1100, der auf der Vorderseite, statt des üblichen Bildes des hl. Stephan, das Gotteslamm mit Fahne darstellt, während die Kehrseite das übliche Kreuz mit Sternen in den Winkeln wiedergibt. Ein Stück mit gleicher Darstellung befand sich in der Sammlung des Berliner Münzkabinetts. Auch auf den vorliegenden Pfennigen scheint die Legende keinen Anhaltspunkt für den Entstehungsort zu bieten, zumal es sich auf beiden Münzseiten um ein sinnloses Aneinanderreihen von meist verzerrten Buchstaben zu handeln scheint. Der Versuch einer näheren Bestimmung erscheint also auch hier einstweilen vergeblich. Möglicherweise wäre an ein im Verlauf der Metzser Sedisvakanz bzw. der nur nominellen Regierung des heimlich gewählten Bischofs Theodger zwischen 1117 und 1120 herausgebrachtes Stück zu denken, dessen Entstehungsort — wegen des Lammes — vielleicht außerhalb von Metz gesucht werden müßte. Die Metzger Fabrik als solche steht außer Frage.

VI. ABTEI HORN BACH ⁴⁷⁾

Innerhalb des Metzger Sprengels war im hohen Mittelalter die einzige Münzstätte, die nicht unmittelbar von den Metzger Bischöfen abhängig war, die der Pirminius=Abtei *Hornbach*, die, ursprünglich salisches Hauskloster, seit Ende des 11. Jahrhunderts Speyerer Eigengut geworden war. Nach einer Überlieferung habe Kaiser Heinrich V. anlässlich einer Durchreise, also spätestens im Jahre 1125, dem Abt Hilderich das Recht zur Prägung von Münzen in Hornbach mit dem Bilde des Abtes verliehen ⁴⁸⁾. Das genaue Datum dieses Privilegs ist auf Grund des Hornbacher Kopialbuches, das allein diese Nachricht überliefert, nicht auszumachen. Kaiser Heinrich V. (1005–1011, — Kaiser bis 1025) hat, zumal da es sich um seine Stammlande handelte, im Verlauf seiner Regierung naturgemäß des öfteren die Landstriche zwischen Rhein und Saar aufgesucht ⁴⁹⁾. Daß es sich im vorliegenden Falle nur um die letzten Lebensjahre des Herrschers handeln kann, scheint mir deshalb wahrscheinlich, weil schwerlich anzunehmen ist, daß ein Münzprivileg an die Abtei verliehen wurde, solange in nächster Nachbarschaft eine Metzger Münzstätte in Rimlingen noch in Betrieb war, also kaum vor 1117. Da Hornbach überdies in Rimlingen Rechte besaß, dieser Ort aber nach Ende des Investitionsstreites nicht wieder an Metz zurückfiel, vielmehr offenbar damals der Lothringer Herrschaft Bitsch einverleibt wurde, mag die Verleihung des Münzrechts an die Abtei vielleicht gleichzeitig eine Kompensation für andere, damals aufgegebene Rechte in diesem Ort bedeutet haben. Wie dem auch sei, jedenfalls werden 1163, als einziges Mal, in einer Urkunde des Klosters Eussertal in der Tat $3\frac{1}{2}$ Unzen Hornbacher Münze erwähnt ⁵⁰⁾, was indirekt eine Bestätigung des Münzprivilegs bedeutet.

Abb. 31 Bemerkenswert ist nun, daß die ältesten bis heute vorliegenden Gepräge, die bereits vor 1160 entstanden sein dürften, auf der Kehrseite so weitgehend ihrem Metzger Vorbild aus der Zeit Bischof Stephans von Bar († 1163) angepaßt sind, daß, zunächst sogar in gleicher Ausführung, die Umschrift „METENSIS“, nur etwas verstümmelt, auf der Ks. wiedergegeben wird. Das Metzger Modell ⁵¹⁾ zeigt dies ganz deutlich. Wie vom Vf. neuerdings erkannt wurde, ist demgegenüber die Vorderseite, die das Brustbild des Abtes oder des Stiftsheiligen von vorn wiedergibt, getreulich den

Abb. 32 Denaren des Trierer Erzbischofs Hillin von Fallemaigne (1152–1169) ⁵²⁾

nachgebildet, wahrscheinlich deshalb, weil der Abt gleichzeitig auf diese Weise die Eigenständigkeit seiner sonst von der Metzser Währung abhängigen Prägertätigkeit und damit sein gesondertes Münzrecht äußerlich dokumentieren wollte.

In Hornbach ist dann eine Weile fortlaufend weitergeprägt worden. Dies zeigt zunächst eine kontinuierlich, aber noch nicht wesentlich abgewandelte Münzreihe, deren Vorderseite durch die nicht eindeutig geklärten Lettern D = N (Dominus Noster?), welche rechts und links das äbtische en=face= Bild einfassen, charakterisiert bleibt. Die zunächst weiterhin aus METEN= SIS umgeformte Umschrift der Ks. erfährt ständige Abwandlungen, auch in der Schriftgestaltung, die sich in einigen Fällen deutlich an die Buchstabenform auf der Ks. eines Saarburger Denars anlehnt, wobei die Umschrift aus offenbar meist sinnlos aneinander gereihten Buchstaben zu bestehen scheint⁵³). Erst ein späterer, um 1180 entstandener Denar, der offensichtlich unter dem Einfluß der Bildseite eines Gepräges der Abtei St. Dié umgeformt worden ist, hat die sichere Zuteilung der gesamten Münzreihe an Hornbach ermöglicht, da seine Rückseite (mit Kreuz) die Umschrift HOREMBAC aufweist, die Vorderseite aber weiter wie bisher die Buchstaben D = N beiderseits des Brustbildes beibehält.

Abb. 5

Abb. 34

Abb. 35

Abb. 36

Unmittelbar nach dieser Emission wird in Hornbach ein völlig veränderter Pfennigtyp eingeführt, der offensichtlich auf der Vorderseite das Brustbild des hl. Stephan von einer Münze aus der Zeit Bischofs Stephans v. Bar nur unwesentlich abwandelt, und zwar eben des gleichen Stückes, dessen Kreuzseite von dem ältesten bekannten Hornbacher Denar kopiert worden war. Die Ks. dieser neuen Emission, die die klare Legende HOREMBAC weiterführt, gibt, statt des Kreuzes, genau einen Tempel wieder, wie er auf Toulser Pfennigen seit der Spätzeit des Bischofs Pierre de Brixey (1168–1190) üblich geworden ist. All dies mag als Zeichen dafür bewertet werden, daß der Abt von Hornbach gegenüber etwaigen Aspirationen der Bischöfe von Metz und Speyer auch weiter eifersüchtig über sein eigenes selbständiges Münzwesen zu wachen wünschte.

Abb. 37

Abb. 32

Abb. 38

Den Abschluß der Hornbacher Münzreihe scheinen schriftlose Denare aus der Zeit um 1220 zu bilden, die auf der Vorderseite den einen Krummstab haltenden, seitwärts gestellten Abt (oder Stiftsheiligen?), auf der Ks. den gleichen, jetzt mit Fahnen geschmückten Tempel *ohne* Ortsangabe abbilden⁵⁴).

Abb. 39

Der Verfasser hatte seinerzeit in Erwägung gezogen, daß einige Beischläge zu den Pfennigen Bischof Bertrams von Metz (1180–1212) oder seiner Nachfolger Conrad I. (1212–1224) und Johann I. (1224–1239) — erste Emission —, für welche die auf der Kehrseite wiedergegebene, auf einem Kreuz liegende Hand besonders charakteristisch ist⁵⁵), möglicherweise ebenfalls in Hornbach entstanden sein könnten. Eine solche Annahme scheint mir aber heute, insbesondere wegen der um die gleiche Zeit herausgegebenen, wahrscheinlich Hornbacher Denare nach Art Abb. 39, kaum noch gerechtfertigt. Vielmehr dürfte es sich bei diesen, in verschiedenartiger Ausföhrung und mit nicht zu deutenden Legenden herausgebrachten Pfennigen, wie sie insbesondere im Fund von Landstuhl vorkamen, eher um Beischläge *weltlicher* Herren handeln, zumal da wenig später entstandene Nachahmungen von ebenfalls Metzser Denaren der Bischöfe Johann I. (1224 bis 1239) — letzte Emission — oder Jakob (1239–1260)⁵⁶) mit großer Wahr=

Abb. 40

Abb. 41

Abb. 42, 43

scheinlichkeit als von Graf Heinrich II. v. Bar (1214–1240) bzw. seinem Nachfolger in *Longuyon* geprägte Beischläge anzusehen sind⁵⁷⁾.

Eine Erklärung dafür, warum überhaupt Hornbach mit der Gewährung des Münzrechtes ausgezeichnet wurde, ist abgesehen von der besonderen Gunstbezeugung des Herrschers gegenüber dem Kloster, das von einem Ahnen seines Geschlechts mitbegründet wurde, wohl in erster Linie auf politischem Gebiet zu suchen. Es wurde bereits oben ausgeführt, daß die Erteilung des Münzregals an das Kloster solange fraglich erscheinen müsse, als die Metzzer Münzstätte Rimlingen in Betrieb blieb, die Beziehungen zwischen Hochstift und Heinrich V. noch gute waren. Diese endeten, als der Exponent des Kaisers auf dem Metzzer Bischofsstuhl, Adalbero IV., seit etwa 1117 seine Machtstellung nicht weiter aufrecht erhalten konnte. Unter seinem – nominellen – Nachfolger Theodger verschlechterten sich die Beziehungen derart, daß dann eine völlige Zersetzung des Metzzer Hoheitsgebietes Platz griff. Damals verschwand die Münzstätte Rimlingen.

Etwa um die gleiche Zeit hat auch Bischof Bruno von Speyer dem Kaiser den Rücken gekehrt und 1118/1119 auf Initiative seines Bruders, des Erzbischofs Adalbert I. von Metz, die Partei des Papstes ergriffen⁵⁸⁾. Dies war wohl auch der Augenblick für Heinrich V., die Abtei, die einstmals von seinem Geschlecht errichtet, dann aber von seinem Vater Heinrich IV, im Jahre 1087 dem Bistum Speyer geschenkt worden war⁵⁹⁾, unmittelbar mit königlichen Rechten auszustatten. Es bedeutete dies einmal eine bewußte Briskierung des Speyerer Bischofs, von dessen Zustimmung zu der kaiserlichen Verleihung an Hornbach nirgends die Rede ist, und dann auch eine Betrafung des Metzzer Hochstiftes, das sich die Ersetzung seiner bisherigen Münzstätte Rimlingen durch eine benachbarte fremde gefallen lassen mußte. Tatsache ist, daß der Kaiser im September und im Oktober 1119 zwischen Straßburg und Metz unterwegs war⁶⁰⁾, zu einem Zeitpunkt also, in dem der Investiturstreit mit seinen verheerenden Auswirkungen gerade auch im Bereich Lothringens auf dem Höhepunkt angelangt war. Damals dürfte er wahrscheinlich das Kloster Hornbach berührt und begabt haben, falls die Hornbacher Traditionen uns zutreffend berichten.

Wenn nach dem Ausfall der Metzzer Münzstätte Rimlingen auch tatsächlich ein Bedürfnis bestanden haben mag, an den Grenzen des Metzzer Währungsgebietes dort geprägtes Geld zur Verfügung zu haben, so ist es doch Tatsache, daß aus jener Zeit noch keine Münzen vorliegen, die der Abtei Hornbach zugeschrieben werden könnten. Auch spricht nichts dafür, daß

Abb. 29, 30 etwa die oben behandelten, unbestimmten Münzen etwa in Hornbach entstanden wären. Erst aus der Zeit nach 1150 liegen Münztypen vor, die mit Sicherheit nach Hornbach gelegt werden können.

Hornbach hatte Besitzungen innerhalb der Metzzer Diözese an der von Lothringen zum Rhein führenden Salzstraße und besaß eine Marktstätte bei Zweibrücken. Die Abtei hatte aber auch ausgedehnte Besitzungen im Speyerer Gau. Ihre Münzen sind nachweislich 1163 für Zahlungen an das in der gleichen Gegend gelegene Kloster Eussertal, also nicht allein im Metzzer Sprengel, verwandt worden. Tatsache ist es im übrigen, daß Hornbacher Münzen in Funden stets im Gemisch mit Metzger Geprägten, die bekanntlich weit über die Grenzen des Bistums hinaus kursierten, aufzutreten pflegen. Der Umstand, daß auch sie nach Metzger Währung geprägt sind, erklärt es wohl, daß sie in auswärtigen Funden regelmäßig gemeinsam mit

Metzer Pfennigen erscheinen⁶¹⁾. Dagegen konnte innerhalb der Hornbacher Besitzungen, ja der gesamten Metzer Diözese, außer einem Obol, der an deren Grenze in Völklingen gefunden worden ist⁶²⁾, bis heute keines der allerdings seltenen Hornbacher Gepräge nachgewiesen werden.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Aus der vorstehenden Untersuchung scheint entnommen werden zu können, daß die Münztätigkeit an der mittleren Saar nur eine kurzlebige geblieben ist. Selbst wenn man die Unzulänglichkeit der Beweiskraft von Münzfunden und des aus ihnen bisher überkommenen Materials in Rechnung stellt, so wird sich schwerlich etwas an der bisher gewonnenen Erkenntnis ändern, daß lediglich der Münzstätte zu Saarburg eine nur wenig unterbrochene Ausmünzung zwischen etwa 1190 und 1300 beschieden war. Dies verdankt das alte „Kaufmann-Saarburg“ wohl in erster Linie seiner hervorragenden Lage an der Eingangspforte vom Lothringer Moselland her zum Rhein. Für die übrigen Münzstätten im Westrich aber, für Rimlingen, Bockenheim und Saarwerden, scheint allein der Salzhandel eine schnell vorübergehende Konjunktur für einen eigenen Münzbetrieb ermöglicht zu haben. Der Grund dafür, warum gerade gegen Ende des 11. Jahrhunderts dort eine lokale Prägung aufgenommen worden ist, mag neben momentanen wirtschaftlichen Bedürfnissen auch auf persönliche Initiative zurückzuführen sein. Ähnliches kann, wie wir sahen, auch für das dem Kloster Hornbach gewährte Münzrecht zutreffen, dessen Beendigung wohl auf Konrad von Scharfeneck, seit 1200 Bischof von Speyer, seit 1212 Bischof auch von Metz und dazu Reichskanzler, zurückzuführen ist, der sich schon aus grundsätzlichen Erwägungen dieser lästigen Konkurrenz, dazu eines Eigenklosters, entledigen wollte. Damit beginnt etwa bis zur Jahrhundertwende eine Periode, in der an der Saar, neben der offiziellen Metzer Währung, allmählich auch die etwa gleichwertigen Trierer Pfennige Fuß faßten, worauf der Fund eines Trierer Pfennigs Erzbischofs Arnolds von Isenburg (1242 bis 1259), übrigens ebenfalls in Wörschweiler, hinzuweisen scheint.

Anmerkungen:

- 1) Erst Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken (Weilburg) prägte in Saarbrücken Goldgulden und Groschen, die in ihrer Ausführung sich eng an Luxemburger Vorbilder aus der Zeit Wenzels I. (1353–1383), Wenzels II. – erste Periode – (1383–1388) und Jobsts von Mähren (1388–1397) anlehnen. J. Isenbeck, Das Nassauische Münzwesen I. Teil. S. A. aus Annal. d. Ver. für Nass. Altert.-Kde. und Gesch.-Forsch. Bd. XV, Wiesbaden 1879, S. 27, Nr. 1–6, Tf. IV, B. 1 und 3. Vgl. E. Bernays & J. Vannérus, Histoire Numismatique du Comté puis Duché de Luxembourg–Brüssel 1908 – Nr. 148, 164, 168.
- 2) A. Maxe-Werly, Numismatique de Remiremont et de St. Dié, S.A. aus Mémoires de la Soc. d'Archéologie Lorraine (Nancy 1879), Nr. 1–6.
- 3) du Prel, Die alten Territorien des Bezirks Lothringen, II. Teil – Straßburg 1909 –, S. 7; Dom Calmet, Histoire Ecclésiastique et Civile de Lorraine (Nancy 1728), T. II, Sp. 73, Anm. w.
- 4) du Prel, I. c., I. Teil (Straßburg 1898), S. 117.
- 5) du Prel, I. c., II. Teil, S. 8 ff., 116 f., 181 f.
- 6) Ch. Robert, Monnaies, Jetons et Médailles des Evêques de Metz, abgeschlossen von R. Serrure (Macon 1890), S. 3.
- 7) Robert, I. c., S. 9–22. Vgl. auch H. Dannenberg, Die Deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, Berlin 1878–1905, S. 68 ff., Tf. I, Abb. 11–21, sowie A. Engel & R. Serrure, Traité de Numismatique du moyen âge, t. II – Paris 1894 –, S. 540 ff.
- 8) Unter Adalbero II. (984–1004) sind nur wenige, den Namen des Bischofs allein nennende Gepräge zu verzeichnen (vgl. Robert, I. c. S. 16–18). Lediglich einige Gepräge der Bischöfe Poppo (1093–1103) und Stephan v. Bar (1120 (23)–1163) enthalten gleichzeitig den Namen des Herrschers (Heinrich IV. bzw. Heinrich V.); vgl. Robert, I. c. S. 53/54 u. 81/82; Dannenberg, I. c. Tf. III, 49 bzw. Tf. III, 59 u. Tf. 63, 1413.

- 9) Robert I. c. S. 49.
- 10) Robert I. c. S. 48, Nr. 1.
- 11) Mon. Germ.Hist. Dipl. Henrici III, Nr. 368 u. 369; Robert I. c. S. 243.
- 12) Robert I. c. S. 64/65, Nr. 5.
- 13) Robert, I. c. S. 244, f; J. Menadier, Fund von Tränheim, in Deutsche Münzen, 4. Bd. — Berlin 1898 — S. 82 ff; Braun von Stumm, Der Münzfund von Gleisweiler, in Mitteilungen des Hist. Vereins Pfalz, 52. Bd. (Speyer 1954), S. 240.
- 14) Robert —; Menadier I. c., S. 79, Abb. 73; Braun v. Stumm, Das Rad, Symbol v. Evangelium und Kirche auf oberrhein. Münzen d. 12. und 13. Jh., in Mainzer Zeitschrift 46/47 — 1951/52 —, S. 41.
- 15) Robert, I. c. S. 163, 164, Nr. 1, 2.
- 16) Robert I. c., S. 163 f, Nr. 2; J. F. Wagner, Notices historiques sur la Ville de Sarrebourg, Saarb. 1890, S. 26; E. Ewig, Die deutsche Ordenskommende Saarb., in Els.-Lothr. Jahrbuch Bd. XXI — 1943 —, S. 120.
- 17) Robert I. c. S. 50; Dannenberg, I. c. S. 86.
- 18) Laut frdl. Mitteilung von Prof. Hiegel ist für Rimlingen der hl. Petrus als Patron erst seit 1603 bezeugt. Für das 18. Jh. ist das gleiche Patrozinum bei N. Dorvaux, Les anciens Pouillés du diocèse de Metz (Nancy 1902), S. 660, bestätigt. Angesichts der Erwähnung von Rimlingen bereits in karolingischer Zeit erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß ein so altes Patrozinium, wie das von St. Peter, erst in späterer Zeit in Rimlingen eingeführt bzw. gegen ein anderes eingetauscht worden wäre. Diese Auffassung vertritt auch Chanoine Morhain, Leiter des Petit Séminaire Montigny-les-Metz.
- 19) Vgl. Robert, Metz, S. 35 — Dom Calmet I. c., I. Teil, Preuves, S. 54 f bringt den Text der Gesta Episcoporum Mettensium von Paulus Diaconus — um 775 — mit Einzelheiten über die Bekehrung der Metzler durch den hl. Clemens, eines Abgesandten des hl. Petrus, und die erste Errichtung einer Kirche auf den Namen St. Peters — St. Pierre le Vieux —. Nach Meurisse, Histoire des Evêques de Metz — Metz 1634 — sei aus diesem Gotteshaus der Bischofsitz in die erst später gegründete Kathedrale von St. Stephan verlegt worden. Über die besondere Bedeutung der verschiedenen Metzler Peterskirchen vgl. Auguste Prost, La Cathédrale de Metz — Metz 1885; Bischof J. B. Pelt, Etudes sur la Cathédrale de Metz — Metz 1930 —, S. 428; R. S. Bour, Eglises messines antérieures de l'an 1000, in Annuaire de la Soc. d'Hist. et d'Archéol. de la Lorraine, t. XXVIII — 1929 —, S. 537–540, 517–576, 528/3, 633/4; L. Genesson, Le plus ancien édifice religieux de France? St. Pierre = aux = Nonnains à Metz, in Le Pays Lorrain — Nancy 1958 — (39. Jahrgang), Seite 149. Anmerkung 2. — Es erscheint somit denkbar, daß ähnlich wie das Metzler Domkapitel von St. Paul in Saarb., auch das Kapitel einer der ältesten und wichtigsten Metzler Peterskirchen — S. Petrus Senior = Minor oder S. Petrus Maior — einst mit besonderen Vorrechten in Rimlingen ausgestattet gewesen wäre. Wenn auf den Saarburger Münzen fast stets St. Paul genannt ist, so könnte der Sinn der Münzlegende: METT. SPET ebenfalls in entsprechender Weise ausgelegt werden.
- 20) Robert, Metz, S. 34 f, Abb 1, 2. — Dannenberg, I. c., S. 77, Tf. II, 33, glaubte das Stück, trotz Nennung eines Metzler Bischofs, der Abtei Remiremont, deren Patron St. Peter war, zuweisen zu sollen.
- 21) C. W. Scherer, Pfälzer Fund, in Berliner Münzblätter 1918, NF. S. 230, Nr. 20, Tf. 81, Nr. 20.
- 22) Robert, I. c. S. 54, Nr. 1.
- 23) Siehe Robert, I. c. S. 67–70.
- 24) a. Bisch. Adalbero IV. in Metz: Abb. 13 Abb. 14 Abb. 15 Abb. 16
 Robert, I. c: S. 62, Nr. 1; S. 65, Nr. 1; S. 63, Nr. 1; S. 64, Nr. 3;
 b anonym in Rimlingen: Abb. 17 Abb. 18 Abb. 19 Abb. 20
 Robert, I. c: S. 67/8, Nr. 1; S. 70, Nr. 2; S. 68, Nr. 1; S. 69, Nr. 2;
- 25) Robert, Metz, S. 50 f. — Dannenberg — I. c. Teil II, S. 550 — gab Remelingen bei Esch (Luxemb.) den Vorzug, die gesuchte Münzstätte zu sein, wobei er sich auf die Autorität von Bresslau berief. C. Wampach erschien demgegenüber eine solche Annahme als völlig unbegründet. Der Ort hat niemals in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Metz gestanden. Engelt Serrure, I. c. S. 541 zählt die verschiedenen Mutmaßungen auf, bezeichnet aber RVMELINGIS weiter als unbestimmte Münzstätte.
- 26) de Bouteiller, Dictionnaire de l'ancien Département de la Moselle — Paris 1874 —, S. 214: Rimilingas (8. Jahrh.), Rymelingen (865), Rimilinga (954).
- 27) du Prel I. c., I. Teil, S. 257 f.
- 28) Der genaue Verlauf der verschiedenen, sich im Raum von Rimlingen kreuzenden Straßenzüge — „Lampertische“ Straße, Königstraße, Ritterstraße, Salzstraße — ist noch keineswegs hinreichend erforscht. Über einschlägige Unterlagen, die indes für das hohe Mittelalter fehlen, verfügen H. Hiegel/Saargemünd sowie M. Lutz/Saarburg (Lothr.). Siehe auch du Prel, wie Anm. 27. — Der Umstand, daß in Bockenheim und in Saarwerden (siehe Abschn. III und IV), ebenso wie in Rimlingen und in Marsal, bischöflich Metzler Gepräge geschlagen wurden, scheint mir dafür zu sprechen, daß die Errichtung all dieser Münzstätten um 1100 auch mit dem Metzler Salzhandel zusammenhing, dieselben folglich an der am hauptsächlichsten befahrenen, nach Osten führenden Salzstraße lagen.
- 29) Th. Alix, Démembrement du Duché de Lorraine (1594), in Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine, Nancy 1870, S. 111; du Prel I. c. Teil II, S. 255.

- 30) du Prel, I. c. Teil II, S. 252 ff.
- 31) du Prel, I. c., S. 245.
- 32) Vgl. Calmet I. c., S. 73; F. Ruperti, Bischof Stephan von Metz, (Diss.) Berlin 1911.
- 33) Vgl. auch Meurisse, I. c., S. 396/97.
- 34) du Prel, I. c. Teil I, S. 203, Anm.
- 35) Robert, I. c. S. 70 f. Dem Denar der älteren Emission entspricht ein Obol (Robert, Metz, S. 71 Nr. 2; Dannenberg, Tf. 3,71).
- 36) Engel & Serrure I. c., S. 541 hielt an der Lesung SOCCHEIS usw. fest, hinter der sich eine unbestimmte Münzstätte verberge. Dannenberg dagegen I. c. Teil I, S. 84 glaubte, mit der Erkennung des Buchstabens „B“ die richtige Lesung festgestellt zu haben, welche vielleicht einmal einem Kenner der lothringischen Geschichte zur Lösung des Rätsels, das im Augenblick BOCCHEINEIS-BOCCHEIS noch bilde, verhelfen werde. Im II. Teil, S. 550, kommt Dannenberg erneut auf die gleiche Problematik zu sprechen und meint dazu: „Für einen lothringischen Münzforscher bleibt noch viel zu tun übrig.“
- 38) H. W. Hermann, Geschichte der Grafen von Saarwerden, Bd. 1, 1. Lieferung – Saarbrücken 1957 –, S. 73, Nr. 43.
- 39) Seitens du Prel, I. c. Teil I, S. 207 – ähnlich „Das Reichsland Elsaß-Lothringen, Ortsbeschreibung (1901–1903), S. 951 – wird vermutet, daß ein Graf von Saarwerden, wahrscheinlich Ludwig, gegen Ende des 12. Jahrhunderts infolge einer unglücklichen Fehde genötigt gewesen sei, sein ursprüngliches Eigen in den Städten Bockenheim und Saarwerden von dem Bischof von Metz zu Lehen zu nehmen. Nicht zuletzt wegen der vor diesem Zeitpunkt effektiv in Bockenheim und in Saarwerden geschlagenen bischöflich Metzger Geprägen dürfte es m. E. wahrscheinlicher sein, daß beide Orte – wie es ähnlich mit der Stadt Saarbrücken der Fall gewesen ist – seit jeher als Metzger Lehen oder Vogteien der Grafen angesehen werden müssen.
- 40) Braun v. Stumm, Fundmünze aus Wörschweiler, in Bericht über die 7. Ordentl. Mitgl.-Versammlung der Kommission für saarländ. Landesgesch. am 11. u. 12. 7. 1958, S. 21.
- 41) Robert I. c., S. 96; Description de la Collection Ch. Robert – Paris 1880 – Nr. 725, Tf. IX, 725.
- 42) Robert, I. c. S. 92, f. 93, Nr. 1.
- 43) Robert, I. c. S. 85, Nr. 1.
- 44) Vgl. S. 84, fig. 1, S. 91, fig. 1.
- 45) lt. frdl. Auskunft von H. W. Hermann; vgl. J. Claus, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß (Zabern 1895–1914), S. 947.
- 46) Siehe Robert, Metz, S. 86, 87; Samml. Robert, Nr. 498.
- 47) Vgl. Braun v. Stumm, Die Münzen der Abtei Hornbach – Berlin 1926 –, Das, was an dem damaligen Forschungsergebnis zu ergänzen war, ist in den nachfolgenden Ausführungen niedergelegt. Vgl. auch BvS., Fund von Gleisweiler (wie Anm. 13), I. c., S. 230 f.
- 48) Hornbacher Kopialbuch (früher Geh. Staatsarchiv München, Ende 16. Jh.), 3, 19 f; Crollius, Origines Bipontinae II., 18 ff; A. Neubauer, Regesten der ehemaligen Benediktiner-Abtei Hornbach, in Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz – 1904 –, Bd. 27, S. 14, Nr. 36. Das Hornbacher Kopialbuch ist im letzten Kriege vernichtet worden. – Crollius I. c. hatte bei der Wiedergabe des Textes über die Münzrechtsverleihung an die Abtei Hornbach durch Heinrich „ultimus“ auch an K. Heinrich VI. gedacht. Diese Vermutung erscheint schon deshalb halb abwegig, weil Hornbacher Münzen bereits aus früherer Zeit vorliegen, in dem Bericht aber ausdrücklich gesagt ist, daß Hornbach bis dahin noch kein Münzrecht besessen habe. Im übrigen werden im Zusammenhang mit den nach dem Tode des Abtes Hilderich unter seinem Nachfolger Adelo auftretenden Schwierigkeiten die Grafen Simon von Saarbrücken (Klostervogt) und Folmar von Blieskastel genannt, deren beider Amtszeit etwa 1135 begann. Andere Nachrichten über die beiden Äbte Hilderich und Adelo liegen nicht vor, es ist auch unwahrscheinlich, daß noch zu Zeiten K. Heinrichs VI., also zwischen 1190 und 1197, ein sonst unbekannter Abt gelebt hätte. Schließlich hatte, im Gegensatz zu dem Salier Heinrich V., der Staufer Heinrich VI. keine Familientradition, die ihn mit Hornbach verbunden hätte.
- 49) Vgl. G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. – Leipzig 1890–1909 –, Bd. VII.
- 50) Neubauer I. c., S. 16, Nr. 41.
- 51) Robert, I. c. S. 97, fig. 2.
- 52) J. Bohl, Die trierischen Münzen – Koblenz 1823 –, S. 24, Nr. 1; ders., Tafelband (Hannover 1837), Tf. II, fig. 1.
- 53) Da zunächst die Umschrift der Hornbacher Stücke der Legende METENSIS angepaßt wurde, schien es der äbtischen Münzverwaltung offenbar zunächst noch nicht ratsam, offen die Hornbacher Herkunft zu unterstreichen. Daher wahrscheinlich zunächst die Anbringung einer Trugschrift, die auf einigen Stücken, z. B. B. v. S. Hornbach Nr. 6, mit den Buchstaben HRM vielleicht bereits eine Abkürzung für „HOREMBAC“ andeuten sollte.
- 54) Mit Fahnen geschmückte Kirchengebäude oder Türme bringen etwa um die gleiche Zeit Kölner Denare und unterelsässische (Selzer?) Pfennige. Ob die entsprechenden Hornbacher Gepräge aus Anlaß einer besonderen Festlichkeit – etwa eines Kirchenneu- oder -umbaues – ausgegeben worden sind, ist kaum nachzuweisen.
- 55) Braun v. Stumm, Hornbach, S. 14.

- 56) Robert, I. c. S. 130, Nr. 7 u. S. 139, Nr. 1.
 57) Robert, I. c. S. 134 f.
 58) Meyer von Knonau, I. c. S. 87. Ich verdanke den Hinweis H. W. Hermann.
 59) Neubauer, I. c. S. 13, Nr. 33.
 60) Stumpf, Reichskanzler, Nr. 3160; Meyer von Knonau, I. c. S. 119.
 61) Hornbacher Münzen kamen, soweit bekannt, in folgenden Münzfunden vor: Gleisweiler, Ladenburg, Landstuhl, Saulxures (Vosges), Springiersbach, Trier (St. Irminen).
 62) Es handelt sich um einen Obol zu Abb. 39; vgl. Braun v. Stumm, Hornbach, S. 47.

*Nachweis der Abbildungen**

- Abb. 1 Bistum Metz. Münzstätte S a a r b u r g. Um 1085–1090.
 Vs.: Nimbiertes Brustb. d. hl. Stephan n. r. STEPHANVS.
 Ks.: Befußtes Kreuz zwischen 2 Perlkreisen: SAREBVRC.
 Denar. Gew. 1,04 g.
 Früher Sammlg. Robert, Nr. 464; Robert, Metz, S. 49; Dannenberg, Tf. 4,82.
- Abb. 2 Bischof Herimann (1073–1090) Münzstätte Metz. — Letzte Emission 1085–1090.
 Vs.: wie Abb. 1.
 Ks.: wie Abb. 1 ★ HERIMANN' EPS.
 Denar. Gew. 1,10 g.
 Früher Sammlg. Robert, Nr. 452; Robert, Metz, S. 48 Nr. 1; Dbg. Tf. 2,43.
- Abb. 3 Domkapitel Metz. Münzstätte Saarburg, nach 1110.
 Vs.: Barhäuptiges Brustb. n. r. S. PAVLVS
 Ks.: Kreuz mit 4 Sternen in den Winkeln. ★ SAREBVRC.
 Denar. Gew. 0,77 g.
 Früher Sammlg. Robert Nr. 717. Robert, Metz S. 243, Nr. 1, Dbg. Tf. 4,83.
- Abb. 4 wie vor. Zeit Bischof Dietrichs IV. v. Metz. Vor 1180.
 Vs.: Brustb. d. hl. Paulus n. r.
 Ks.: Befußtes Kreuz mit zwei gegenübergestellten Sternen in den Winkeln. In doppeltem Perlkreis: ★ SAREBVRG.
 Denar.
 Früher Kabinett Berlin; Braun v. Stumm, Hornbach I. c. Tf. II, Abb. c.
- Abb. 5 wie vor. Zeit Bischof Bertrams v. Metz. Nach 1180.
 Vs.: Brustb. d. hl. Paulus n. r. S. PAVLVS.
 Ks.: Kirchengebäude n. l., darüber Rosette. Auf Fensterhöhe des Langhauses: SARBOR.
 Denar. Gew. 0,58 g.
 Unediert. Vgl. Rollin, Fund von Charmes, Nancy 1841, Abbildung 15.
- Abb. 6 wie vor. Ende 12. Jahrhundert.
 Vs.: Brustb. d. bärtigen hl. Paulus — S . . VLVVS.
 Ks.: Mit Querstrichen versehenes Kreuz in doppeltem Perlkreis. Aus „SARBVRC“ verstümmelte Umschrift.
 Denar. Gew. 0,55 — 0,60 g.
 Fund von Saulny. Robert, Metz, S. 244, Abb. 4.
- Abb. 7 wie vor. Nach 1200.
 Vs.: Brustb. d. hl. Paulus n. l. S. PAVLVS (verstümmelt).
 Ks.: Hand mit Krummstab IOTIS (Wirrschrift in zahlreichen Variationen).
- Abb. 8 Domkapitel Metz? Münzstätte Saarburg? Prägung nach Straßburger Währung. Um 1240.
 Vs.: Brustb. n. l., ähnlich wie Abb. 7; Umschriftreste.
 Ks.: Sechspeichiges Rad,
 Denar. Gew. 0,46 g.
 B. v. S. Das Rad als Symbol (wie Anm. 14), S. 41, Abb. 21.
 Funde von Tränheim, Malterdingen.
- Abb. 9 Bistum Metz. Münzstätte Saarburg. Ende 13. Jahrhundert.
 Vs.: Mitr. Bischof n. r. m. segn. Rechten.
 Ks.: In einem Schild Hand mit Krummstab. SAR=BOR.

*) Die schlechte Erhaltung der meisten hochmittelalterlichen Metzger Gepräge läßt es im allgemeinen vorteilhafter erscheinen, statt Originale die Abbildungen der bei Ch. Robert, Monnaies . . . des Evêques de Metz, gebrachten Zeichnungen zu übernehmen.

- Abb. 10 Bistum Metz. Münzstätte Rimlingen. Um 1185—1190.
Vs.: Wie Abb. 2: Nimbirtes Brustb. d. hl. Stephan n. r. RVOMILINGIS
Ks.: Befußtes Kreuz. In doppeltem Perlkreis: ★ METT. SPET.
Denar. Gew. 1,01 g.
Robert, Metz, S. 50; Dbg. Tf. 4,75. Sammlung der Stadt Metz**).
- Abb. 11 Bischof Poppo v. Metz (1093—1103). Münzstätte Rimlingen.
Vs.: Nimbirtes Brustb. d. hl. Stephan v. vorn. S. STEPANVS im doppelten Perlkreis.
Ks.: Stadttor mit zwei Türmen. + POPPO REMVLINGIS.
Denar. Gew. 0,96 g.
Fund Bettenhausen Nr. 20
Robert — Dannenberg —.
- Abb. 12 Bischof Poppo von Metz. Münzstätte Metz.
Vs.: wie vor.
Ks.: wie vor. + POPPO METN — EPS.
Denar. Gew. 0,92 g.
- Abb. 13 Bischof Adalbero IV. von Metz (1103—1117).
Vs.: Brustb. d. hl. Stephan n. r. S. STEPANVS.
Ks.: METTIS ins Kreuz gestellt; Umschrift: + ADELBERO EPS
Denar. Gew. 0,96 g.
Früher Sammlung Robert, Nr. 482; Robert, Metz, S. 62, Nr. 1;
Dbg. Tf. 3, 52a.
- Abb. 14 wie vor.
Vs.: Brustb. d. hl. Stephan n. r. mit vorgestreckter Linken. STEPANV.
Ks.: Befußtes Kreuz mit quer darübergestellten Kreuzchen u. 4 Sternen i. d. Winkeln + ADALBERO EPC.
Denar. Gew. 0,88 g.
Früher Sammlung Robert; Robert Metz, S. 65, Nr. 1; Dbg. Tf. 3,53.
- Abb. 15 wie vor.
Vs.: Brustb. d. hl. Stephan n. r.; die nach unten gekämmten Haare enden in Knoten. S STEPHANVS.
Ks.: Keilartig geformtes Kreuz mit 4 Sternen in den Winkeln.
+ ADALBERO EPC.
Denar. Gew. 0,87 g.
Früher Sammlg. Robert Nr. 473; Robert, Metz, S. 63, Nr. 1; Dbg. —
- Abb. 16 wie vor.
Vs.: Brustb. d. hl. Stephan n. r. mit vorgestreckter Linken.
S. STEPANVS.
Kreuz mit vier Sternen in den Winkeln. ★ ALBEROS PS.
Denar. Gew. 0,80 g. Fund von Dieulouard?
Robert, Metz, S. 64, Nr. 3, Dbg. Tf. 63, 56a
- Abb. 17 Bistum Metz. Münzstätte Rimlingen. Zeit Bischof Adalbero IV. Erste Emission.
Vs.: wie Abb. 13;
Ks.: METTIS ins Kreuz gestellt. Umschrift: + RVMELINGIS.
Denar. Gew. 1 g.
Früher Sammlung Robert, Nr. 485; Robert, Metz, S. 67f, Nr. 1;
Dbg. Tf. 4,76.
- Abb. 18 wie vor. Zweite Emission.
Vs.: wie Abb. 14;
Ks.: wie Abb. 14; Umschrift: + RVMELINGIS.
Denar. Gew. 0,92 g.
Früher Sammlung Monnier; Robert, Metz, S. 69, Nr. 1;
Dbg. Tf. 4,80.
- Abb. 19 wie vor. Dritte Emission.
Vs.: wie Abb. 15;
Ks.: wie gig. 15; Umschrift: + RUMELINGIS.
Denar. Gew. 0,91 g.
Robert, Metz, S. 68, Nr. 1; Dbg. Tf. 4,77.
- Abb. 20 wie vor. Vierte Emission
Vs.: wie Abb. 16; um 1110
Ks.: wie Abb. 16, Umschrift: ★ RIMVLIGIS.
Denar. Gew. 0,80 g.
Fund v. Dieulouard?
Robert, Metz, S. 69, 2; vgl. Dbg. Tf. 4,78a.

**) Dem Verfasser wurde leider nicht die Möglichkeit gewährt, in das Münzkabinett der Stadt Metz Einsicht zu nehmen.

- Abb. 21 Bistum Metz. Münzstätte B o c k e n h e i m, Zeit Bischof Adalbero IV.
Vs.: wie Abb. 14 und 18.
Ks.: wie Abb. 14 und 18, Umschrift: ★ BOCCHENESE
Denar. Gew. 9,2 g.
Sammlung d. Straßburger Universitäts-Bibliothek; vgl. Robert, Metz, S. 71, Nr. 1, Dbg. Tf. 3, 70.
- Abb. 22 wie vor.
Vs.: wie Abb. 16 und 20.
Ks.: wie Abb. 16 und 20 Umschrift: ∪ B (S) (?) OCCHEIS.
Denar. Gew. 0,90 g.
Früher Sammlung Robert Nr. 491; Robert, S. 70/71.
Dbg. Tf. 63, 1414.
Früher Sammlung, Robert Nr. 491; Robert, S. 70/71.
Dbg. Tf. 63, 1414.
- Abb. 23 Bistum Metz. Münzstätte S a a r w e r d e n. Zeit Bischof Stephan v. Bar.
Um 1130/40.
Vs.: Diademiertes Brustb. d. hl. Stephan n. r. Das Diadem ist mit drei ringartigen Schmuckstücken besetzt. S STEPAN.
Ks.: Befußtes Kreuz. ★ (S)A(R)EVEN.
Denar. Gew. 0,77 g.
Fund Kloster Wörschweiler.
- Abb. 24 wie vor.
Vs.: wie vor.
Ks.: wie vor.
Denar. Gew. 0,75 g. Umschrift: SAREV(E)N.
Früher Sammlung Robert, Nr. 725; Robert, Metz, S. 96.
- Abb. 25 Bistum Metz. Bischof Stephan von Bar. Vor 1130/40.
Vs.: Diademiertes Brustb. des hl. Stephan n. r. S ,STEPHAN'.
Ks.: Befußtes Kreuz mit 4 Sternen i. d. Winkeln. ★ STEPHAN EPC.
Denar. Gew. 0,80 g.
früher Sammlung Robert, Nr. 495. Robert, Metz, S. 85, Nr. 1;
Dbg. Tf. 3, 61.
- Abb. 26 Bistum Metz. Zeit Bischof Stephan v. Bar; um 1330/40.
Vs.: wie Abb. 23.
Ks.: wie Abb. 23 ★ S ,STEPHAN'.
Denar. Gew. 0,71 g.
früher Sammlung de Saulcy; Robert, Metz, S. 92/93, Nr. 1.
- Abb. 27 wie vor.
Vs.: wie vor.
Ks.: wie vor. ★ NETENSIS.
Denar. Gew. 0,75 g.
früher Sammlung. Robert, Nr. 512; Robert, Metz, S. 94, Nr. 5.
- Abb. 28 wie vor.
Vs.: wie vor.
Ks.: wie vor. ★ MARSAL.
Denar. Gew. 0,70 g.
früher Sammlung Robert, Nr. 523; Robert, Metz, S. 95, Nr. 10.
- Abb. 29 Unbestimmter Beischlag zu Metzger Geprägten Bischof Adalbero's IV.
(1103—1117) oder Stephans v. Bar (1020/23—1163).
Vs.: Brustb. n. r. — Umschrift verstümmelt.
Ks.: Kreuz mit daraufliegendem Ring — Umschrift verstümmelt.
Denar. Gew. 0,78 g.
Universitätssammlung Straßburg.
- Abb. 30a) Unbestimmte Münzstätte um 1120.
Vs.: n. links gewandtes, rückwärts blickendes Lamm, dahinter Fahne.
Umschrift: + ∪-IHEBIV
Ks.: Befußtes Kreuz mit 4 Sternen in den Winkeln.
Umschrift: + H ∪DI-NV
Denar. Gew. 0,68 g.
Privatbesitz, unedierte.
- Abb. 30b) wie vor.
Vs.: wie vor.
Umschrift: + S.I.N.EHIV
Ks.: wie vor.
Umschrift: + I.H..IHIO
Denar.
früher Münzkabinett Berlin.

- Abb. 31 Bistum Metz. Zeit Stephan v. Bar um 1150.
Vs.: Brustb. d. d. hl. Stephan, halb rechts gewandt, beide Arme emporhebend. STEPHAN.
Ks.: Befußtes Kreuz mit 2 Sternen i. d. Winkeln. ★ METENSIS.
Denar. Gew. 0,72 g.
früher Sammlung Robert; Nr. 511; Robert Metz. S. 97, Nr. 2.
- Abb. 32 Abtei Hornbach; vor 1160.
Vs.: gelocktes Brustbild v. v. m. Krummstab l., Buch r. Beiderseits D—N.
Ks.: Befußtes Kreuz m. 2 Sternen i. d. Winkeln. METN..M.
Denar. Gew. 0,71 g.
Privatbes. B. v. S., Hornbach. Nr. 1.
- Abb. 33 Erzbistum Trier. Erzbischof Hillin v. Fallemaigne (1152—1169).
Vs.: Barhäuptiges Brustb. v. v. m. Krummst., HILLINV (rückläufig).
Ks.: Stadttor mit 2 Türmen. TREVERIS (verstümmelt).
Denar. Gew. 0,70 g.
Vgl. Bohl, Trierische Münzen, S. 24, Nr. 1.
- Abb. 34 Hornbach; Gelocktes Brustb. v. v. m. Krummst. l., Buch r.
Vs.: wie vor. Die Gewandung ist reicher als bei Abb. 32. D — N.
Ks.: ähnl. wie fig. 32. APLD ...
Denar. Gew. 0,72 g.
Fund v. Saulxures (A. Bretagne & E. Briard, in Mém. d. l. Soc. d'Arch. lorr. Jg. 1884), Nr. 11; B. v. S., Hornbach, Nr. 4.
- Abb. 35 wie vor. Nach 1180.
Vs.: Barhäuptiges Brustb. v. v. m. Krummstab links. Buch rechts. D—N.
Ks.: wie vor. HOREMBAC.
Fund von Ladenburg.
Denar. Gew. 0,69 g. B. v. S.; Hornbach, Nr. 8.
- Abb. 36 Abtei St. Dié. Um 1180.
Vs.: Barhäuptiges Brustb. v. v. m. Krummstab links, Buch rechts. SCS.
Ks.: Ankerkreuz. DEODAT'.
Fund v. Saulxures, Nr. 9; B. v. S., Hornbach, Tf. 2, Abb. f.
Denar. Gew. 0,72 g.
- Abb. 37 Abtei Hornbach. Um 1190.
Vs.: Barhäuptiger Abt v. v. mit z. Segnen erhobenen Händen. D — N.
Ks.: Tempel m. kreuztragendem Giebel zw. 2 Kuppeltürmen.
HOREMBAC.
Denar. Gew. 0,61 g.
B. v. S., Hornbach, Nr. 10.
- Abb. 38 Bistum Toul. Bischof Pierre de Brixey (1168—1191); nach 1180.
Vs.: n. links gewandter mitrierter Bischof. PETR...
Ks.: Tempel m. kreuztragendem Giebel m. Krummstab l. zw. 2 Kuppeltürmen. (TU)LLI.
Denar. Gew. 0,45 g. (abgenutzt).
Fund v. Saulxures Nr. 3.
- Abb. 39 Abtei Hornbach. Nach 1200.
Vs.: Barhäuptiges Brustb. n. links, rechts Krummstab, l. Buch haltend.
Ks.: Tempel wie vor; r. u. l. v. Fahnen flankiert.
Denar. Gew. 0,56 g.
Funde von Gleisweiler (Nr. 11) und Landstuhl; B. v. S. Hornbach, Nr. 15.
- Abb. 40 Beischlag zu Denaren der Bischöfe Bertram, Conrad u. Johann I. von Metz (1180—1239), um 1220/30.
Vs.: Hl. Stephan n. links gewandt mit erhobenem rechten Arm. AN.N.
Ks.: Hand auf Kreuz hE... (umgekehrt gestellt).
Denar. Gew. 0,59 g.
Fund v. Landstuhl.
- Abb. 41 Bistum Metz. Bischof Conrad I. von Scharfenberg. Münzstätte Metz (1212—1224).
Vs.: Hl. Stephan n. l. gewandt m. erhobenen Rechten. CONRADVS.
Ks.: Hand auf Kreuz. METENSIS.
Denar. Gew. 0,72 g.
Robert, Metz, S. 119, l.
- Abb. 41 Grafschaft Bar? Münzstätte Longuyon? Graf Heinrich II. (1214—1240). Um 1240.
Vs.: Mittr. Brustb. n. links, Krummstab haltend .. EI...
Ks.: Kreuz wie vor. LONGI... V
Denar. Gew. 0,71 g.
vgl. Robert, Metz. S. 134 f.

- Abb. 42 Bistum Metz. Bischof Johann I. (1224—1239), letzte Emission nach 1130.
 Vs.: Mitr. Bischof n. links, Krummstab haltend. JOHANNES.
 Ks.: Befußtes Kreuz m. je 2 Halbmonden u. Sternen i. d. Winkeln.
 METENSIS.
 Denar. Gew. 0,74 g.
 Robert, Metz, S. 131, fig. 5.
- Abb. 43 Bistum Metz. Bischof Jakob v. Lothringen (1239—1260).
 Vs.: wie vor. JACOB S.
 Ks.: wie vor.
 Denar. Gew. 0,62 g.
 Robert, Metz, S. 141, fig. 9.

AUSSTELLUNGEN IM SAARLANDMUSEUM

VON WALTER SCHMEER

Im Dezember und Januar führte das Saarlandmuseum der Öffentlichkeit seine Neuerwerbungen für die „Moderne Galerie“ vor. Es war dies die fünfte der seit 1954 jährlichen Ausstellungen, und wie in den vergangenen Jahren waren die zur Verfügung stehenden Räume gerade ausreichend, um die Kunstwerke aufzunehmen. Es wurde in diesem Jahre zum ersten Male ein Katalog herausgebracht, gut ausgestattet und umfangreich bebildert. Es ist schade, daß sich solche anschaulichen Verzeichnisse des Erworbenen nicht in den Vorjahren ermöglichen, sonst hätten die Interessenten nun einen umfassenden Überblick über den Bestand, gewissermaßen einen Ersatz für die Möglichkeit, sich des Besitzes im Anblick der Werke selbst zu erfreuen. Nach wie vor fehlt ja die Möglichkeit, die „Moderne Galerie“ in Saarbrücken in ihrer Gesamtheit zu zeigen. So muß man sich mit der Erinnerung begnügen oder nach Freiburg reisen, wo die Saarbrücker Galerie den ganzen Sommer über im Augustinermuseum zu sehen ist.

Diese Ausstellung des Saarlandmuseums in Freiburg hat den Presseberichten zufolge starke Beachtung gefunden und auch Bewunderung für die erstaunliche Leistung der Saarbrücker Museumsleitung, die es vermochte, in der kurzen Zeit von sechs Jahren und bei der ungünstigen Konjunkturlage der anziehenden Preise auf dem Weltkunstmarkt für die Kunst der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts eine so planvoll angelegte und qualitätvolle Sammlung der modernen Kunst zustandezubringen.

Etwas von dieser Bewunderung konnte auch der Saarländer fühlen bei dem Besuch der oben genannten Ausstellung der Neuerwerbungen: Es trat deutlich hervor, wie systematisch weiter daran gearbeitet worden ist, das Programm abzurunden und zu ergänzen. Eine bedeutende Vervollständigung erfuhr die expressionistische Graphik. So sind beispielsweise allein von Erich Heckel 13 Blätter erworben worden, 12 von Max Pechstein und 6 von Barlach. Durch die Einreihung von 21 Graphiken von Corinth dürfte das Werk dieses Meisters nun in den Beständen des Saarlandmuseums in ungewöhnlicher Vollständigkeit vertreten sein, von der gepflegten Malerei des Anfangs bis zum grandios ausdrucksvollen Ende. Einige der neu erworbenen Blätter von Corinth sind ausgesprochene Seltenheiten und geradezu Leckerbissen für den Kenner. Mit Rodin, Scheide und Sintenis konnte auch die Reihe der Plastiken wertvoll ergänzt werden.

Die deutliche Absicht, auch die Themenwahl im Sinne einer Vervollständigung zu berücksichtigen, zeigte sich in dem Ankauf wichtiger Selbstbildnisse, wie des urban kultivierten von Liebermann, des schlicht monumentalen von Purrmann, des für den optimistischen Künstler ungewohnt depressiven von Slevogt und des wohl bedeutendsten, des gewittrig aufgewühlten „Selbstbildnisses im Ba-

demantel“ von Weisgerber. Das letzte ist eins von den vier höchst bedeutsamen Gemälden des St. Ingberter Künstlers, die zusammen mit einer Gouache neu erworben wurden, darunter auch der „Sebastian mit weißem Tuch“, die letzte und reife Fassung dieses Themas, das den Maler Weisgerber lange und vielfältig beschäftigt hat.

Die wohl imposantesten Neuerwerbungen stellen die beiden großen Gemälde von Max Beckmann dar, die „Damen am Fenster“ von 1928, ein für diese Zeit sehr bezeichnendes Werk des Künstlers mit seiner gewaltsamen Unterwerfung der Figuren unter die Enge der Komposition und der pessimistischen Umwandlung des Lebendigen ins schematisch Gemachte, und die „Messingstadt“ von 1944, ein monumentaler Angsttraum von der Not und Bedrohung des Menschen in der gefühlslosen Welt der Starrheit und des Todes, ein Hauptwerk Beckmanns aus seiner Amsterdamer Zeit. Auch die schon begonnene Sammlung Beckmannscher Graphik konnte um acht Blätter vergrößert werden. Auf interessante Weise wird das Bild des Malers Christian Rohlfes ergänzt, dessen unentwegtes Mitmarschieren in der Avantgarde schon 1931 ein fast „tachistisches“ Aquarell entstehen ließ. In den Bereich des „Bauhauses“ und die Problematik seines Suchens nach dem Elementaren führen die „Blauen Frauen“ von Schlemmer und die „Peruanische Mauer“ von Baumeister. Die „Bäume“ von Max Ernst sind mit ihrer Reduktion der erfahrenen Wirklichkeit auf ein Oberflächen-Struktur-Motiv von dokumentarischer Bedeutung. Das Bild ist eine Dauerleihgabe, und einige weitere sind der Galerie von privater Seite geschenkt worden. In dem Bewußtsein, daß ihr Besitz in der „Modernen Galerie“ des Saarlandmuseums einen würdigen Platz findet, haben die Spender der Öffentlichkeit einen Dienst erwiesen, von dem zu hoffen ist, daß er anregend wirkt.

Wenn auch der Platz nicht für die gesamte Galerie ausreicht, so vermochten die zur Verfügung stehenden Räume doch wenigstens in der auf die Neuerwerbungen folgenden Ausstellung den Besitz an expressionistischer Kunst zu fassen. Es war diese Ausstellung die Ergänzung zu der im Oktober 1956 gezeigten Zusammenstellung des Impressionismus aus Museumsbesitz.

Es dürfte heute nicht viele Museen geben, die Besseres und Vollständigeres an expressionistischer Malerei, Graphik und Plastik zu zeigen haben, nachdem diese für die Entwicklung der deutschen Kunst so bezeichnende Stilrichtung unter der Epurationspolitik des „Dritten Reiches“ einer so gründlichen Verfemung, Verschleuderung und Vernichtung anheimgefallen war.

Das als Bonmot oder Schlagtruf entstandene Wort „Expressionismus“ ist nicht eindeutig in seiner Reichweite zu fassen, und so mag diese Unsicherheit zu übertriebener Einengung wie auch zu unerlaubter Ausweitung Anlaß geben. Herr Bornschein wählte bei seiner Zusammenstellung den goldenen Mittelweg, indem er an die unbestreitbar expressionistischen Künstlerkreise in Dresden und München die gleichgesinnten Zeitgenossen anderer Herkunft anreihete und die Nachfolger hinzunahm, deren Kunst unverkennbar auf dem Expressionismus fußt. Er entschied offenbar mehr nach stilistischen Gesichtspunkten als nach solchen der Inhaltgebung, natürlich auch etwas nach den ihm geläufigen Forderungen der Raumbeschränkung. Es hätte sich die Zusammenstellung aus dem Besitz der „Modernen Galerie“ leicht noch beträchtlich erweitern lassen, ohne den gestellten Rahmen „Expressionismus“ zu sprengen. So war Käthe Kollwitz nur mit der Plastik „Pietà“ vertreten und nicht mit ihrer im Museumsbesitz so umfangreichen Graphik, wohl deswegen, weil die Künstlerin sich älterer, auf den Realismus fußender Stilmittel bediente.

Die expressionistische Abteilung der Saarbrücker Galerie gewährt einen Überblick über die Spielarten des Expressionismus, über ihre Verschiedenheiten und ihr Gemeinsames. Es tritt die Gruppe hervor, deren eigentliches Ausdrucksmittel die graphische Linie ist und die auch in der Graphik ihr Bestes geschaffen hat.

Ihr gegenüber steht die Gruppe der eigentlichen Maler, denen die mit der Farbe erzeugte Spannung wichtiger ist als die der bezeichnenden Form. Hier quellen die Farbflächen aus dem Innern ihrer Grenzen entgegen, dort weist die Organisation der abgrenzten Konturen den Farben ihre Flächenteile zu. So ist zum Beispiel Schmidt-Rottluff ein Graphiker auch dann, wenn er malt. Eine dritte Gruppe, in der Hauptsache die Münchener, kommt vom Dekorativen her, das heißt von der Verdeutlichung der Fläche und des Farbmittels, was schon die Tatsache beweist, daß aus ihr die gegenstandslose Kunst hervorgegangen ist. Allen gemeinsam ist das Suchen nach Ausdrucksmitteln, die Unterordnung des Mittels unter die Aussage, seine Verwendung eben im expressiven Sinne. Das Suchen nach Ausdrucksmitteln wird notwendigerweise zu einem Suchen nach „Zeichen“ von lesbarer, schlichter Deutlichkeit, nach Zeichen auch, die der Aussage adäquat sind. Beides führt zur Primitivität, zur Vereinfachung; denn auch dem Inhalt, den mitzuteilen es den Künstler drängt, fehlt das Private und Spezielle, er ist das Preisen des Ursprünglichen und Echten oder der Jammer über die verlorene Natürlichkeit und verlangt auf jeden Fall den ungekünstelten Schrei. So ist der boshaft spitze Otto Dix ein Expressionist ebenso wie der schwerblütige, ungenau artikulierende Nolde, der in den Verfall der menschlichen Persönlichkeit wie mit Röntgenstrahlen hineinleuchtende Kokoschka wie der mit russischer Geduld nach einem allgemeingültigen Zeichen für das Menschenantlitz suchende Jawlensky.

Nicht nur die Schulzusammenhänge innerhalb des Expressionismus, seine Beziehungen zu der Kunst Gleichgesinnter in anderen Ländern, wie der „Fauves“, vermochte die Ausstellung sichtbar zu machen, nicht nur die Qualitätsunterschiede und den Unterschied zwischen den genialen Entdeckern und ihren getreuen Gefolgsleuten, sie vermochte, dank ihres außerordentlichen Reichtums, auch die Höhepunkte deutlich werden zu lassen:

Welch ein Erlebnis, daß ein ganzer Raum mit Werken Otto Muellers ausgefüllt war, ja sogar nicht einmal ausreichte, um alle vorhandenen Arbeiten des Künstlers zu fassen! Muellers Primitivität ist nicht das Ergebnis eines Suchens nach Vereinfachung, sie ist Einfachheit. Er brauchte weder das Ursprüngliche und Echte herbeizusehnen noch seinen Verlust zu beklagen, denn er war ursprünglich und echt. Er braucht deshalb auch nicht zu schreien, sondern spricht mit der Anmut des Natürlichen.

Der zweite Höhepunkt sind die Werke August Mackes. Sie lassen die vehemente Entwicklung des Frühvollendeten und Frühgeendeten deutlich werden ebenso wie die Größe seiner Leistung. Wir stehen bei Macke nicht vor einem Schaffen aus Instinktsicherheit, sondern vor einer mit genialen Kräften künstlerischer Vernunft erzielten Vergeistigung. Aus dem noch gewaltsamen Zwingen der Formen im „Sturm“ wird die Selbstverständlichkeit der Harmonie in der kleinen Farbzeichnung „Unter den Lauben“. Welche Größe, und doch vermag man das Bild mit der Handfläche zu bedecken! Die Farbe ist zur Form geworden, die Teile gehen im Ganzen auf. Wenn es noch Expressionismus ist, so kann das, was es ausdrückt, nur die Harmonie der Welt sein.

Eine dritte Ausstellung von nicht alltäglicher Bedeutung ist der guten Zusammenarbeit der Mannheimer und Saarbrücker Museumsleiter zu verdanken. Mannheim gab als erste deutsche Museumsstadt der Saarbrücker „Modernen Galerie“ die Möglichkeit, sich der deutschen Öffentlichkeit zu zeigen, und aus Mannheimer Museumsbesitz stammte die im Mai 1956 gezeigte vortreffliche Auswahl deutscher Originalgraphik des 19. Jahrhunderts, in der vor allem die Romantik glänzend vertreten war. Dieses Mal hatte Herr Dr. Fuchs in einer weitgespannten Übersicht Druckgraphik ausgeliehen. Der publikumswirksame Titel „Von Dürer bis Picasso“ war, genau betrachtet, eher zu bescheiden, denn das älteste Blatt, der mit 1432 frühest datierte Holzschnitt, geht fast um ein Jahrhundert hinter Dürer zurück.

Die interessante Zusammenstellung gewährte, wie auch Herr Dr. Fuchs bei der Pressebesprechung mit klugen Worten erläuterte, die wichtige Einsicht in die Wechselbeziehung zwischen künstlerischer Gestaltungsabsicht und technischer Realisierungsmöglichkeit, somit also in die zwischen Geist und Materie. Gerade wegen der heute so bedeutsamen Partnerschaft von Material und Künstler, bei der gelegentlich der Künstler dem Material die führende Rolle überläßt und damit also die naturwissenschaftlichen Gesetze in ihrer Erscheinung als schöpferisch anerkennt, gerade auch wegen der in dieser ungewöhnlichen Machtverteilung begründeten Vorliebe der modernen Kunst für die Druckgraphik war diese Ausstellung besonders lehrreich. Es wurde deutlich, wie die Unzulänglichkeit des um der inhaltlichen Mitteilungsmöglichkeit willen entstandenen Holzschnittes evident werden muß, sobald mit den Anliegen der Renaissance die Kunst als Selbstzweck hervortritt, sobald der Künstler mit der Energie seines Eroberungswillens die plastische und stoffliche Realität der Dinge darstellend zu erfassen unternimmt. Dazu benötigt er den Kupferstich. Die eben in der Dinglichkeit liegenden Grenzen des Kupferstichs wieder müssen gesprengt werden, als es darum geht, die Dinge in den Raum einzubeziehen und sie im Sinne des Barocks als Hell-dunkelerscheinungen des Raumes zu bilden. Dies vermag nur die Radierung zu verwirklichen. Dabei aber kommt etwas anderes mit ins Spiel: Statt der Kraftleistung der Bewältigung der Technik und der Gediegenheit im Handwerklichen, wie sie den Stolz des Kupferstechers ausmachen, beginnt der Zufall und das Erlebnis der Überraschung eine Rolle zu spielen. Der Radierer übergibt sein Werk zur „Weiterbearbeitung“ dem Säurebad und damit den Naturkräften, und es entsteht die oben angedeutete Partnerschaft. Es kommt für den Künstler die Sensation des Augenblicks, wo das bedruckte Papier sich von der Platte löst und er gewahr wird, was die in Anspruch genommenen Kräfte mit seiner Arbeit getan haben, oder vielleicht auch nur mit seiner Anregung, denn die Klarheit der Vorstellung vom fertigen Werk, wie sie der Kupferstecher besitzt, kann und will der Radierer nicht fassen.

Die Ausstellung folgte der kunsthistorischen Entwicklung, und so gelangte man von den Radierungen Rembrandts zu den virtuosen Handwerkern des 18. Jahrhunderts, die sich zur Reproduktion von Gemälden des Stiches und der verschiedenen Möglichkeiten der Ätzung bedient haben, die ganz die Herren ihrer Mittel waren und bei denen der Technik keine Gelegenheit gegeben wurde, mitbestimmend in die Formung einzugreifen. Ein solch bescheidenes Mittel reinen Reproduzierens ist ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach auch die Lithographie, mit der jede Art von Originalgraphik nachgeahmt werden kann. Sie ist die Technik des „L'art pour l'art“ und feiert ihre Triumphe im Impressionismus und bei seinen Nachfolgern. Doch kann sie auch, wie es in der Ausstellung der Fall Picassos zeigte, zum Spiel mit den außermenschlichen Kräften der Schwerkraft und der Osmose verwendet werden. Das „Materialgerechte“, das heißt die Mitbeteiligung des Materials an der Formgebung, die Übernahme von Formen, die sich aus der Struktur des Materials ergeben oder die der Künstler vorfand, wie z. B. die Maserung des Brettes, beginnt mit der Neubildung des Holzschnittes zu Beginn unseres Jahrhunderts bei Munch und Gauguin. Die letzten Konsequenzen dieser Entwicklung waren in der Ausstellung nicht zu sehen; sie sind wohl nicht im Mannheimer Museum vertreten, da sie noch allzu sehr Tagesgeschehen sind.

Imposant war in der Ausstellung das Aneinanderreihen der Werte, der künstlerischen wie der realen. Man sah bei den herrlichen Originaldrucken die Meisterschaft der Dürerschen Kupferstiche, und eine ganze Wand war mit Radierungen Rembrandts behängt, großen und kleinen, darunter einem Hundertguldensblatt von geradezu magischer Schönheit.

Über alle Zeit- und Stilunterschiede hinweg verband alle die vielfältig gemeinsamen und vielfältig gemachten Blätter etwas Gemeinsames: Die Qualität!

DER AUFBAU DES SEINS NACH ZEIT UND RAUM

VON REINHARD LEHNERT

(Alle Rechte an Text und Bildern verbleiben beim Verfasser, d. Schriftl.)

... ist die Philosophie nicht eine selbständige Wissenschaft, die den Einzeldisziplinen nebenzuordnen oder überzuordnen wäre, sondern das Philosophie steckt in allen Wissenschaften als deren wahre Seele, kraft deren sie überhaupt Wissenschaften sind.

Jedes besondere Wissen, jedes spezielle Erkennen setzt allgemeinste Prinzipien voraus, in die es schließlich einmündet und ohne die es kein Erkennen wäre. Philosophie ist nichts anderes als das System dieser Prinzipien, welches das System aller Erkenntnisse verästelnd durchsetzt und ihm dadurch Halt gibt; sie ist daher in allen Wissenschaften beheimatet, und ich bin überzeugt, daß man zur Philosophie nicht anders gelangen kann, als indem man sie in ihrer Heimat aufsucht.

(Moritz Schlick, Allgemeine Erkenntnistheorie, Berlin 1918, Vorrede S. VII.)

VORBEMERKUNG

I.

Der vorliegende Aufsatz antwortet auf die Fragen nach dem Aufbau des Seins nach Zeit und Raum. Er gelangt dabei zu Ergebnissen von überraschender Geschlossenheit und Tragweite, Einfachkeit und Schönheit.

Der Aufsatz zeigt unter anderem: Das Sein ist erbaut aus Qualitäten und Strukturen. Das wirkliche — also das nichtabstrahierte — Sein zeigt zwei Seiten, die psychische oder zeitlich=qualitative und die physische oder zeitlich=räumliche Seite. Die Zeit verwirklicht die „zentrale“ abstrakte Struktur auf der Grundlage der gerichteten Beziehung (Relation) $O \rightarrow O$. Der Raum verwirklicht die „zentrale“ abstrakte Struktur auf der Grundlage der ungerichteten Beziehung $O \leftrightarrow O$.

Der Aufsatz skizziert weiter: Die Zeit ist Grundordnung der Verursachung (principium causationis). Der Raum ist Grundordnung der Vervielfachung in Gleichheit (principium individuationis) und der Verbindung zum Fremdseelischen (principium communicationis). Die Schichtung der physischen Welt in Mikro-, Makro- und Organismenwelt ermöglicht das Zusammenbestehen und Zusammenwirken von kausaler Gesetzmäßigkeit und Freiheit.

Der Aufsatz verwertet Ergebnisse der modernen mathematischen Grundlagenforschung über Wesen und Aufbau der Logik und der Mathematik, insbesondere den Nachweis des operativen Charakters der Logik und Mathematik und der Widerspruchsfreiheit der operativ aufgebauten Logik und Mathematik (Gerhard Gentzen 1936 und Paul Lorenzen 1951 und 1955).

Der Aufsatz verwertet weiter Ergebnisse der modernen Mathematik über die Strukturen der ganzen, der rationalen und der reellen Zahlen (insbesondere die Ergebnisse der Cantorschen Mengenlehre über die geordneten Mengen und ihre Ordnungstypen). Weiter Ergebnisse über die Gesamtheit aller möglichen lokal= kompakten, zusammenhängenden und homogenen metrischen Räume (Hans Freudenthal 1956). Weiter am Rande Ergebnisse der modernen Physik, insbesondere über Kausalität, Akausalität und Steuerungsstruktur der Organismen.

Der Aufsatz verwertet sodann wesentlich eine — freilich elementare und nahe= liegende — eigene Entdeckung über die Zugänglichkeit der dreidimensionalen nichteuklidischen Geometrien, und zwar die Entdeckung eines auch für Nicht= mathematiker gangbaren Weges zum vollen Verständnis dieser Geometrien. Erst dieser Weg ermöglicht eine allgemeinverständliche Einführung in den Aufbau des Seins nach Zeit und Raum.

Das Schwergewicht des Aufsatzes liegt naturgemäß in der Darstellung des genannten Weges.

— Zu diesem Weg ist des Näheren zu sagen:

II.

Bisher gab es meines Wissens keine für Nichtmathematiker verständliche Einführung in eine der dreidimensionalen nichteuklidischen Geometrien, also auch keine solche Einführung in Wesen und Aufbau der Geometrie überhaupt.

Der vorliegende Aufsatz schließt diese Lücke in der mathematischen und in der philosophischen Literatur, und zwar auf eine Weise, die im Grundsätzlichen alle denkbaren Wünsche erfüllt.

Der Aufsatz bietet einen abstandstheoretischen Aufbau aller lokal-kompakten, zusammenhängenden und homogenen metrischen Geometrien, also der euklidischen, der sphärisch-elliptischen und der hyperbolischen Geometrie in allen Dimensionen, der sich durch folgende Vorzüge empfiehlt:

1. Dieser Aufbau ist elementar und einfach: — Er setzt an mathematischen Hilfsmitteln weit weniger voraus, als dem Abiturienten zur Verfügung steht; er verzichtet auf Differential-, Integral- und Vektorrechnung. — Er kommt mit den geometrischen Grundbegriffen „Punkt“ und „Abstand“ aus; er ist kurz, übersichtlich und leicht zu erfassen.

2. Dieser Aufbau ist natürlich und anschaulich: — Er ergibt sich aus ganz wenigen und naheliegenden Grundgedanken fast von selbst. — Er ist für die Dimension Drei voll anschaulich in zweifachem Sinne: Er stellt dem Betrachter für die genannten Geometrien in drei Dimensionen „greifbar anschauliche“ Modellräume vor Augen. Er läßt ihn sodann „greifbar anschaulich“ erkennen, welche geometrischen (übrigens auch: welche mechanischen) Erlebnisse die Bewohner eines solchen Raumes hätten.

3. Dieser Aufbau ist mathematisch streng, lückenlos und weitführend: — Er läßt sich bei aller Anschaulichkeit mühelos von aller Erfahrung und Anschauung lösen und als rein logisch-analytisches Lehrgebäude auffassen. — Er läßt sich ohne große Mühe lückenlos und so durchführen, daß er die Widerspruchsfreiheit, die Punkt- und Richtungshomogenität, die Homogenität schlechthin und alle wichtigen Lehrsätze ergibt. Er ermöglicht eine natürliche und schöne Einführung in die Vektor-, Matrizen- und Tensorrechnung und in die nichtmetrischen Geometrien. —

4. Dieser Aufbau und die zugrundeliegenden Gedanken eröffnen den Weg zu einer Reform des Geometrieunterrichtes der höheren Schule, die alle denkbaren Wünsche erfüllt.

— Hierzu ist des Näheren zu sagen:

III.

Seit über fünfzig Jahren herrscht Unsicherheit über die sachgerechten Grundgedanken und Methoden des Geometrieunterrichtes der höheren Schule. Gegen die „euklidische“ Richtung kämpft die „abbildungsgeometrische“. Aber keine der beiden Richtungen kann den vorurteilsfreien Betrachter überzeugen. Beider Methoden sind gezwungen, unnatürlich und wenig ergiebig. Auch ein Kompromiß kann nicht befriedigen. (Man beachte die krampfhaften Bemühungen der Lehrbuchverlage um Parallel- und Kompromißausgaben!) In dieser verfahrenen Lage nun weisen die Gedanken und Ergebnisse des vorliegenden Aufsatzes die Lösung.

Der Anhang des Aufsatzes zieht aus diesen Ergebnissen die Folgerungen für den Geometrieunterricht der höheren Schule. Dabei ergibt sich als einzig möglicher sachgemäßer Weg ein dritter, von den bisher vorgeschlagenen Wegen grundverschiedener, und zwar ein Weg, der, wie schon gesagt, alle denkbaren Wünsche erfüllt.

Der Anhang skizziert diesen Weg und das von ihm geforderte Reformprogramm für den Geometrieunterricht der höheren Schule.



Der vorliegende Aufsatz mußte aus Raumgründen auf etwa die Hälfte seines ursprünglichen Umfangs gekürzt werden. Viele schöne Gedanken mußten daher gestrichen werden oder konnten nur angedeutet werden. Die Grundgedanken sind jedoch erhalten geblieben. Zu einer Streichung der Bildtafeln konnte ich mich nicht entschließen.

Der Aufsatz setzt geistige Aufgeschlossenheit und die Fähigkeit zu streng logischem Denken voraus. Weiter etwa das für die „mittlere Reife“ geforderte mathematische Wissen. Die wenigen Stellen (alle in Teil III), die darüber hinaus mathematischen Oberstufenstoff der höheren Schule voraussetzen, sind besonders gekennzeichnet und können zur Not überschlagen werden.

Der Aufsatz benutzt Gedanken und führt Gedanken weiter aus, die ich in einer Reihe früherer Arbeiten ¹⁾—⁸⁾ angeschnitten habe. Er kann aufgefaßt werden als eine Ausweitung der Nummern 1 und 2 der zuletzt genannten Arbeit ⁸⁾.

Den weiter und tiefer interessierten Leser verweise ich auf diese Arbeit ⁸⁾ und die dort genannte Literatur, auf die im folgenden genannte Literatur und auf geplante eigene Veröffentlichungen.



Ich danke allen Damen und Herren, die mir bei der Vorbereitung und Gestaltung des Aufsatzes durch Diskussion, Kritik, Anregungen und Literaturhinweise geholfen haben, insbesondere Herrn Dozent Dr. Gerd Dahmen in Saarbrücken für Literaturhinweise, Herrn Oberstudienrat Walter Schmeer für Hilfe beim Lesen der Korrekturen.

Ich danke weiter Herrn Gerd Rainer Winter in Saarbrücken für die Gestaltung der Bildtafeln 1—11, der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart für die Überlassung von Bild 45, Herrn Professor Dr. Will Grohmann in Berlin und dem Verlag M. DuMont Schauberg in Köln für die Überlassung von Bild 46.

Ich danke sodann Herrn Studienrat Fritz Kremp für ein empfehlendes Gutachten, Herrn Stadtdirektor Friedrich Margardt, Herrn Schriftleiter Karl Schwingel und dem Redaktionsausschuß der „Saarbrücker Hefte“ für die Ermöglichung des Druckes. —

Ich bitte um Anregungen aller Art zum vorliegenden und zu dem in der Fußnote ⁸⁾ genannten Aufsatz, insbesondere um Literaturangaben zu einer systematischen Lehre von der Sach- und von der „Gesellschafts“-Technik und zu einer standfesten Lehre von den Ausdruckarten der Musik.

Ich bitte auch um Hinweise aller Art zur Gestaltung und Auswahl weiterer Bilder, besonders zur Lehre von den Seelenkräften und zur Lehre von den großen Kulturgebieten (Sprache, Sachtechnik, Gesellschaftstechnik, Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion, Kunst). —

Auch Stellungnahmen von Schülerinnen und Schülern sind mir erwünscht.

1) E. Land und R. Lehnert, Barometrische Höhenformel und Maxwellsches Geschwindigkeitsverteilungsgesetz, in: Zeitschrift für physikalische Chemie 197, 5/6, Leipzig, 1951, S. 247—255.

2) R. Lehnert, Vektorrechnung im Schulunterricht, Assessorarbeit, Saarbrücken, 1952, 47 S., liegt nur als Manuskript vor.

3) Über Raum und Zeit, in: Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Realgymnasiums Dillingen/Saar, 1953, S. 47—71. — Berichtigungen: 1. Auf S. 53 (im Sonderdruck S. 13) ist der eingeklammerte Satz in Zeile 7—9 zu streichen; 2. Auf S. 56 (im S. S. 16) ist der Satz in Zeile 7—9 zu streichen.

4) Exakte Spannungsdefinition und Spannungsmessung im Elektrizitätsunterricht der Mittelstufe, in: Zeitschrift für den naturwissenschaftlichen Experimentalunterricht (Praschu), Heft 7/1955.

5) Elektrostatik und Elektrodynamik im Unterricht der höheren Schule, in: Praschu, Heft 10 und 11/12/1955.

6) Die Maßsysteme im Unterricht der höheren Schule, in: Praschu, Heft 2/1956.

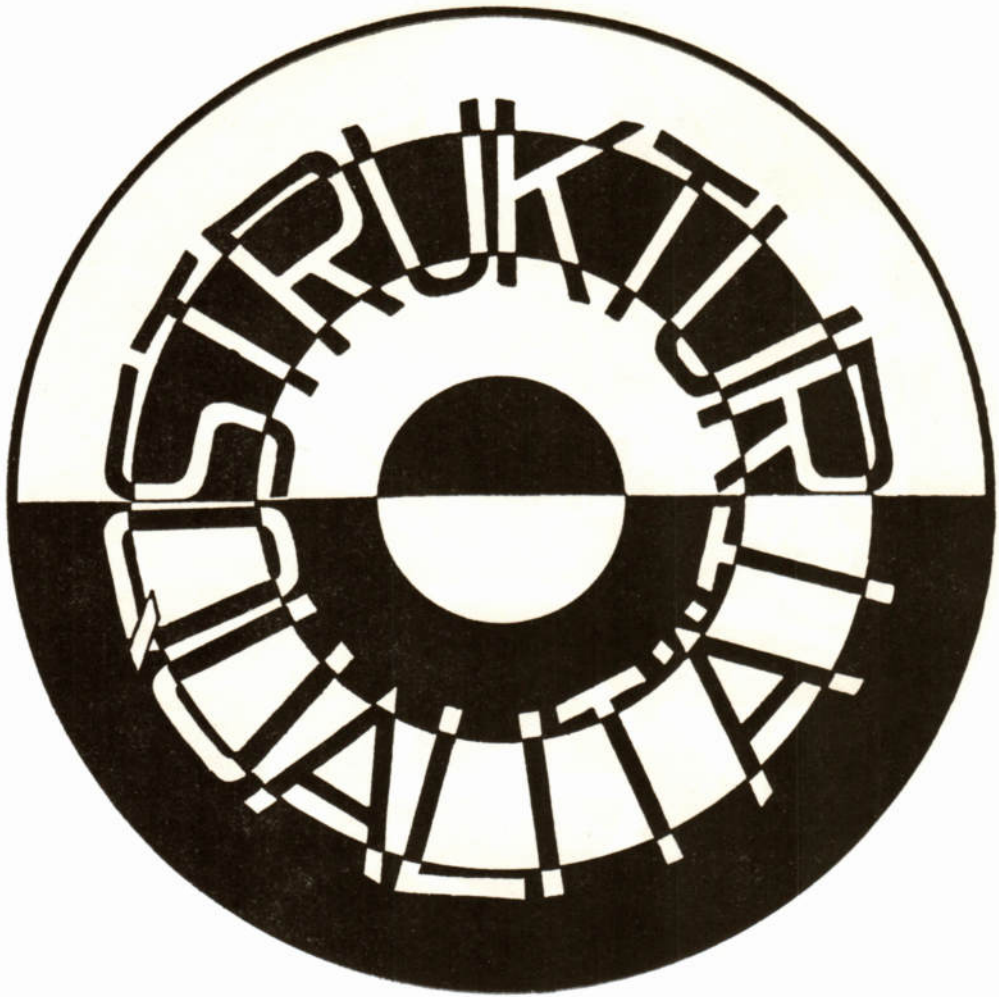
7) Das Beschleunigungsgesetz im Unterricht der höheren Schule, in: Praschu, Heft 3, 4 und 5/1956.

8) Das Wesen der höheren Schule (mit 40 Bildern), in: Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Mädchenrealgymnasiums Dillingen/Saar, 1956, S. 1—46.



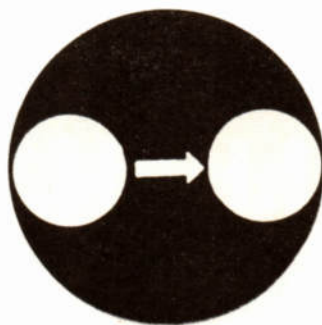
TAFEL I. DAS ERKENNEN DES SEINS

- Bild 1 Wir erkennen das Sein als geordnete Welt (92 ist die Kernladungszahl des letzten Elementes im periodischen System der Elemente, das einen stabilen Atomkern besitzt, des Urans.) – Wir unterscheiden DREI STUFEN DES TIERISCHEN UND ZWEI STUFEN DES MENSCHLICHEN ERKENNENS: das Erkennen des Instinktieres (etwa der Zecke, wohl auch der Heuschrecke), das des Erfahrungstieres (der Maus), das des Einsichtstieres (des Schimpansen); weiter das vorwissenschaftliche und das wissenschaftliche Erkennen des Menschen. – Wir unterscheiden weiter DREI ARTEN DES ERKENNENS:
- Bild 2 Über die Sprache führt der Weg zum reinen Verstandeserkennen (in formaler Logik und Mathematik).
- Bild 3 Über das Unterscheiden zwischen Wirklichkeit und Traum führt der Weg zum Erkennen des physischen Seins.
- Bild 4 Über das Unterscheiden zwischen fremden Leibern und Eigenleib führt der Weg zum Erkennen des psychischen Seins.



TAFEL II. DER AUFBAU DES SEINS

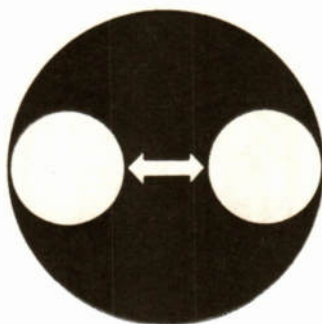
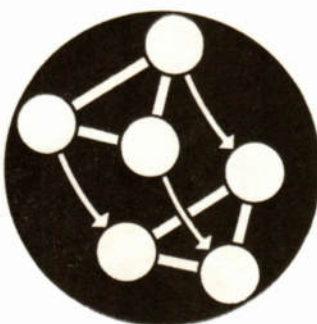
- Bild 5 Das Sein ist „erbaut“ aus Qualitäten und Strukturen. (Zum Bild: die Qualität schlägt um von Schwarz in Weiß, die Struktur „geht durch“.)
- Bild 6 Das Reich der Strukturen umfaßt als erste Provinz die denknotwendigen Strukturen, also die Strukturen der logisch-mathematischen Welt. (AX. = Axiomatik.)
- Bild 7 Das Reich der Strukturen umfaßt als zweite Provinz die Strukturen der physischen Welt, das sind Zeit und Raum, Gesetzes- und Tatsachenstrukturen der Makro-, der Mikro- und der Komplexphysik.
- Bild 8 Das Reich der Strukturen umfaßt als dritte und letzte Provinz die Strukturen der psychischen Welt in Seele und Kultur. (Die Kreissymbole bedeuten die Zeit und die Intensitäts- und Verwandtschaftsordnungen der Qualitäten; weitere Erklärung des Bildes in dem in der Fußnote *) genannten Aufsatz.)



TAFEL III. DIE ZEIT

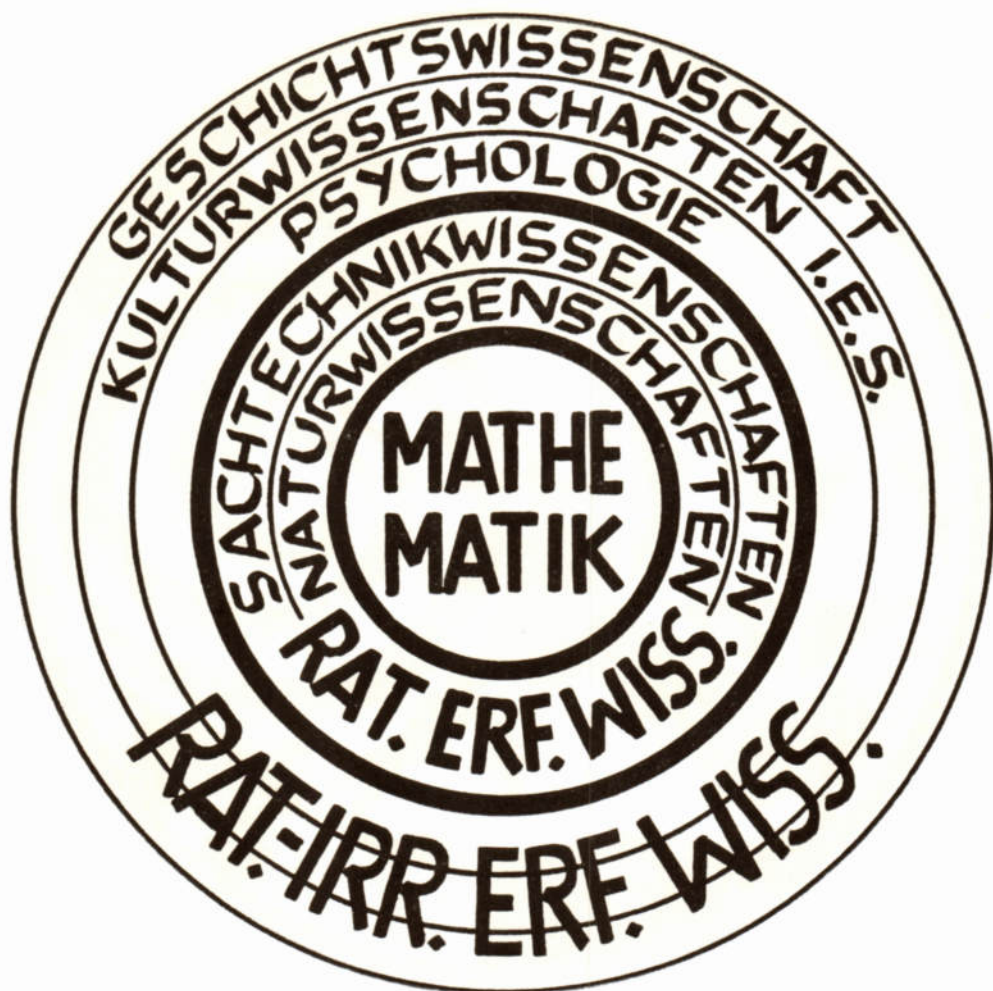
- Bild 9 Alles Erleben geschieht in der Zeit. Alles wirkliche, das heißt nicht abstrahierte, Sein hat eine rein zeitliche, das heißt nicht räumliche Seite.
- Bild 10 Die Zeit wird physikalisch gemessen durch periodische Vorgänge. Ihre positive Richtung ist die Richtung zunehmender Entropie (= Unordnung im molekularen Bereich).
- Bild 11 Die Zeit gestattet ihre Messung mit Hilfe der reellen Zahlen, soweit dies ohne Verwirklichung des Aktual-Unendlichen möglich ist.
- Bild 12 Die Zeit verwirklicht die „zentrale“ abstrakte Struktur auf der Grundlage der gerichteten Beziehung.

„So entstand also die Zeit mit der Welt, damit beide, zugleich ins Leben gerufen, auch zugleich wieder aufgelöst würden, wenn je einmal ihre Auflösung eintreten sollte.“ Platon, Timäus 38 B.



TAFEL IV. DER RAUM

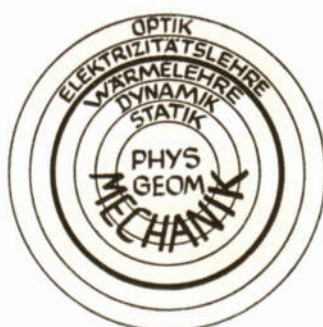
- Bild 13 Alles wirkliche, das heißt nicht abstrahierte, Sein hat eine zeitlich-räumliche Seite.
- Bild 14 Der Raum wird physisch vermessen mit Hilfe der „in bezug aufeinander starren“ Körper, in zweiter Linie auch mit Hilfe der Lichtstrahlen.
- Bild 15 Der Raum ist (1-Punkt-, 2-Punkt- usw.) homogen, das heißt: für je zwei Punktmengen mit gleichen entsprechenden Abständen gelten die gleichen geometrischen Sätze. (Erklärung des Bildes in Kapitel 6.)
- Bild 16 Der Raum verwirklicht die „zentrale“ abstrakte Struktur auf der Grundlage der ungerichteten Beziehung.
- „Durch die Ausdehnung ergreift mich das Weltall und verschlingt mich wie einen Punkt; durch den Gedanken umgreife ich es.“ Blaise Pascal, Penseés.



TAFEL V. DIE WISSENSCHAFT; TEIL 1

- Bild 17 Die Wissenschaft gliedert sich nach ihren Methoden in drei große Wissenschaftsgruppen.
- Bild 18 Die kennzeichnende Methode der reinen Verstandeswissenschaft ist das Konstruieren im Denken. Näheres in P. Lorenzen, Einführung in die operative Logik und Mathematik, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1955.
- Bild 19 Die kennzeichnende Methode der rationalen Erfahrungswissenschaft ist das Abbilden der physischen Dinge im Denken.
- Bild 20 Die kennzeichnende Methode der rational-irrationalen Erfahrungswissenschaft ist das Einfühlen in fremdes, aber auch in vergangenes und zukünftiges eigenes Seelenleben.

„Im Reiche der Wahrheit gibt es keine menschliche Autorität. Wer da versucht, Obrigkeit zu spielen, scheitert am Gelächter der Götter.“ Albert Einstein.



TAFEL VI. DIE WISSENSCHAFT; TEIL 2

- Bild 21 Die Mathematik gliedert sich in Formale Logik, Konkrete Mathematik (Analysis im weiteren Sinne) und Abstrakte Mathematik (Axiomatik). Näheres in P. Lorenzen a. a. O.
- Bild 22 Die rationale Erfahrungswissenschaft gliedert sich in Gesetzes-, Tatsachen- und Angewandte (Gesetzes- und Tatsachen-) Wissenschaften.
- Bild 23 Die Physik gliedert sich in Makro-, Quanten- und Komplexphysik. Näheres etwa in W. Heisenberg, Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft, 8. Auflage, Stuttgart 1949.
- Bild 24 Die Klassische Physik gliedert sich in Mechanik (= Physische Geometrie, Statik, Dynamik und Wärmelehre) und Elektrizitätslehre (= Elektrizitätslehre im engeren Sinne und Optik).

„Wie sich alles zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen!“ Goethe, Faust 2.



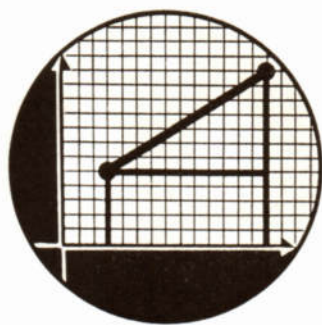
TAFEL VII. DIE ANALYSIS; TEIL I

- Bild 25 Die Zahlarten bilden einen Stufenbau von den natürlichen über die ganzen, die rationalen und die reellen zu den komplexen Zahlen.
- Bild 26 Die natürlichen (oder Grund-) Zahlen verwirklichen die „kleinste“ rechts offene Ordnung. Im umfassenderen Bereich der (positiven und negativen) ganzen Zahlen ist die Addition unbeschränkt umkehrbar.
- Bild 27 Die rationalen Zahlen verwirklichen die „kleinste“ dichte offene Ordnung. Im Bereich dieser Zahlen ist auch die Multiplikation unbeschränkt umkehrbar.
- Bild 28 Die reellen Zahlen verwirklichen die „kleinste“ stetige offene Ordnung. — Hinzufügung der Wurzel aus -1 und ihrer Polynome ersten Grades mit reellen Koeffizienten führt zum Bereich der komplexen Zahlen. In diesem Bereich zerfällt jedes Polynom in einer Unbestimmten in Linearfaktoren (sogenannter Fundamentalsatz der Algebra).



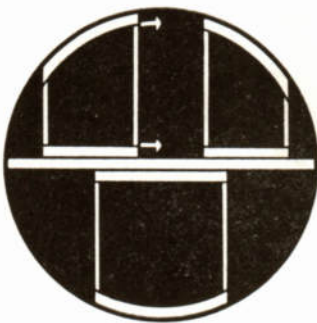
TAFEL VIII. DIE ANALYSIS; TEIL 2

- Bild 29 Die Funktionen und Funktionensysteme bilden einen Stufenbau nach der Zahl der Veränderlichen und der Gleichungen.
- Bild 30 Auf den elementaren Rechenarten gründen die Methoden der Algebra, von den Methoden des elementaren Rechnens über die des Matrizen- und Determinantenrechnens bis zu denen der Eliminations- und der Invariantentheorie.
- Bild 31 Auf dem Grenzwertbegriff gründen die Methoden der Infinitrechnung, also der Differentialrechnung, der Integralrechnung und der Lehre von den unendlichen Reihen, insbesondere von den Potenzreihen (Funktionentheorie!).
- Bild 32 Von besonderer Bedeutung für Physik und Technik sind die Theorien der Differential-, Integral- und Funktionalgleichungen.



TAFEL IX. DIE GEOMETRIE; TEIL 1

- Bild 33 Der Aufbau der Gesamtgeometrie aus den unendlich vielen nichtmetrischen und den drei metrischen Geometrien. Die Symbole stellen dar: die topologische, die projektive und die Möbiussche, die euklidische, die sphärisch-elliptische und die hyperbolische Geometrie. Die drei zuletzt genannten sind die einzigen lokal-kompakten, zusammenhängenden und homogenen metrischen Geometrien.
- Bild 34 Die Methode der physischen Geometrie: Aufsuchen der „in bezug aufeinander starren“ Körper, Verwendung der Lichtstrahlen.
- Bild 35 Die Methode der axiomatischen Geometrie. Das Bild stellt einen Beweis dar für den Satz des Pythagoras.
- Bild 36 Die Methode der analytischen Geometrie. Wichtigster Schritt: Definition eines Koordinatensystems und Bestimmung der Abstandsfunktion.



TAFEL X. DIE GEOMETRIE; TEIL 2

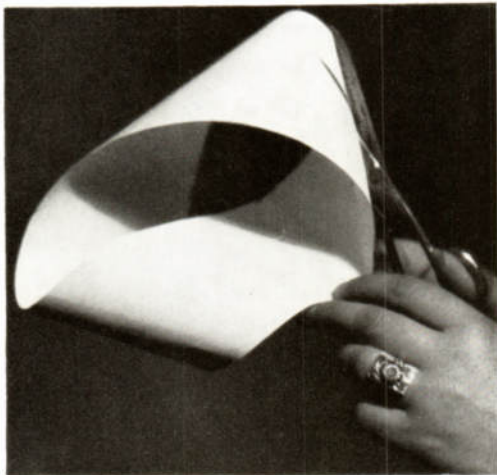
- Bild 37** Der Königsweg in der Geometrie: Abstandstheoretischer Aufbau der euklidischen Geometrie, „Einebnung“ der Kugelfläche, Aufstieg zu drei Dimensionen für Abstandsfunktion und „Translation“, Übergang zu $r = i$. Aufbau der Vektor- und Matrizenrechnung. — Die Kurve im Kreis rechts oben soll ein Hyperbelstück sein mit den 45° -Geraden als Asymptoten!
- Bild 38** Aufbau eines Modells der sphärischen Geometrie in zwei Dimensionen: Auf einer Kugelfläche werden Blechscheiben verschoben; paralleles Licht von oben und von unten erzeugt Schatten in der Äquatorebene.
- Bild 39** Untersuchung dieses Modells: Aufstellung der „Abstands“-Funktion und der Gleichungen einer „Translation“. Das Bild stellt die Wirkung einer „Translation“ dar.
- Bild 40** Aufstieg zu drei Dimensionen: Wir fordern Rotationssymmetrie. Das Bild stellt die Wirkung der entsprechenden „Translation“ in einer Breitenkreisebene dar.



TAFEL XI. GEOMETRIE UND RAUMANSCHAUUNG; TEIL 1

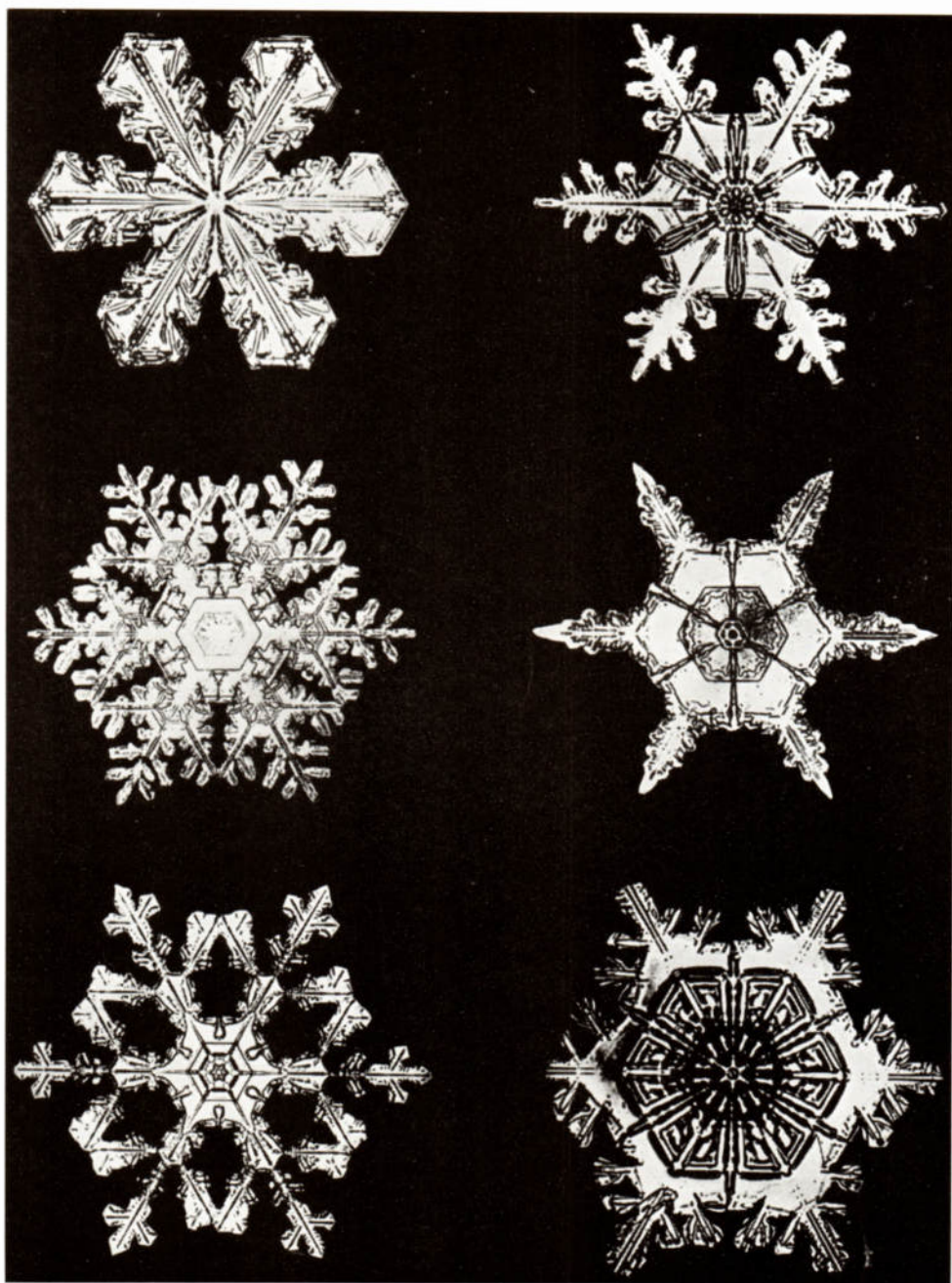
Bild 41a Das Bild der äußeren Welt im Kugelspiegel erfüllt die Kugelschale mit dem äußeren Radius r und dem inneren Radius $(r/2)$. Es gilt: $(1/b) - (1/a) = (2/r)$. Der Leser überlege die Bewegungen des Bildes der Tänzerin, wenn sich diese immer weiter vom Kugelspiegel entfernt! Weiter die Bewegungen, die das Bild der Sonne und die Bilder der Sonnenstrahlen vollführen!

Bild 41b Für (gedachte) Bewohner der „Bildwelt“ erfüllt unsere äußere Welt eine Kugelschale.



TAFEL XII. GEOMETRIE UND RAUMANSCHAUUNG; TEIL 2

- Bild 42 Die „Welt in der Kugelschale“ hat für ihre „Bewohner“ dieselben Eigenschaften, wie unsere Welt für uns.
 Bild 43 Die Bewohner der Bildwelt stellen fest: „Unsere Welt ist homogen, dreidimensional und euklidisch (und unendlich groß).“
 Bild 44 Das Möbius-Band soll, wie gezeigt, zerschnitten werden; der Leser sage das Ergebnis voraus! Das entstehende Gebilde soll wieder zerschnitten werden; der Leser sage erneut voraus! Er sage auch voraus, um wieviel Grad die entstehenden Gebilde verdreht sind!



TAFEL XIII. GEOMETRIE IN DER NATUR

Bild 45 Vergrößerungsfoto von Schneekristallen. (Wasser kristallisiert hexagonal.)

— „Das wahre Buch der Philosophie ist das Buch der Natur, welches immer aufgeschlagen vor unseren Augen liegt. Es ist aber in anderen Lettern geschrieben als denen des Alphabets. Die Lettern sind Dreiecke, Quadrate, Kreise, Kugeln, Pyramiden und andere geometrische Figuren.“ — Galilei, *Opere ed. Alberi VII*, S. 355.

— „Wir sehen, wie im Zentrum des Geschehens der große aperiodische Kristall des Gens... steht, das durch seine geheimnisvolle Struktur in der Lage ist, das umgebende Plasma zu ordnen und es in seinen Bann zu ziehen. Da es sich um ein geschlossenes Molekül handelt, ist es... in sich nicht den statistischen Gesetzen der regellosen Unordnung der Wärmebewegung unterworfen, sondern der Repräsentant der Ordnung, so schafft es Ordnung aus Unordnung. — Durch eine autokatalytische Reproduktion vermag es sich zu vermehren und überträgt so seine Gesetze... bis zu der verwirrenden Kompliziertheit eines vielzelligen Organismus, wie er etwa im Bau des Menschen vorliegt. — Das ist eine großartige Illustration zu Leibnitz' Konzeption der prästabilierten Harmonie.“ — O. Eichler, *Prinzipien des Lebendigen*, Stuttgart 1949, S. 1 f.

INHALT

Teil I: DER AUFBAU DES SEINS (Bildtafel 1–4)

1. DAS ERKENNEN UND DAS SEIN
 - 1,1. Das Erkennen
 - 1,2. Die Stufen des Erkennens
 - 1,3. Die Arten des Erkennens
 - 1,4. Qualitäten und Strukturen
2. DIE GRUNDSTRUKTUREN
 - 2,1. Die erste Grundstruktur: die Zeit
 - 2,2. Die zweite Grundstruktur: der Raum
 - 2,3. Die physische Welt

Teil II: DIE WISSENSCHAFT UND DIE ZEIT (Bildtafel 5–8)

3. DIE WISSENSCHAFT
 - 3,1. Die Methoden der Wissenschaft
 - 3,2. Die reine Verstandeswissenschaft
 - 3,3. Die rationelle Erfahrungswissenschaft
 - 3,4. Die rational=irrationalen Erfahrungswissenschaft
4. DIE REINE ANALYSIS
 - 4,1. Die Rolle der Zahlen
 - 4,2. Die Grundzahlen
 - 4,3. Die weiteren Zahlarten
 - 4,4. Die lineare Ordnung; die Einzigkeitssätze
5. DIE ZEIT
 - 5,1. Die physische Zeit
 - 5,2. Die psychische Zeit

Teil III: DIE WISSENSCHAFT UND DER RAUM (Bildtafel 9–14)

6. Die euklidischen Geometrien
7. Die sphärisch=elliptischen Geometrien
8. Die hyperbolischen Geometrien
9. Die Gesamtheit aller lokal=kompakten, zusammenhängenden und homogenen metrischen Geometrien
10. Der Raum

Anhang: Reformprogramm für den Geometrieunterricht der höheren Schule.

Die Bilder 1, 5 und 17–23 wurden dem in der Fußnote 8) genannten, die Bilder 42–44 dem in der Fußnote 3) genannten Aufsatz entnommen.

Bild 45 wurde mit Erlaubnis der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, entnommen aus KOSMOS Heft 1/1954.

Bild 46 wurde mit Erlaubnis des M. DuMont Schauberg Verlages, Köln, entnommen aus Will Grohmann, WASSILY KANDINSKY.

Teil I: Der Aufbau des Seins (Tafel 1—4)

KAPITEL 1. DAS ERKENNEN UND DAS SEIN

Nr. 1,1. Das Erkennen

Das Wesen des Erkennens

Der vorkritisch denkende Mensch sieht die „eigentliche“, die „tragende“ Wirklichkeit in der Körperwelt, der kritisch denkende Mensch dagegen erkennt als unmittelbar gegebene Wirklichkeit die Gesamtheit seiner Bewußtseinsinhalte und erst als mittelbar gegebene Wirklichkeit die „Körperwelt“. In der Tat:

Ich weiß niemals mit letzter Sicherheit, ob ich im Augenblick wache oder träume. Ich könnte die Vernichtung der ganzen Welt mit Einschluß meines eigenen Körpers nicht erkennen, wenn meine innerseelischen Erlebnisse ebenso weiterliefen, wie sie ohne Vernichtung der Welt weitergelaufen wären. Für mich hätte sich in diesem Falle nichts geändert.

Berkeley schreibt: „Der ganze Himmel und die ganze Ausstattung der Erde, in einem Wort alle jene Körper, die das mächtige Gebäude der Welt bilden, haben ohne den menschlichen Geist keine Wirklichkeit. Solange sie nicht von mir bemerkt werden oder nicht in meinem Geiste oder in dem eines anderen erschaffenen denkenden Wesens bestehen, haben sie entweder überhaupt kein Dasein oder bestehen sie nur im Gehirn eines ewigen Geistes⁹⁾.“ —

Der Mensch in den ersten Tagen seines Lebens sieht sicher nur bunte Farbflecke und hört nur wirre Laute. Wir sehen und hören und fühlen sehr viel mehr. Wir empfinden nicht bloß, wir „nehmen wahr“, wir „verstehen“, wir „erinnern uns“, wir „bilden uns Vorstellungen“, wir „denken“, kurz: wir „erkennen“.

„Wir nehmen wahr“, „wir verstehen“ usw., das besagt aber: Wir deuten unbewußt und bewußt, nach angeborenen und erworbenen Fähigkeiten, auf Grund vorausgegangener Erfahrungen durch Erfassen und Bilden von Beziehungen.

„Erkennen“ heißt also: Ordnen der Bewußtseinswelt durch Erfassen und Bilden von Beziehungen.

Wir unterscheiden fünf große Stufen des Erkennens: das Instinkt-, das Erfahrungs-, das Einsichts-, das sprachliche und das wissenschaftliche Erkennen (Zecke, Maus, Schimpanse; Naturmensch, Kulturmensch!).

Die Vorbedingungen des Erkennens

„Erkennen“ heißt zunächst „Erfassen von Beziehungen in der Bewußtseinswelt“, „Fußfassen im Fließenden“. Erkennen setzt also voraus, daß die Bewußtseinswelt ein solches Erfassen von Beziehungen, vor allem ein Erfassen von Gleichheiten oder Ähnlichkeiten gestattet.

Über die Vorbedingungen des sprachlichen Erkennens schreibt Schlick: „Damit es möglich wird, eine Sprache zur Darstellung der Welt anzuwenden, müssen Ähnlichkeiten in der Welt bestehen. Wenn jedes Objekt oder Ereignis gerade nur einmal aufträte, hätte es nicht einmal einen Sinn, ihnen Namen zu geben, weil diese nicht wieder verwendbar wären. In dem darzustellenden Material muß also Allgemeines, mindestens Klassen, herzustellen sein¹⁰⁾.“

Über die hinzukommenden Vorbedingungen des wissenschaftlichen Erkennens schreibt Max Planck: „...dürfen wir es durchaus nicht als von vornherein selbstverständlich betrachten, daß eine physikalische Gesetzmäßigkeit überhaupt existiert, oder daß sie, wenn sie auch bisher existiert hat, auch in Zukunft stets in gleicher Weise existieren wird. Es wäre durchaus denkbar, und wir könnten nicht das mindeste dagegen machen, wenn die Natur uns eines schönen Tages durch den Eintritt eines völlig unerwarteten Ereignisses ein Schnippchen schläge, und wenn es uns trotz aller Anstrengung niemals gelingen sollte, in den entstandenen Wirrwarr irgendeine gesetzliche Ordnung hineinzubringen. Dann

⁹⁾ Die Angabe der Stelle ist mir zur Zeit nicht möglich.

¹⁰⁾ M. Schlick, Sind Naturgesetze Konventionen?, in: Gesammelte Aufsätze, Wien 1938.

bliebe der Wissenschaft nichts anderes übrig, als ihren Bankrott zu erklären¹¹⁾.“ Hören wir weiter March: „Alle echten Naturgesetze gründen einzig und allein auf Induktion, d. h. was wir zu ihrer Rechtfertigung anführen können ist nur, daß sie sich bisher immer bewährt haben. Wir vertrauen also darauf, daß die Natur stockkonservativ ist und von ihren Gepflogenheiten nicht abgehen wird¹²⁾).

Weiter Heraklit: „Die Sonne wird ihre Maße nicht überschreiten; wenn aber doch, dann werden die Erinnyen, der Dike Helferinnen, sie zu fassen wissen.“ – Und Galilei: „Der Schöpfer achtet seine Gesetze.“

Nr. 1,2. Die Stufen des Erkennens

Bereits die höheren Tiere schreiten vom bloßen Instinkterkennen weiter zum Erkennen auf mittlerer Ebene, genauer: zum vorsprachlichen Wahrnehmen, Erinnern und Vorstellen.

Erst der Mensch dringt vor zum denkenden Erkennen. Wichtigste Hilfe hierbei leistet ihm die Sprache, genauer: die Muttersprache¹³⁾. Die „Namen“ zwingen das Kind, die Begriffe seiner Muttersprache zu erlernen, die Welt in bestimmter Weise zu „worten“. Erst die Sprache führt das Kind zum Denken.

Denken und Sprechen sind eng verwandte Tätigkeiten, Denken ist „stilles Sprechen“, Sprechen ist „lautes Denken“. Das Wesen des Denkens und Sprechens ist ihr Modellcharakter: der denkende Mensch bildet Worte, das sind stellvertretende Marken (Zeichen) der Gegenstände, und „handelt“ (operiert) sinnvoll mit diesen Zeichen statt mit den dargestellten Gegenständen selbst. Er „handelt“ mit ihnen, indem er sie („logisch“) verknüpft. Auch höhere Tiere können konkrete Begriffe bilden, nur der Mensch kann Begriffe verknüpfen, das heißt denken und sprechen.

Über Denken und Sprechen schreibt Bertalanffy: „Das Monopol des Menschen, ermöglicht durch die Evolution seines Großhirns, ist die Schöpfung eines symbolischen Universums im Denken und in der Sprache... Wir können Symbole definieren als Zeichen, die frei geschaffen sind, die einen bestimmten Inhalt repräsentieren und durch die Tradition übermittelt werden. ... Die Konsequenzen dieses vom Menschen geschaffenen Symbolismus sind ungeheuer. Eine erste Konsequenz ist offensichtlich: stammesgeschichtliche Entwicklung, basiert auf erblichen Abänderungen, wird ersetzt durch Geschichte, die basiert ist auf der Tradition von Symbolen. Aus diesem Grunde ist im biologischen Bereiche ein Fortschritt nur innerhalb geologischer Zeiträume möglich. Zum Beispiel die bewundernswerten Tierstaaten der Ameisen sind für etwa 50 Millionen Jahre die gleichen geblieben. Im Gegensatz dazu hat die menschliche Geschichte eine Zeitskala von Jahrzehnten oder Jahrhunderten, und die Geschichte aller Hochkulturen umfaßt eine Zeitspanne von nicht mehr als 5000 Jahren¹⁴⁾.“

Man vergleiche zum vorsprachlichen und zum sprachlichen Erkennen etwa Buytendijk¹⁵⁾ und Piaget¹⁶⁾!

Die Wörter der indogermanischen Sprachen lassen sich einteilen in Gegenstands-, Eigenschafts- und Tätigkeitswörter, weiter Bindewörter (Kopulae) und Abkürzungswörter (Abbreviaturen). Die Gegenstandswörter bezeichnen primär

11) Die Angabe der Stelle ist mir zur Zeit nicht möglich.

12) A. March, Das neue Denken der modernen Physik, Rowohlt-Taschenbuch, Hamburg, 1957, S. 97 und S. 127.

13) Nach Albert Schweitzer kann der Mensch nur eine Sprache als Muttersprache besitzen (Aus meinem Leben und Denken, Leipzig 1931, Neudruck Hamburg 1950, S. 59–60).

14) L. von Bertalanffy, Die biologische Sonderstellung des Menschen, in: Freiheit der Persönlichkeit, Kröners Taschenbuchausgabe Band 290, Stuttgart 1958, S. 1 ff.

15) F. J. J. Buytendijk, Mensch und Tier, Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie, Rowohlt Taschenbuch, Hamburg 1958. Man beachte die Schilderung tierischer Begriffserfassung auf S. 721

16) J. Piaget, Psychologie der Intelligenz, Übersetzung aus dem Französischen, Zürich 1947. – Ich zitiere S. 54: „Kurz, der wesentliche Charakter des logischen Denkens besteht darin, daß es operativ ist, d. h. die Tätigkeit fortsetzt, indem es sie verinnerlicht.“

räumliche Gestalten (Einheiten), die Eigenschaftswörter Qualitäten, die Tätigkeitswörter zeitliche Gestalten. Man beachte Fallbeugung, Steigerung und Zeitbeugung! Steigern lassen sich die Adjektive der Zahl, der Zeit, des Raumes, der Intensität und der physikalischen Größen.

Die Leistungen der Sprache wurzeln in den kognitiven, emotionalen und volitativen Seelenkräften. Sie lassen sich beschreiben als Darstellung, Ausdruck und Auslösung. Sie entsprechen der epischen, der lyrischen und der dramatischen Ausdrucksart. Diese drei Ausdrucksarten wieder stehen in engen Beziehungen zu den drei Zeitteilen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Diese Andeutungen müssen hier genügen. Man vergleiche etwa Glinz¹⁷⁾, Sommer¹⁸⁾, Snell¹⁹⁾ und Hartmann²⁰⁾, weiter Storz²¹⁾ und Kayser²²⁾!

Die Wissenschaft ist die bewußte und planmäßige Fortführung der Arbeit der Kultursprachen an der begrifflichen Erhellung der Welt. Vom wissenschaftlichen Erkennen wird in Kapitel 3 die Rede sein.

— Über die Stufen des Erkennens schreibt Kant: „So fängt denn alle menschliche Erkenntnis mit Anschauungen an, geht von da zu Begriffen und endigt mit Ideen.“

Nr. 1,3. Die Arten des Erkennens

Das Erkennen der logisch-mathematischen Welt

Jede Sprache gliedert den bunten Teppich der Erfahrungen in eigener Weise. Alle Sprachen aber führen zum gleichen logischen Denken. Erst die Sprache erhebt das Erkennen der physischen und der psychischen Welt auf die Stufe des Geistes. Erst die Sprache eröffnet auch den Zugang zur reinen Verstandeserkenntnis in formaler Logik und Mathematik.

Das Erkennen der physischen Welt

Ich unterscheide, „auf die Dauer gesehen“, mit großer Sicherheit zwischen „der Wirklichkeit im engeren Sinne“ und „meinen Träumen“. Wie ist diese Unterscheidung möglich, welche „Sicherheiten“ liegen ihr zugrunde?

Dieser Entscheidung liegen zugrunde die durchgehende Ordnung meiner Erlebnisse, die ich „wirklich“ nenne, der „Inselcharakter“ und die verhältnismäßige Unordnung, meist auch eine gewisse Verschwommenheit meiner Erlebnisse, die ich meinen Träumen zuordne, weiter die Möglichkeit, aus meinen „Wirklichkeitserlebnissen“ heraus meine „Traumerlebnisse“ (gehirntheoretisch) zu erklären.

Es ist ein grundlegend wichtiger und keineswegs denknotwendiger Aufbauzug meiner Bewußtseinswelt, daß sie eine Unterscheidung zwischen „Wirklichkeit“ und „Träumen“ erlaubt. Der Leser male sich Bewußtseinswelten aus, die keine solche Unterscheidung gestatten!

Erst gewisse Regelmäßigkeiten in meiner Bewußtseinswelt lassen mich die „körperlichen Dinge“ erkennen. Erst mittelbar, erst „aus zweiter Hand“ also ist mir die „wirkliche Körperwelt“ gegeben.

Das Erkennen der psychischen Welt

Dem Erkennen des Fremdseelischen liegt logisch zugrunde das Erkennen des „eigenen Leibes“ als des einzigen unter vielen ähnlich gebauten Leibern, dessen

17) H. Glinz, *Der deutsche Satz*, Düsseldorf 1957.

18) F. Sommer, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen*, 3. Auflage Leipzig und Berlin 1931, Neudruck nach 1945.

19) B. Snell, *Der Aufbau der Sprache*, Hamburg 1952 (behandelt die indogermanischen Sprachen).

20) P. Hartmann, *Wortlaut und Aussageform*, Heidelberg 1956 (untersucht eine malaiische, eine Sudan- und eine Eskimosprache, will Vorarbeit leisten für eine allgemeine Sprachwissenschaft).

21) G. Storz, *Sprache und Dichtung*, München 1957. — Man beachte besonders die Behandlung der drei Ausdrucksarten der Dichtkunst, S. 378–437!

22) W. Kayser, *Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*, 4. Auflage Bern 1956. — Man beachte besonders S. 330 ff!

Kopf ich nicht sehen kann, dessen Berührungen ich empfinde und der meinem Willen unmittelbar gehorcht.

Ich schließe aus Ähnlichkeiten der Gestalten und der Bewegungen zwischen meinem eigenen Leib und fremden Leibern auf fremdes bewußtes Seelenleben und auf dessen Ähnlichkeit mit meinem eigenen. Dieser Schluß erscheint freilich grundsätzlich gewagt. Er erscheint um so gewagter, je verschiedener von mir selbst der jeweils betrachtete Mensch oder gar das jeweils betrachtete Tier sich erweist.

Wer sagt mir, daß ein anderer Mensch die auch von ihm mit dem Wort „rot“ bezeichnete Farbe innerseelisch qualitativ ebenso empfindet, wie ich sie empfinde, und nicht etwa so, wie ich „blau“ empfinde? Auch die gemeinsame Sprache hilft da ersichtlich nicht weiter! Wer sagt mir gar, wie ein Hund oder ein Insekt die Farbe „rot“ sieht?

Wir betonen: Erst auf dem Wege über die Wahrnehmung der Körperwelt, also erst „aus dritter Hand“ gegeben sind mir die „Innenwelten“ fremden Seelenlebens bei Mensch und Tier.

Der Unterschied im Gegebensein der physischen und der psychischen Welt spiegelt sich in der Sprache. Hierüber schreibt Kronasser:

„Man kann zusammenfassend sagen: in der sinnlich wahrnehmbaren Welt hat die Sprache mit festumrissenen Größen fertig zu werden, die, wenn auch wandelbar und vergänglich, stets für jedermann sinnlich greifbar und kontrollierbar bleiben, während im Bereich des Seelischen die Gegebenheiten von jedem Individuum für sich erlebt oder nicht erlebt werden und solcher Art für die Allgemeinheit unkontrollierbar sind.

Hält man sich diesen tiefgreifenden Unterschied der beiden Sphären vor Augen, dann wird einem klar, daß auch bezeichnungsmäßig ein Unterschied bestehen muß, in dem die Unsicherheit der seelischen Sphäre zum Ausdruck kommt. Überlegungsmäßig bieten sich zwei Möglichkeiten: entweder ist beiden Sphären je eine Gruppe von Bedeutungsträgern zu eigen, wobei die der seelischen Sphäre semantisch viel schwerer faßbar und wandelbarer wäre als die der sinnlichen, oder die seelische Sphäre hat überhaupt keine ihr ursprünglich angehörigen Bedeutungsträger und bezieht diese vielmehr fallweise nach Bedarf aus dem Bereich des Sinnlichen.

Das uns erreichbare sprachliche Material spricht nachdrücklich für die zweite Möglichkeit, denn in der Tat lassen sich Bedeutungsträger der seelischen Sphäre, die über eine nennenswerte etymologische Verwandtschaft verfügen, nicht finden, ohne auf ihre semantische Herkunft aus der sinnlichen Sphäre zu weisen.

Betrachten wir Wörter wie wissen, Geist, Vernunft, Verstand, Furcht, Angst, Mut, wahr, falsch usw., dann stößt man früher oder später auf Bedeutungen, die der sinnlichen Sphäre entstammen und älter sind . . .

Es sei daran erinnert, daß auch in der Sphäre der Geruchsempfindungen keine ursprünglich adäquaten Bedeutungsträger vorhanden sind; der Grund liegt hier wie beim Nichtsinnlichen in der Unbestimmtheit des Erlebnisses . . .²³⁾“

Nr. 1.4. Qualitäten und Strukturen

Die Qualitäten

Wir können einem Blindgeborenen ohne Heilung seiner Blindheit auf gar keine Weise klarmachen, was wir innerseelisch empfinden, wenn wir Farben sehen. Entsprechendes gilt für alle Sinnesempfindungen, auch für alle Gefühls-, Gemüts- und Wertempfindungen. Jede solche Empfindung ist eine eigene Urwirklichkeit, ist einer verstandesmäßigen Zerlegung und Durchdringung unzugänglich, ist nur noch „empfindungsmäßig erlebbar“. Wir nennen die genannten und alle wesens-ähnlichen Bewußtseinserscheinungen die Qualitätserfahrungen; wir nennen die zugehörigen Bewußtseinsinhalte die Qualitäten.

Wir unterscheiden zwischen ich=neutralen und ich=bezogenen Qualitäten. Zu den

23) H. Kronasser, *Handbuch der Semasiologie* (= Bedeutungslehre), Heidelberg 1952, S. 188 f.

ersteren zählen wir unter anderen die Sinnesempfindungsqualitäten, zu den letzteren die Gefühls-, die Wertungs- und die Willensqualitäten. Die letzteren und nur sie sind polar aufgespalten in solche, die ihrer Natur nach zur trieb- oder strebungsmäßigen Bejahung und solche, die ihrer Natur nach zur trieb- oder strebungsmäßigen Verneinung auffordern. Solche polaren Qualitäten sind Lust und Schmerz, Freude und Trauer, Liebe und Haß, das Wertgefühl des Guten und das des Bösen.

Wir unterscheiden weiter zwischen „selbständigen“ Qualitäten und „getragenen“, das heißt solchen, die nur in Verbindung mit anderen Qualitäten oder mit bestimmten Strukturen (siehe unten!) erlebbar sind. Zu den letzteren zählen die ethischen Qualitäten, da sie nur an bestimmten verstandesmäßig erfaßten Situationen aufleuchten. Zu den letzteren zählen auch die religiösen Qualitäten, die als Größen- oder Wertqualitäten mit Unendlichkeitsakzent das Erfassen des Unendlichkeitsbegriffes voraussetzen.

Wir unterscheiden weiter zwischen vor-geistigen und geistigen Qualitäten. Zu den letzteren zählen wir alle Qualitäten, die notwendig nur verstandesbegabten Wesen zugänglich sind. Das sind: die logischen, die ethischen, die religiösen und die ästhetischen Qualitäten. — Näheres in dem in der Fußnote⁸⁾ genannten Aufsatz! —

Die Qualitäten ordnen sich zu Verwandtschaftsbereichen und innerhalb dieser wieder zu, teilweise mehrdimensionalen, Kontinuen. Von den Ton- und Farbqualitäten ist das bekannt, von den Geruchs- und Geschmacksqualitäten können wir dasselbe annehmen. Überall ist der Übergang von einer Qualität zu einer „verwandten“ in stetigem Fließen möglich.

Alle Qualitäten schließlich können ihre Intensität stetig ändern, von der Grenze des Nichts bis zu unabsehbar starken Graden. Viele Qualitäten können „mit Unendlichkeitsakzent“ auftreten. — Diese Andeutungen müssen hier genügen. —

Helen Keller wußte, daß ihr zwei große und wichtige Qualitätsbereiche (die des Sehens und des Hörens) verschlossen waren. Wir dürfen annehmen, daß uns Menschen von allen „bei Gott möglichen“ Qualitäten nur ein unendlich kleiner Bruchteil zugänglich ist und daß uns somit die Einsicht in die Gesamtstruktur des Reiches der Qualitäten verschlossen ist. Aber dieser Gedanke ist spekulativ und übersteigt somit die Grenzen dieses Aufsatzes.

Die Strukturen

Wir finden in unserem Bewußtsein neben den Qualitätserfahrungen und mit ihnen Einsichten in Beziehungen zwischen verschiedenen Gegenständen (dieses Wort hier in seiner allgemeinsten Bedeutung gebraucht, als Bezeichnung für alles, was Gegenstand des Meinens und damit des Denkens sein kann) und in innere Aufbauzüge zusammengesetzter Gegenstände. Wir nennen diese Einsichten die Strukturserfahrungen; wir nennen die eingesehenen Beziehungen und Aufbauzüge die Strukturen.

Wir unterscheiden zwischen denknотwendigen und nicht-denknотwendigen Strukturen. Die ersteren sind die Gegenstände der Mathematik, genauer: der Formalen Logik, der Konkreten Mathematik (Analysis) und der Abstrakten Mathematik (Axiomatik). Näheres in 3,2!

Wir unterteilen die nicht-denknотwendigen Strukturen in die Strukturen der zeitlich-räumlichen (physischen) und der zeitlich-qualitativen (psychischen) Welt. Näheres in 3,3 und 3,4!

Wir unterteilen diese beiden Gruppen weiter in die Untergruppen der Gesetzes- und der („zufälligen“) Tatsachen-Strukturen. Näheres in 3,3 und 3,4!

Die Gebilde

Die Qualitäten sind die Bewußtseinsinhalte, die als solche (phänomenologisch) keine Zurückführung auf Einfacheres zulassen. Die Strukturen sind die Bewußtseinsinhalte, die mehrere Qualitäten verknüpfen. Für weitere Bewußtseinsinhalte bleibt also kein Raum: Qualitäten und Strukturen erfüllen unser Bewußtsein.

Wir müssen jedoch beachten, daß Qualitäten und Strukturen nur durch Abstraktion erfaßt werden. In der Wirklichkeit des Bewußtseins sind sie immer vereint: alle Strukturen werden von Qualitäten getragen, alle Qualitäten sind in der Struktur des Bewußtseinsstromes eingebettet, viele Qualitäten leuchten nur an ganz bestimmten Strukturen auf. Wir nennen die aus Qualitäten und Strukturen „gebildeten“ Gesamtheiten des Bewußtseins die seelischen Gebilde.

KAPITEL 2. DIE GRUNDSTRUKTUREN

Nr. 2,1. Die erste Grundstruktur: Die Zeit

Das Sein ist dem Menschen gegeben als Bewußtseinsstrom aus Qualitäten und Strukturen. Wir fragen nach dem allgemeinsten, grundlegenden, alle anderen „tragenden“ Strukturen des Bewußtseinsstromes. Als wesensmäßig „erste“ solche „Generalordnung“ erweist sich die Zeit.

In der Tat: Der ganze Bewußtseinsstrom ist zeitlich geordnet (nur durch Abstraktion gelangen wir zu zeitlos gültigen „Gesetzen“ in Mathematik, Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft), alles Erleben geschieht in der Zeit, die ganze seelische und körperliche Welt unterliegt der Herrschaft der Zeit.

Was ist das nun: die Zeit? Über diese Frage haben die Philosophen aller Jahrhunderte nachgedacht. Hören wir Augustinus:

„... Was also ist die Zeit? Solange mich niemand fragt, glaube ich es zu wissen, doch wenn man mich fragt, dann weiß ich es nicht. Eines aber weiß ich: Es gäbe keine Vergangenheit, wenn nichts verginge, keine Zukunft, wenn nichts käme, und keine Gegenwart, wenn nichts gegenwärtig wäre.

... Die Vergangenheit ist nicht mehr und die Zukunft ist noch nicht. Wenn die Gegenwart immer gegenwärtig wäre und nie in die Vergangenheit überginge, so wäre sie keine Zeit mehr, sondern Ewigkeit. ... Wir können also von Zeit nur sprechen, wenn etwas zum Nichtsein strebt...²⁴⁾“

Hören wir auch einen modernen Dichter:

„Am steten Punkt der kreisenden Welt ... weder fort von ihm, noch zu ihm hin, am steten Punkt ist der Tanz, der weder einhält noch weitergeht. Und nenn' es nicht Stillstand, wo Vergangenes und Zukunft vereint sind. Weder Fortgehen noch Hingehen, weder Steigen noch Fallen. Wäre der Punkt nicht, der stete, so wäre der Tanz nicht — und es gibt nichts als den Tanz...²⁵⁾“

Wir fassen zusammen: Wir müssen unterscheiden: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Der Zeitpunkt der Gegenwart „wandert“ aus der Vergangenheit in die Zukunft, die Zukunft „strömt“ durch die Gegenwart in die Vergangenheit. Wir fügen hinzu: Die Zeit ist mit Hilfe von „Uhren“, also durch periodische Vorgänge zu messen. Die Anordnungs- und Maßstruktur der Zeit ist in gewissem Sinne die entsprechende Struktur der reellen Zahlen.

Alle diese Antworten befriedigen nicht. Sie lassen keinen Grund erkennen, weshalb alles Erleben in der Zeit steht, und weshalb die Zeit gerade so und nicht anders geordnet ist.

Wir werden in den Kapiteln 4 und 5 einen solchen Grund aufweisen. Wir werden zeigen: Die Zeit verwirklicht die „zentrale“ Struktur auf der Grundlage der gerichteten Beziehung (Relation) $O \rightarrow O$.

Nr. 2,2. Die zweite Grundstruktur: Der Raum

Als wesensmäßig „zweite“ und zugleich als letzte „Generalordnung“ des Bewußtseinsstromes erweist sich der Raum. In der Tat: Alles nicht abstrahierte Sein hat eine räumliche Seite, auch den „rein seelischen“ Vorgängen entsprechen körperliche, also räumliche Vorgänge im Gehirn des jeweiligen Menschen oder Tieres. (Die Intensitätsordnung der Qualitäten ist keine „Generalordnung“, da

24) Aurelius Augustus, Bekenntnisse II, 14.

25) T. S. Eliot, Ausgewählte Gedichte, englisch und deutsch, Frankfurt a. M., 1951.

sie nur intensitätsvergleichbare, also „nah verwandte“ Qualitäten miteinander verknüpft.)

Was ist das nun: der Raum? — Die folgenden Antworten sind bekannt: Der Raum, in dem wir leben, ist nach der Lehre der klassischen Physik geometrisch homogen, euklidisch und dreidimensional (Geometrisch homogen, das heißt: je zwei Punkte sind geometrisch gleichwertig, mit anderen Worten, es gelten für sie die gleichen geometrischen Sätze; je zwei Punktpaare mit gleichen Abständen sind geometrisch gleichwertig; je zwei Punktetripel mit gleichen entsprechenden Abständen sind gleichwertig usw.).

Wir können an dieser Stelle bereits eine Vorzugsstellung der dritten Dimension begründen:

Ein eindimensionaler „Raum“ ist ein Raum von der inneren geometrischen Struktur einer Geraden. In einem solchen Raum können zwei Punkte, zwischen denen sich ein dritter befindet, nur über diesen dritten zueinander gelangen.

Ein zweidimensionaler „Raum“ hat die innere geometrische Struktur einer Ebene. In einem solchen Raum lassen sich vier Punkte immer so durch Kurven verbinden, daß jeder Punkt mit jedem anderen verbunden ist und daß keine Überschneidung der Kurven eintritt. Diese Möglichkeit besteht nicht mehr für fünf oder mehr Punkte (unterer Kreis in Bild 37!).

- Im dreidimensionalen und in allen höherdimensionalen Räumen (Erklärung der letzteren in Teil III) dagegen besteht diese Möglichkeit für jede beliebige endliche Zahl von Punkten. Der dreidimensionale Raum ist der „erste“ oder „einfachste“ mit dieser Eigenschaft. Diese Eigenschaft wieder ist von größter Bedeutung für Biologie und Technik, etwa für den Aufbau eines Gehirns oder für elektrische Schaltungen.

Wir werden in den Kapiteln 6–10 erkennen: Der Raum der klassischen Physik verwirklicht die „zentrale“ Struktur auf der Grundlage der ungerichteten Beziehung $O \leftrightarrow O$.

Nr. 2,3. Die physische Welt

Die Naturgesetze

Wir nennen die zeitlich=räumliche Welt mit Wirklichkeitscharakter (also unter Ausschluß der Traumwelten) die physische Welt. Wir nennen jedes zeitlich und räumlich angenähert punktförmige Ereignis der physischen Welt ein Elementarereignis. Wir denken uns die physische Welt aus solchen Elementarereignissen „erbaut“. Somit liefern Zeit und Raum ein „vollständiges Koordinatensystem“ der physischen Welt.

Wir nennen die durchgehenden Wiederholungs-Strukturzüge der physischen Welt die naturgesetzlichen Ordnungen. Nach dem Gesagten sind Zeit und Raum die „grundlegenden“, das heißt alle weiteren „tragenden“ naturgesetzlichen Ordnungen. Die Gesamtheit dieser Ordnungen ist Gegenstand der Physik (mit Einschluß der Quanten-, der Bio- und der Psychophysik — genaueres in Nr. 3,3.).

Die Kausalgesetze

Einen besonders wichtigen Typ dieser Gesetze bilden die „Kausalgesetze“. Wir nennen ein Naturgesetz ein Kausalgesetz, wenn und soweit es gestattet, aus der Kenntnis des „Zustandes“ eines „abgeschlossenen Systems“ zu einem bestimmten Zeitpunkt auf den Zustand desselben Systems zu einem späteren Zeitpunkt zu schließen.

Ohne kausale Gesetzmäßigkeit wäre der Weltlauf ein Chaos, mit durchgehender (das heißt nicht statistischer) und vollkommener kausaler Gesetzmäßigkeit wäre die Welt eine riesige Maschine. Nur eine sinnvoll geordnete Aufteilung aller Vorgänge in kausale und akausale ermöglicht ein Zusammenbestehen und Zusammenwirken von Ordnung und „Freiheit“. Und in der Tat ist nach der Lehre der modernen Physik die Welt, in der wir leben, in einer solchen Weise geordnet.

Diese Lehre besagt:

Die Schichtung

In der Welt der Quantenphysik, also in der Welt der Elementarteilchen, der Atome und der Moleküle, erfolgt jedes einzelne Ereignis akausal und herrscht im ganzen nur statistische Kausalität. In der Welt der Makrophysik, also der Klassischen und der Relativitätsphysik, herrscht dagegen praktisch durchgehende und vollkommene Kausalität. In der Welt der Biophysik „steuern“ in den lebenden Organismen akausale Mikrovorgänge kausale Vorgänge der Makrowelt.

Das Leben gehorcht biophysikalisch den drei Gesetzen der Steuerung, der Erhaltung abgeschlossener und wohlgeordneter Systeme (der Organismen) in dynamischen Gleichgewichten und der lawinenmäßigen Ausbreitung der einzelnen Arten wie auch des gesamten Pflanzen- und Tierreiches durch Kettenverzeigung. (Man vergleiche mit der elektrischen Verstärkerstufe, der Kerzenflamme und der Lawine!)

Das Pflanzen- und das Tierreich bilden je einen Stufenaufbau von immer höher organisierten Abteilungen und Unterabteilungen (im Tierreich Stämmen), weiter Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten. Grundgesetz der Höherentwicklung ist im Bereich der Tiere die zunehmende Differenzierung und Zentrierung und im Bereich der höheren Tiere die zunehmende Befreiung aus der Verhaftung im Jetzt und Hier und in der starr vorherbestimmten Reflexhandlung, mit anderen Worten das Wachsen von Intelligenz und „sinnvoll freier Handlungskraft“.

Die Grundgesetze

Die Physik strebt mit großen Erfolgen nach der Erkenntnis von wenigen „grundlegenden“ Gesetzen, aus denen sich alle anderen physikalischen Gesetze rein logisch-mathematisch herleiten lassen. Wir nennen die Grundgesetze der Mechanik, die sogenannten Hauptsätze der Wärmelehre, die Maxwell'schen Gleichungen der Elektrodynamik, die Relativitätsformeln, das Grundgesetz der Quantentheorie, das Grundgesetz der Elementarteilchen. — Diese Andeutungen müssen hier genügen.

Teil II: Die Wissenschaft und die Zeit (Tafel 5-8)

KAPITEL 3. DIE WISSENSCHAFT

Nr. 3,1. Die Methoden der Wissenschaft

Wir haben 1,3. drei Wege des menschlichen Erkennens genannt: je einen Weg zum Erkennen der logisch-mathematischen Wahrheiten, der körperlichen Außenwelt (der physischen Welt) und der eigenen und der fremden Innenwelten (der psychischen Welt). Eine genauere Untersuchung zeigt:

Diese drei Methoden des Erkennes lassen sich beschreiben als Erkennen durch Konstruieren im Denken, durch Abbilden im Denken (äußere Erfahrung) und durch „Einfühlen“ (innere Erfahrung). Die erste Methode führt zur Erkenntnis der denknotwendigen Strukturen, die zweite zur Erkenntnis von nicht-denknotwendigen Strukturen, die dritte auch zur Erkenntnis von Qualitäten.

Diese drei Methoden sind wesensverschieden. Sie erschöpfen die Möglichkeiten menschlichen Erkennens. Die erste kennzeichnet die reine Verstandeswissenschaft, also die Mathematik mit Einschluß der formalen Logik, die zweite die rationalen Erfahrungswissenschaften, die dritte die rational-irrationalen Erfahrungswissenschaften. Diese drei Wissenschaftsgruppen umfassen alle bestehenden und möglichen Wissenschaften. — Über Wesen und Einordnung der Philosophie vergleiche man das der Vorbemerkung vorausgeschickte Motto! Zum Thema „Philosophie und Begriffsdichtung“ vergleiche man die scharfe, aber wohl

im wesentlichen zutreffende Stellungnahme von Kastil²⁶⁾, weiter eine Bemerkung von Albert Schweitzer²⁷⁾!

Weiteres zum Wesen dieser Methoden und zur genannten obersten Einteilung der Wissenschaften in den drei folgenden Nummern! —

Diesen drei Methoden der Erkenntnisgewinnung entsprechen die drei großen Richtungen der griechischen Philosophie vor Sokrates! Der zweiten und der dritten Methode entspricht die naturphilosophische Richtung etwa von 600 bis 450 v. Chr. und die anthropologische (sophistische) Richtung etwa von 450 bis 390 v. Chr. Der ersten Methode entspricht die Richtung der Pythagoreer, die eine völlige Sonderentwicklung des vorsokratischen Denkens bedeutet. Erst mit Sokrates=Platon mündet pythagoreisches Denken in den großen Hauptstrom griechischer Philosophie — wohl das folgenschwerste Ereignis in der Geschichte dieser Philosophie.

Aufschlußreich im Zusammenhang dieses Aufsatzes ist auch die Geschichte der naturphilosophischen Richtung in der vorsokratischen Philosophie. Im ersten Teil dieser Geschichte, von Thales, Anaximander und Anaximenes bis Herakleitos, steht im Mittelpunkt des Denkens das Problem des Werdens (Beziehung zur Zeit!). Im zweiten Teil, von Parmenides zu Empedokles, Anaxagoras und Leukippos, steht im Mittelpunkt das Problem des beharrenden Seins und der Zurückführung des Werdens auf das Sein (Beziehung zum Raum!).

Man vergleiche zu diesen Angaben aus der Geschichte der Philosophie bei Capelle²⁸⁾! —

Über den Fortschritt der Wissenschaft schreibt Adalbert Stifter (Vorrede zu den Studien, 1852): „Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zu Furcht und Bewunderung hingerissen. Aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Gesetz immer höher; die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu!“

Nr. 3,2. Die reine Verstandeswissenschaft

Wesen und Erfolge der Mathematik

Jeder geistig aufgeschlossene Mensch weiß heute, daß der Physik der letzten Jahrzehnte gewaltige und grundsätzliche Fortschritte gelungen sind. Fast nur die Fachmathematiker aber wissen, daß die Mathematik der letzten Jahrzehnte — und Jahre! — zumindest ebenso bedeutende Erfolge erzielt hat, Erfolge von rein mathematischer Bedeutung, aber auch Erfolge von einschneidender Bedeutung für Gesamtwissenschaft und Philosophie.

Ich nenne als bedeutendstes Ergebnis:

Die mathematische Grundlagenforschung der Gegenwart hat erreicht: den Nachweis des operativen Charakters von Logik und Mathematik, die Durchführung des operativen Aufbaus und damit die Sicherung der Widerspruchsfreiheit für fast die gesamte bisher bekannte formale Logik und Mathematik²⁹⁾.

26) A. Kastil, Die Philosophie Franz Brentanos, Eine Einführung in seine Lehre, Bern 1951, S. 33–35 und S. 44.

27) A. Schweitzer, a. a. O., S. 96–97.

28) W. Capelle, Die Vorsokratiker, 4. Auflage, Stuttgart 1953.

29) Auskunft über die mathematische Grundlagenforschung geben:

G. Gentzen, Die gegenwärtige Lage der mathematischen Grundlagenforschung . . . , in: Forschungen zur Logik und zur Grundlegung der exakten Wissenschaften, neue Folge, Heft 4, Leipzig, 1938, und H. Hermes, Über die gegenwärtige Lage der mathematischen Logik und Grundlagenforschung, in: Jahresbericht der deutschen Mathematikervereinigung, Band 59, 1956, S. 49–69, Bielefeld, 1956.

Damit sind die Sätze dieser Logik und Mathematik als absolute und unumstößliche Wahrheiten für alle Zeiten gesichert — ein wahrhaft vernichtendes Ergebnis für allen radikalen erkenntnistheoretischen Relativismus und Skepizismus!

Ich nenne als weiteres Ergebnis:

Die moderne Mathematik hat einen Satz bewiesen (Kurt Gödel 1931), nach dem jedes ausdenkbare mathematische Deduktionssystem, das ist jede noch so umfassende Zusammenstellung mathematischer Grundsätze und Schlußweisen (unter fast selbstverständlichen Nebenbedingungen), von vornherein einer Erweiterung bedarf, ohne die es gänzlich unvollständig bleibt.

Die Mathematik bedarf also nach diesem Satz (und nach verwandten Sätzen) einer ins Unendliche fortschreitenden Erweiterung ihres Bestandes an Schlußweisen und Denkmethoden. Das mathematische Denken verliert sich also nicht nur — wegen der Unendlichkeit der Zahlenreihe — nach seinem Gegenstande, sondern auch nach seiner Methode ins offene Unendliche.

Immer wieder wird also die Mathematik aufbrechen müssen zu neuer Fahrt in das Reich der Wahrheit, und immer werden neue Ufer warten, bis an das Ende der Zeiten. „Wenn das Endliche wächst, das Unendliche mindert sich nicht, und das Geheimnis verbleibt.“ (nach Werner Bergengruen.)

Ich nenne als weiteres Ergebnis:

Die moderne Mathematik hat Sätze hergeleitet, nach denen bestimmte mathematische Aufgaben sich grundsätzlich niemals durch mathematische Maschinen werden lösen lassen. Damit sind der Automation im Bereiche der Mathematik unüberschreitbare Grenzen gezogen.

Ich nenne schließlich als weitere Ergebnisse die Einzigkeitssätze der Zahlentheorie, die wir in Kapitel 4, und den Einzigkeitssatz über metrische Geometrien, den wir in Kapitel 9 behandeln werden. —

Die Gliederung der Mathematik

Die operative Methode gibt Auskunft über die natürliche Gliederung der Mathematik. Danach gliedert sich die Mathematik in drei große Teilgebiete: grundlegendes Teilgebiet ist die (formale) Logik, auf dieser baut als zweites großes Teilgebiet die Konkrete Mathematik auf, auf dieser baut als drittes die Abstrakte Mathematik auf.

Die operativ aufgebaute Logik vermeidet den berühmten Zirkel aller übrigen Logiken, der darin besteht, daß man zur Herleitung der logischen Gesetze bereits logisches Denken voraussetzen muß. Die operative Logik vermag als einzige Logik die Widerspruchsfreiheit ihrer eigenen Gesetze zu sichern. Sie ermöglicht sodann den logisch lückenlosen Aufbau der gesamten Mathematik.

Die Konkrete Mathematik oder Analysis (im weiteren Sinne) ist die Lehre von den Zahlen. Ihr Aufbau erfolgt in unendlich vielen Stufen. Die erste dieser Stufen ergibt die sogenannte Arithmetik, die insbesondere die Lehre von den rationalen Zahlen umfaßt. Die weiteren Stufen ergeben die sogenannte Analysis im engeren Sinne, die insbesondere die Lehre von den reellen Zahlen umfaßt. Genauer in Kapitel 4! —

Wir unterscheiden sodann zwischen reiner und angewandter Analysis (im weiteren Sinne). Wir zählen zur letzteren insbesondere die gesamte analytisch aufgebaute Geometrie. Genauer zu dieser Geometrie in Kapitel 6!

Man vergleiche auch O. Becker, Grundlagen der Mathematik in geschichtlicher Entwicklung, Freiburg-München 1954, insbesondere über die Arbeiten von P. Lorenzen S. 392 ff!

Die Widerspruchsfreiheit der Arithmetik wurde 1936 von G. Gentzen, die Widerspruchsfreiheit der Analysis wurde 1951 von P. Lorenzen bewiesen.

Erstmals voll befriedigende Auskunft über Wesen und Aufbau der Mathematik bietet:

P. Lorenzen, Einführung in die operative Logik und Mathematik, Springer Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg, 1955. — Der operative Aufbau führt seiner Natur nach nur auf widerspruchsfreie Aussagen!

Auch für Nichtmathematiker zugänglich ist:

P. Lorenzen, Formale Logik, Götschenheftchen, Berlin, 1958.

Die Abstrakte Mathematik oder Axiomatik ist die Lehre von den logischen Leerformen. Wir unterscheiden wieder zwischen reiner und angewandter Axiomatik. Wir zählen zur letzteren insbesondere die gesamte axiomatisch aufgebaute Geometrie. Genauer zu dieser Geometrie in Kapitel 6! Genauer zum Verhältnis zwischen Konkreter und Abstrakter Mathematik im Anhang! —

Über die Leistung der Mathematik für die Naturwissenschaft schreibt Pascual Jordan: „Das mathematische Denken, diese kälteste, klarste und schärfste Kraft menschlichen Geistes, läßt uns auch dort nicht im Stich, wo unsere arme Anschauung versagt; irgendwie scheint unsere Mathematik dem Schöpfergeiste der Natur verwandt³⁰⁾.“

Nr. 3,3. Die rationale Erfahrungswissenschaft

Gegenstand und Methode der rationalen Erfahrungswissenschaften

Über den Gegenstand der Physik schreibt March:

„Eben hier ist nun der Punkt, wo die Physik einsetzt. Wir wollen hier noch nicht von der heutigen Quantenmechanik sprechen. Denn Abstraktionen wurden nicht erst von dieser vorgenommen, sondern die Physik war von jeher genau so wenig wie die Eleaten bereit, die Welt so hinzunehmen, wie wir sie erleben.

Es fiel ihr freilich niemals ein, die von uns unmittelbar erlebte phänomenale Welt für einen wesenlosen Schein zu halten, aber sie sah sich gezwungen, sie vor ihrer Verarbeitung erst weitgehend abzubauen, weil sie Elemente enthält, die sich für die der Physik eigentümliche Forschungsmethode als unverwertbar erweisen.

Es sind das diejenigen Elemente, die, wie die Farben, Gerüche usw., nur privat erlebbar, aber nicht mitteilbar sind. Niemand kann einem anderen die Empfindung beschreiben, die er hat, wenn er Rot sieht, und sie mit der vergleichen, die der andere beim Anblick desselben roten Gegenstandes hat. Die phänomenale Welt enthält somit Bestandteile, über die eine intersubjektive Verständigung nicht möglich ist.

Nun ist es aber der Physik gerade um die Aufstellung von Gesetzen zu tun, die auf allgemeine Anerkennung Anspruch erheben, was voraussetzt, daß ihr Sinn unzweideutig von Person zu Person mitgeteilt werden kann. Die Physik ist daher gezwungen, aus der gegebenen Wirklichkeit zunächst alle nicht mitteilbaren Merkmale auszuschneiden, bevor sie daran denken kann, nach Gesetzen zu suchen.

Diese Gesetze beziehen sich auf den Rest, der von der phänomenalen Welt übrig bleibt, wenn man sie auf das reduziert, worüber eine Mitteilung möglich ist. Das Mitteilbare aber besteht in *Strukturen* — ein Begriff, auf den wir gleich zu sprechen kommen werden —, so daß man kurz sagen kann, daß physikalische Gesetze reine Strukturaussagen sind. Es ist die bis auf den strukturellen Grund entleerte phänomenale Welt, die den Gegenstand der physikalischen Forschung ausmacht und die man daher die physikalische Welt nennen kann . . .

Was ist eine Struktur? Wir verstehen hier darunter eine Gesamtheit von Beziehungen, die mit den Begriffen der Mathematik, also entweder zahlenmäßig oder geometrisch beschreibbar sind. Es ist wichtig festzustellen, daß es die Physik nur mit solchen Strukturen und sonst mit nichts zu tun hat und daß sie sofort in Gefahr gerät, sich in innere Widersprüche zu verwickeln, sowie sie den Versuch macht, der Anschaulichkeit zuliebe der Struktur noch etwas hinzuzufügen, dem nichts strukturell Nachweisbares entspricht . . .

Plato formte aus den Überbleibseln der zerstörten Sinnenwelt seine Ideen; der heutige Physiker erkennt in ihnen Strukturen. Ideen und Strukturen sind nicht dasselbe; die letzteren gehören der phänomenalen Welt an, aus der sie durch Abstraktion gewonnen werden, während Plato unter einer Idee etwas verstand,

30) P. Jordan, *Das Bild der modernen Physik*, 2. Auflage, Hamburg-Bergedorf, 1957, S. 134.

das außerhalb der Sinnenwelt steht. Aber ihre nahe Verwandtschaft ist unverkennbar ...³¹⁾."

— Wir ergänzen:

Gegenstand der Physik und darüber hinaus aller Natur- und Sachtechnik-Wissenschaften sind die Strukturen der zeitlich-räumlichen Welt. Denn nur die zeitlich-räumliche Seite der Bewußtseinswelt läßt sich „bis auf den strukturellen Grund entleeren“.

Wir ergänzen weiter: Gegenstand der rationalen Erfahrungswissenschaften sind die naturgesetzlichen wie auch die „nur tatsächlichen“, „zufälligen“, „einmaligen“ Strukturen (wie etwa die gegenwärtige Form eines bestimmten Gebirges). —

— Über die Methode der rationalen Erfahrungswissenschaften schreibt Heinrich Hertz (1857—1894):

„Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denknotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien und von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände.

Damit diese Forderung überhaupt erfüllbar sei, müssen gewisse Übereinstimmungen vorhanden sein zwischen der Natur und unserem Geiste. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Forderung erfüllbar ist und daß also solche Übereinstimmungen in der Tat bestehen³²⁾."

Die Gliederung der rationalen Erfahrungswissenschaften

Diese Wissenschaften gliedern sich nach ihren Gegenständen in Gesetzeswissenschaften, Tatsachenwissenschaften und Angewandte (Gesetzes- und Tatsachen-) Wissenschaften. Zu den Gesetzeswissenschaften zählen Physik, Chemie und Biologie, zu den Tatsachenwissenschaften (teilweise jedenfalls) Geologie, Erdkunde, Metereologie und Astronomie, weiter Paläontologie, Botanik und Zoologie. Zu den Angewandten oder Sachtechnik-Wissenschaften zählen die Ingenieur-, die Chemotechnik-, die Biotechnik- und die medizinischen Wissenschaften.

In der Gruppe der Gesetzeswissenschaften spielt die Physik eine Sonderrolle. Sie begründet und „unterbaut“ alle anderen rationalen Gesetzeswissenschaften. So „unterbaut“ die Quantenphysik die Chemie und die Biophysik die Biologie. Näheres hierzu etwa bei Heisenberg³³⁾!

Unter den Teilgebieten der Physik wieder spielt die sogenannte Klassische Physik eine Sonderrolle. Sie ist logisch und praktisch die Grundlage aller übrigen physikalischen Disziplinen. Sie wird von diesen überbaut, aber nicht überholt. Diese Grundlagenstellung der Klassischen Physik ist denknotwendig und damit für alle Zeiten gesichert. Näheres hierüber etwa bei Heisenberg³⁴⁾!

In der Klassischen Physik schließlich spielt die physische Geometrie die Rolle der Grunddisziplin. Näheres über die physische Geometrie in Teil III!

Über die Ergebnisse der modernen Physik und Astronomie schreibt Jeans: „Das Weltall gleicht allmählich mehr einem großen Gedanken einer großen Maschine. Der Geist erscheint nicht mehr als zufälliger Eindringling ins Reich der Materie. Wir beginnen zu ahnen, daß wir ihn eher als Schöpfer und Beherrscher des Reiches der Materie begrüßen sollten³⁵⁾."

31) A. March, *Die physikalische Erkenntnis und ihre Grenzen*, Braunschweig, 1955, S. 2 ff.

32) H. Hertz, *Prinzipien der Mechanik*, zahlreiche Auflagen seit 1894, Einleitung.

33) W. Heisenberg, *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft*, 8. Aufl., Stuttgart 1949.

34) A. a. O. Man vergleiche insbesondere S. 14 oben und S. 39!

35) J. Jeans, *Der Weltenraum und seine Rätsel* (Übersetzung aus dem Englischen), München, 1955, S. 145.

Nr. 3,4. Die rational-irrationale Erfahrungswissenschaft

Gegenstand und Methode der rational-irrationalen Erfahrungswissenschaften

Diese Wissenschaften, auch Geisteswissenschaften genannt, begnügen sich nicht mit Strukturuntersuchungen. Sie streben nach zeitüberdauernder Festlegung von Qualitäten für den Einzelmenschen und nach zwischenmenschlicher Verständigung über Qualitäten als solche. Sie bedienen sich der Methode des Einfühlens, also des Experimentierens mit eigenen Gefühlen, mit der eigenen Gesamtpersönlichkeit (Auch in meine eigenen vergangenen und zukünftigen Seelenzustände muß ich mich „einfühlen“!).

Für den Literaturwissenschaftler ist der „Stimmungswert“ eines Gedichtes wesentlich, für den Musikwissenschaftler der „ästhetische Gehalt“ einer Melodie, für den Geschichtswissenschaftler das „Lebensgefühl“ einer Geschichtsepoche. Eine kennzeichnende Überlegung des Geisteswissenschaftlers beginnt mit der Frage: „Wie würde ich selbst empfinden und handeln, wenn ich in der Haut und in der Lage dieses Menschen steckte?“

In den rational-irrationalen Erfahrungswissenschaften und nur in ihnen ist die Verschärfung der wesentlichen und kennzeichnenden Begriffe eine grundsätzlich unendliche Aufgabe. In ihnen muß die Arbeit an dieser Aufgabe in jeder neuen seelischen Lage neu begonnen werden.

So kann zum Beispiel der Literaturwissenschaftler den Stimmungsgehalt und die Schönheit eines lyrischen Gedichtes immer nur mehr oder weniger gut umkreisen, umschreiben, niemals aber abschließend klären oder erklären. Und auch die Art seines Umkreisens und Umschreibens muß er für verschiedene Zuhörer- und Leserkreise verschieden gestalten.

Zum geisteswissenschaftlichen Verstehen schreibt Platon (im 7. Brief): „Wonach ich letztlich trachte — ins Wort zu fassen, wie Lehrbares sonst, ist es nicht. Aber nach langer Arbeit und Bemühung um die Sache selbst entsteht es plötzlich in der Seele, wo wie Licht sich am aufspringenden Funken entzündet, und nährt sich dann aus sich selbst.“

Hören wir auch Goethe: „Man suche nichts hinter den Phänomenen. Sie selbst sind die Lehre.“ Und Schiller: „S p r i c h t die Seele, so spricht, ach schon die S e e l e nicht mehr.“

Die Gliederung der rational-irrationalen Erfahrungswissenschaften

Zu diesen Wissenschaften zählen erstens die Psychologie, zweitens die Kulturwissenschaft im engeren Sinne, das heißt mit Ausnahme der rein rational betriebenen Sachtechnik-Wissenschaften und der Geschichtswissenschaft, drittens die Geschichtswissenschaft. Näheres in dem in der Fußnote ⁸⁾ genannten Aufsatz! Über das Reich der Geisteswissenschaften sagt Heraklit: „Der Seele Grenzen findest du nicht, auch wenn du alle Wege gehst; so tiefen Grund hat sie.“ —

Zum Thema „Wissenschaft und Religion“ schreibt Kant (am Schluß der „Kritik der praktischen Vernunft“): „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

KAPITEL 4. DIE REINE ANALYSIS

Nr. 4,1. Die Rolle der Zahlen

Immer wieder wird von Nichtmathematikern behauptet, die Mathematik sei die Lehre von den Zahlen, oder, die Mathematik sei die Lehre von der Quantität (also von den reellen Zahlen). Beide Behauptungen sind falsch, sie fassen den Bereich der mathematischen Gegenstände viel zu eng. Wie wir bereits gesagt haben, ist nicht die Gesamtmathematik, sondern nur die sogenannte Konkrete Mathematik die Lehre von den Zahlen. Immerhin nehmen die Zahlen eine Son-

derstellung ein unter den Gegenständen der Mathematik. Wie erklärt sich diese Sonderstellung?

1. Grund: Alles menschliche Denken verläuft in Begriffen. Grundlage allen Begriffsbildens sind Ähnlichkeiten. Die vollkommene Ähnlichkeit ist die Gleichheit. Gesamtheiten, die aus gleichen Gegenständen bestehen, lassen sich nur noch nach den Anzahlen ihrer Elemente unterscheiden. Die natürlichen Zahlen sind somit „grundlegende“ Strukturen des Seins.

2. Grund: Mit den Grundzahlen verfügt die Mathematik über einen unendlichen Vorrat an Individualbegriffen und über die Methode der vollständigen Induktion (vgl. 4,2!). Nur über diese Methode vermag die Mathematik zu Unendlichkeitsbegriffen und -sätzen vorzudringen. Auch über das Rechnen mit Buchstaben vermag die Mathematik nur dann zu solchen Begriffen und Sätzen vorzudringen, wenn sie vorher durch vollständige Induktion für alle durch Buchstaben vertretenen Zahlen die verwendeten Begriffe erklärt und die verwendeten Sätze bewiesen hat. Die vollständige Induktion „bringt in die mathematische Beweiskunst ein neues und eigenartiges Moment hinein, das die Aristotelische Logik noch nicht kennt, und ist die eigentliche Seele der mathematischen Beweiskunst³⁶⁾.“ — Die Mathematik ist übrigens die einzige Wissenschaft, die zu wissenschaftlichen Unendlichkeitsbegriffen und -sätzen vorzudringen vermag.

3. Grund: Die reellen Zahlen verkörpern, wie wir noch sehen werden, die „zentrale“ Struktur auf der Grundlage der gerichteten Ordnung. Die aus Zahlenpaaren, Zahlentripeln usw. aufgebauten analytischen Räume verkörpern, wie wir ebenfalls noch sehen werden, die „zentrale“ Struktur auf der Grundlage der ungerichteten Ordnung.

4. Grund: Mit Hilfe der Zahlen lassen sich die Strukturen der Zeit und des Raumes und damit alle (Gesetzes- und Tatsachen-) Strukturen des physischen Seins erfassen.

Über die Bedeutung der Zahlen schreibt Philolaos:

„... Denn sie (die Zahl) ist groß, allvollendend und allwirkend und Urgrund und Führer des göttlichen und himmlischen Lebens wie auch des menschlichen... denn die Natur der Zahl ist erkenntnispendend und führend und lehrend für jeden bei jedem Dinge, das ihm rätselhaft und unbekannt ist. Denn niemandem wäre irgend etwas von den Dingen deutlich, weder ihr Verhältnis zu sich selbst, noch das des einen zum andern, wenn es nicht die Zahl gäbe und ihr Wesen.

Nun aber macht diese alle Dinge, indem sie sie in der Seele mit der Wahrnehmung in Einklang bringt, erkennbar und einander entsprechend, gemäß der Natur des „Weisers“, indem sie ihnen körperhaftes Bestehen verleiht und die Verhältnisse der Dinge, jedes für sich gesondert, scheidet, sowohl der unbegrenzten wie der begrenzten.

Man kann aber die Natur der Zahl und ihre Kraft nicht nur in der Welt der Götter wirksam sehen, sondern auch allenthalben in allen Werken und Reden der Menschen und im Bereich aller technischen Arbeiten und in der Musik.

... Täuschung ist ihrer Natur feindlich und verhaßt; die Wahrheit ist dem Geschehen der Zahlen eigen und angeboren³⁷⁾.“

Zu demselben Thema schreibt Archytas von Tarent:

„Schöne Erkenntnisse scheinen mir die Mathematiker gewonnen zu haben, und es ist kein Wunder, daß sie über die einzelnen Dinge, so wie sie wirklich sind, die richtige Einsicht haben. Denn da sie über die Natur des Weltganzen die richtige Erkenntnis gewonnen haben, war es nur natürlich, daß sie auch über die Beschaffenheit der einzelnen Dinge die rechte Einsicht gewannen.

So haben sie uns über die Schnelligkeit der Gestirne und ihre Auf- und Untergänge eine klare Erkenntnis vermittelt und ebenso über Geometrie, Arithmetik

36) H. Weyl, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft (1. Auflage, München, 1928), 2. unveränderte Auflage, München o. J. (nach 1945), S. 28.

37) W. Capelle, a. a. O., S. 477 f.

und Sphärik und nicht zum wenigsten über Musik. Denn diese Wissenschaften scheinen verschwistert zu sein. Denn sie haben es mit den beiden verschwisterten Urgestalten des Seienden zu tun (gemeint sind Zahl und Größe, genauer: natürliche Zahl und reelle Zahl) . . .³⁸⁾“

Über das Unendliche, den Gegenpol zum Nichts, schreibt Hilbert: „Das Unendliche hat wie keine andere Frage von jeher so tief das Gemüt des Menschen bewegt; das Unendliche hat wie kaum eine andere Idee auf den Verstand so anregend und fruchtbar gewirkt; das Unendliche ist aber auch wie kein anderer Begriff so der Aufklärung bedürftig³⁹⁾.“

Über das Religiös-Unendliche schreibt Augustinus: „Immerfort müssen wir über Dinge denken, über die wir würdig nicht denken können^{39b)}.“

Nr. 4.2. Die Grundzahlen

Eine Durchführung des operativen Aufbaus der Zahlenlehre würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Wir begnügen uns in den folgenden Nummern mit einigen kurzen Angaben über die im Zusammenhang dieses Aufsatzes wichtigsten Eigenschaften der Zahlen.

Die Mathematik untersucht unter anderem „Figuren“, die aus endlich vielen gleichen Teilfiguren zusammengesetzt sind. Sie unterscheidet diese Figuren nach ihrer „Länge“ und kommt so zwangsläufig zum Zahlbegriff. Sie erhält aus längengleichen Figuren durch Abstraktion die Grundzahlen I, II, III, IV und so weiter.

„Alle Zahlen der Zahlenreihe sind Sonderwesen. Hierauf beruht in erster Linie das Gefühl des Geheimnisvollen an der Zahl, die Zahlenmagie: daß in der Zahlenreihe der Geist aus sich eine unendliche Mannigfaltigkeit wohlcharakterisierter Sonderwesen erzeugt; nachfühlbar auch für uns z. B. in dem undurchsichtigen Gesetz der Verteilung der Primzahlen. Nicht minder beruht aber auf der freien Herstellbarkeit und dem individuellen Charakter der Zahlen ihre Verwendung zur exakten mathematischen Erfassung des Wirklichen.“

Für die Punkte im Raume trifft das genaue Gegenteil zu: Eine aus den geometrischen Grundrelationen ohne Aufweisung einzelner Punkte, Geraden oder Ebenen abgeleitete Eigenschaft, die einem Punkte zukommt, kommt auch jedem anderen zu. In dieser begrifflichen spiegelt sich die anschauliche Homogenität des Raumes wieder⁴⁰⁾.“

Um einen Einblick zu geben in die Rolle der vollständigen Induktion, skizzieren wir den Aufbau der Lehre von den Grundzahlen mit Hilfe der sogenannten Peano-Axiome.

Diese Axiome lauten:

1. Jeder Zahl a ist eine andere Zahl a' , genannt ihr Nachfolger, zugeordnet. Verschiedene Zahlen haben verschiedene Nachfolger: $a \neq b \rightarrow a' \neq b'$.
2. Es gibt (mindestens) eine Zahl, genannt 1, die nicht Nachfolger einer anderen Zahl ist: $1 \neq a'$ für jede Zahl a .
3. Es sei $A(x)$ eine beliebige Aussageform. Gilt dann $A(1)$ und folgt für jede Zahl n aus der Gültigkeit von $A(n)$ die Gültigkeit von $A(n')$, dann gilt $A(x)$ für jede Zahl x . —

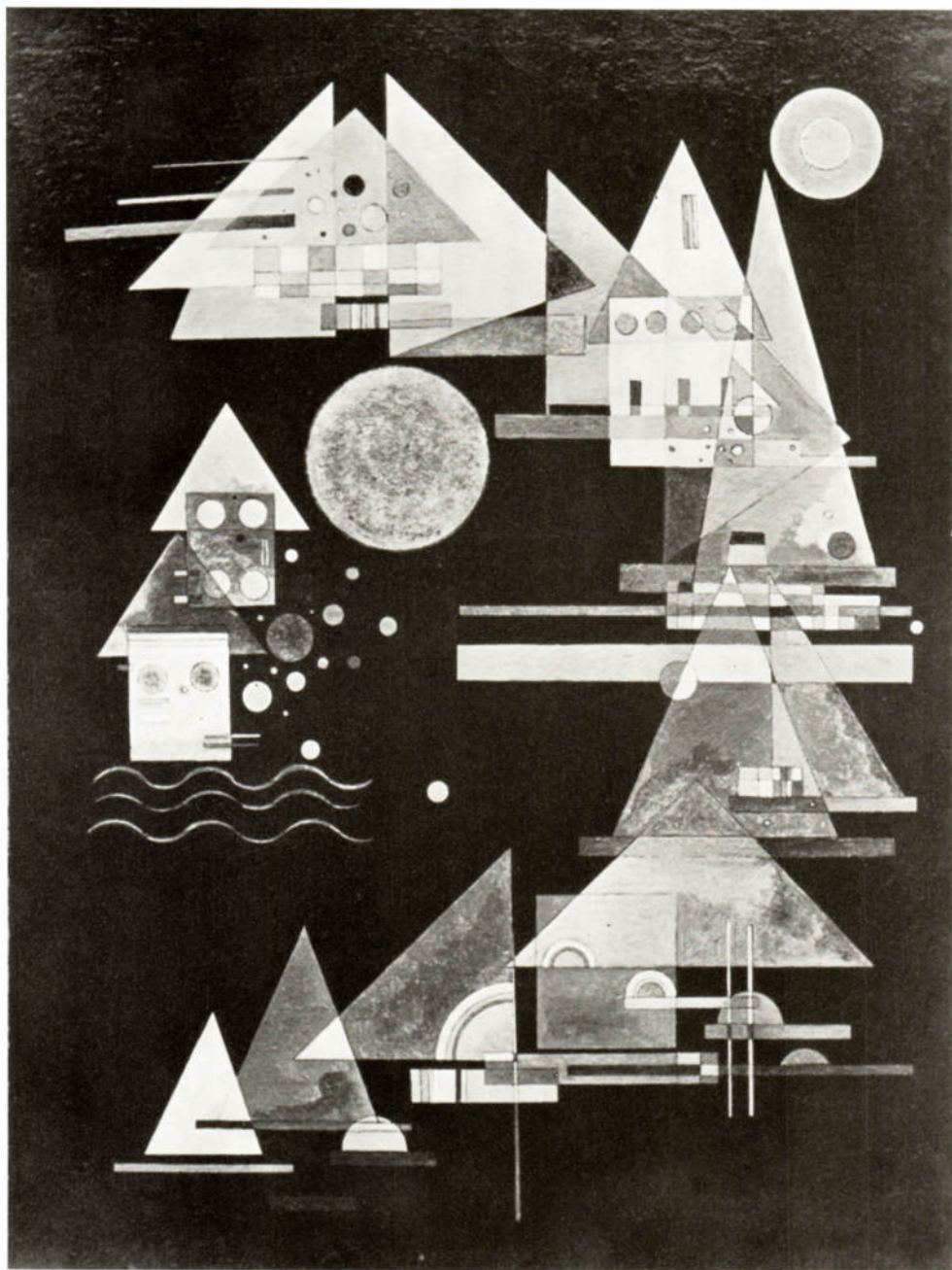
Aus diesem Axiomensystem lassen sich alle in der Mathematik benutzten Sätze über die Grundzahlen lediglich durch Anwendung logischer Hilfsmittel gewinnen, ohne daß man auf das Wesen der Grundzahlen zurückgehen müßte. Wir führen im folgenden ein kleines Stück dieses Aufbaus durch.

38) W. Capelle, a. a. O., S. 484.

39) D. Hilbert, Über das Unendliche, in: Math. Ann. 95 (1926) 161–190 und in: Grundzüge der Geometrie, 7. Auflage Leipzig–Berlin 1930, Anhang VII.

39b) Über den Zusammenhang zwischen dem Wesen des Menschen, seiner Freiheit und seiner Begegnung mit dem Unendlichen vergleiche man den in der Fußnote 8) genannten Aufsatz!

40) H. Weyl, a. a. O., S. 7.



TAFEL XIV. GEOMETRIE IN DER KUNST

Bild 46 Schwarz-Weiß-Foto des Gemäldes „Spitzen im Bogen“ von Kandinsky. (1927, Aquarell, Sammlung N. Kandinsky, Paris).

– „La géométrie est une espèce de hochet que la nature nous a jeté pour nous consoler et nous amuser dans les ténèbres.“ — d'Alembert an Friedrich den Großen, Paris 17. 9. 1764.

– „Das Streben nach universeller Bildung allein war es nicht, was die großen Meister der Renaissance, wie Brunellesco, Leonardo da Vinci, Raphael, Michelangelo und namentlich auch Albrecht Dürer, mit unwiderstehlicher Macht zu den mathematischen Wissenschaften hinzog. — Sie waren sich bewußt, daß bei aller Freiheit individueller Phantasie auch die Kunst ein Gesetz der Notwendigkeit kennt und umgekehrt, bei aller Strenge des logischen Aufbaus auch die Mathematik dem Gesetze der Schönheit folgt.“ — F. Rudio zitiert nach W. Ahrens, Scherz und Ernst in der Mathematik, Berlin 1934.

Wir definieren die Addition durch die Forderungen:

4. Für jede Zahl a ist $a + 1 = a'$.

5. Für jedes Zahlenpaar a, b ist $a + b' = (a + b)'$. —

Wir beweisen nun das Assoziativgesetz der Addition: $(a + b) + c = a + (b + c)$. — Wir beweisen zunächst die Gültigkeit des Gesetzes für $c = 1$: Es ist $(a + b) + 1$ nach 4. gleich $(a + b)'$, dies nach 5. gleich $a + b'$, dies nach 4. gleich $a + (b + 1)$. — Wir beweisen sodann, daß aus der Gültigkeit des Gesetzes für irgendeine Zahl c seine Gültigkeit für c' folgt: Es ist $(a + b) + c'$ nach 5. gleich $((a + b) + c)'$, dies wegen der (vorausgesetzten) Gültigkeit des Assoziativgesetzes für c gleich $(a + (b + c))'$, dies nach 5. gleich $a + (b + c)'$, dies nach 5. gleich $a + (b + c')$; also ist $(a + b) + c'$ gleich $a + (b + c')$. — Wir folgern jetzt nach 3. die Gültigkeit des Assoziativgesetzes für alle c .

Wir beweisen entsprechend das Kommutativgesetz der Addition: $a + b = b + a$. — Beweis im Falle $b = 1$ durch Schluß von a auf a' : $1 + 1 = 1 + 1$; falls $1 + a = a + 1$, so $1 + a' = (1 + a)' = (a + 1)' = (a + 1) + 1 = a' + 1$. — Beweis der allgemeinen Behauptung durch Schluß von b auf b' mittels des oben bewiesenen Gesetzes $(a + b) + c = a + (b + c)$ unter Voraussetzung von $a + b = b + a$: Es ist $a + b' = (a + b)' = (b + a)' = (b + a') = b + a' = b + (a + 1) = b + (1 + a) = (b + 1) + a = b' + a$. —

Wir definieren die Multiplikation durch die Forderungen:

6. Für jede Zahl a ist $a \cdot 1 = a$.

7. Für jedes Zahlenpaar a, b ist $a \cdot b' = a \cdot b + a$. —

Wir können nun ähnlich wie oben beweisen, daß gilt: $(a \cdot b) \cdot c = a \cdot (b \cdot c)$, $a \cdot b = b \cdot a$, $a \cdot (b + c) = a \cdot b + a \cdot c$ und so fort. —

Wir erkennen: Die vollständige Induktion ist in der Tat „die Seele der mathematischen Beweiskunst“; sie spiegelt mathematisch die Dynamik der Zeit und die Unendlichkeit der Zukunft.

Nr. 4,3. Die weiteren Zahlarten

Es ist bekannt, wie die Vereinigung von Mengen zur Addition der Zahlen führt. Es ist weiter bekannt, wie die wiederholte Addition die Multiplikation und die wiederholte Multiplikation die Potenzierung ergibt. Für entsprechend wiederholte Potenzierungen haben sich keine Bezeichnungen eingebürgert. Es ist weiter bekannt, wie der Wunsch nach unbeschränkter Ausführbarkeit der Subtraktion zur Konstruktion der Null und der negativen Zahlen und damit vom Bereich der Grundzahlen zu dem der ganzen Zahlen führt. Weiter, wie der Wunsch nach unbeschränkter Ausführbarkeit der Division zu den Brüchen und damit zum Bereich der rationalen Zahlen führt. Wir skizzieren im folgenden kurz den Weg, der von diesem Bereich zu dem der reellen Zahlen führt (wir müssen dabei freilich auf die strenge operative Durchführung verzichten).

Die rationalen Zahlen sind laut Definition die Zahlen, die sich durch Brüche mit ganzzahligen Zählern und Nennern darstellen lassen. (Auch die Zahl 1 ist als Nenner zugelassen.) Jeder solche Bruch läßt sich „durchdividieren“ und ergibt dann eine Dezimalzahl, die periodisch ist. So ist zum Beispiel $(3/7) = 0,428571$. Auch bei „abbrechendem“, „aufgehendem“ Dezimalbruch liegt eine Periode vor, und zwar wiederholt sich periodisch die Null. Die Notwendigkeit einer Periode folgt so: Wenn wir etwa durch 7 teilen, dann kommen als Reste nur die Zahlen von null bis sechs in Frage. Bei acht aufeinanderfolgenden Divisionsschritten muß also mindestens einer dieser Reste zweimal vorkommen. Daraus folgt aber das Auftreten einer (übrigens höchstens sechsstelligen) Periode. Das Entsprechende gilt, wenn wir durch andere Zahlen teilen.

Nun lassen sich aber leicht auch Dezimalzahlen ohne Periode angeben, so zum Beispiel die Zahl $0,101001000100001 \dots$. Wir nennen die Dezimalzahlen ohne Periode die irrationalen Zahlen und die sämtlichen Dezimalzahlen die reellen Zahlen.

Von den reellen Zahlen gelangen wir durch Hinzunahme des Symbols $i = \sqrt{-1}$ zu den komplexen Zahlen $a + b \cdot i$. —

Für den exakten Aufbau der Zahlenlehre vergleiche man die einschlägige Literatur⁴¹⁾!

Nr. 4,4. Die lineare Ordnung; die Einzigkeitssätze

Wir fragen nach den „zentralen“ abstrakten Strukturen (Strukturtypen) auf der Grundlage der gerichteten Beziehung (Relation). Wenn eine solche „Richtungsstruktur“ nur zwei Elemente verknüpft, dann ist sie notwendig vom Typ der Menge a, b mit der Beziehung $a \succ b$ oder $a < b$, gelesen „ a vor b “. Dabei können a und b ganz beliebige Dinge sein und kann „vor“ eine beliebige gerichtete Beziehung sein. Es können etwa a und b zwei Menschen sein und „vor“ die Beziehung „ist Vorfahre von“. Nicht zulässig dagegen wäre es, für „vor“ die ungerichtete Beziehung zu wählen „ist verwandt mit“.

Wenn eine solche „Richtungsstruktur“ mehr als zwei Elemente verknüpfen soll, dann sind jeweils mehrere Typen möglich. Wir fordern von einem „zentralen“ Typ, daß die Beziehung „durchgeht“, das heißt, daß für je zwei beliebige Elemente a und b stets entweder $a < b$ oder $b < a$ gilt. Wir fordern weiter, daß die Beziehung „transitiv“ ist, das heißt, daß mit $a < b$ und $b < c$ stets auch gilt: $a < c$. Wir nennen die „Richtungstypen“ mit diesen beiden Eigenschaften die (linearen) Ordnungstypen, ihre Verwirklichungen die (linear) geordneten Mengen. Mit diesen Typen und Mengen befaßt sich als wichtiger Zweig der modernen Mathematik die Lehre von den Ordnungstypen. — Wir stellen zunächst die im folgenden benötigten Definitionen dieser Lehre zusammen. — Eine Menge M von beliebigen Dingen heißt eine (linear) „geordnete Menge“, wenn für je zwei verschiedene ihrer Elemente, a und b , eine etwa durch das Zeichen $<$, genannt „vor“, bezeichnete Aussage besteht, die die folgenden beiden Bedingungen erfüllt:

1. für $a \neq b$ gilt stets entweder $a < b$ oder $b < a$;
2. mit $a < b$ und $b < c$ gilt stets $a < c$. —

Ein Element a heißt „erstes Element“, wenn es kein Element b gibt mit $b < a$; es heißt „letztes“, wenn es kein b gibt mit $a < b$. Wir sagen, a liege „zwischen b und c “, wenn gilt $b < a$ und $a < c$.

Eine Teilmenge A von M heißt ein „Anfang von M “, wenn mit jedem Element a von A auch jedes Element zu A gehört, das dem Element a in der Menge M vorangeht. Eine Teilmenge R von M heißt ein „Rest von M “, wenn mit jedem Element r von R auch jedes Element zu R gehört, das dem Element r in M nachfolgt.

Eine Aufteilung aller Elemente einer geordneten Menge M in zwei Untermengen A und R , wo A ein Anfang und R der verbleibende Rest ist, heißt eine „Zerlegung“ der Menge; wir schreiben dann $M = A + R$. Eine Zerlegung $M = A + R$ heißt ein „Sprung“, wenn A ein letztes und R ein erstes Element hat. Sie heißt eine „Lücke“, wenn weder A ein letztes noch R ein erstes Element hat. Sie heißt ein „Schnitt“, wenn entweder A ein letztes und R kein erstes Element hat oder A kein letztes und R ein erstes Element hat, mit anderen Worten: wenn

41) Auf klassischer Grundlage etwa:

E. Landau, Grundlagen der Analysis, Leipzig, 1930.

A. Vogel, Die klassischen Grundlagen der Analysis, Leipzig, 1952.

Enzyklopädie der Elementarmathematik (Übersetzung aus dem Russischen), Band 1, Arithmetik, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1954.

Auf moderner (operativer) Grundlage:

Grundzüge der Mathematik, herausgegeben von H. Behnke, K. Fladt und W. Süß, Band 1, Grundlagen der Mathematik, Arithmetik und Algebra, Göttingen, 1958. — Weiter als unentbehrliches Standardwerk das bereits genannte Buch, P. Lorenzen, Einführung in die operative Logik und Mathematik, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1955.

die Zerlegung durch ein Element der Menge „markiert“ wird. — Mit diesen drei Fällen sind offenbar die Möglichkeiten einer Zerlegung erschöpft.

Eine geordnete Menge heißt „linksoffen“, wenn sie kein erstes Element hat; sie heißt „rechtsoffen“, wenn sie kein letztes Element hat; sie heißt „offen“ schlechthin, wenn sie kein erstes und kein letztes Element hat.

Eine geordnete Menge heißt „sprunghaft“ (eigener Benennungsvorschlag), wenn jede ihrer Zerlegungen ein Sprung ist, also wenn bei jeder Zerlegung der Anfang ein letztes und der Rest ein erstes Element hat. Sie heißt „dicht“, wenn keine Zerlegung ein Sprung ist, das bedeutet aber: wenn zwischen je zwei Elementen der Menge immer noch (mindestens) ein weiteres Element liegt. Sie heißt „stetig“, wenn unter ihren Zerlegungen weder Sprünge noch Lücken vorkommen, also, wenn die Menge dicht und lückenlos zugleich ist, noch anders gesagt: wenn die Menge dicht ist und zugleich jede ihrer Zerlegungen durch ein Element der Menge „markiert“ wird. —

Wir erkennen sofort: Die Grundzahlen bilden bezüglich der üblichen Ordnung nach kleineren und größeren Zahlen eine geordnete Menge, genauer: eine rechts-offene und sprunghafte Menge. Die (positiven und negativen) ganzen Zahlen bilden eine offene und sprunghafte Menge.

Wir erkennen weiter: Die rationalen Zahlen bilden eine offene und dichte Menge. Es gibt nämlich weder eine kleinste noch eine größte rationale Zahl, und es gibt zwischen je zwei rationalen Zahlen immer noch weitere solche Zahlen (so zwischen 0,1 und 0,2 die Zahl 0,15).

Wir erkennen weiter: Die Menge der rationalen Zahlen enthält zwar keine Sprünge mehr, wohl aber noch Lücken. — Beweis: Die bereits genannte irrationale Zahl $0,101001000100001\dots$ zerlegt die Menge der rationalen Zahlen, und diese Zerlegung wird durch keine rationale Zahl „markiert“.

Es läßt sich sodann beweisen:

- 1a. Die Ordnung der Grundzahlen ist, als abstrakte Ordnung betrachtet, die kleinste rechtsoffene Ordnung im folgenden Sinne: Sie ist die einzige rechtsoffene Ordnung, die in jeder ebensolchen Ordnung enthalten ist.
- 1b. Die Ordnung der ganzen Zahlen ist die kleinste offene Ordnung im folgenden Sinne: Sie ist die einzige offene Ordnung, die in jeder ebensolchen Ordnung enthalten ist.
2. Die Ordnung der rationalen Zahlen ist die kleinste dichte offene Ordnung im folgenden Sinne: Sie ist die einzige dichte offene Ordnung, die in jeder ebensolchen Ordnung enthalten ist.
3. Die Ordnung der reellen Zahlen ist die kleinste stetige offene Ordnung im folgenden Sinne: Sie ist die einzige stetige offene Ordnung, die in jeder ebensolchen Ordnung enthalten ist. —

Für die Lehre von den geordneten Mengen vergleiche man Kamke⁴²⁾! —

Für Mathematiker sei hinzugefügt: Die reellen Zahlen bilden (bis auf „isomorphie“, das heißt strukturgleiche, Gebilde natürlich) den größten archimedisch geordneten Körper (Archimedisch geordnet, das heißt: keine Zahl übertrifft alle natürlichen Vielfachen der Eins, das ist: alle Summen „aus Einsern“). — Wir können also sagen: Die reellen Zahlen bilden den größten (oder letzten) archimedisch geordneten und zugleich den kleinsten (oder ersten) stetig geordneten, also sprung- und lückenlosen, Körper.

Für Mathematiker sei weiter hinzugefügt: Die komplexen Zahlen bilden den einzigen bewerteten, lokal-kompakten, algebraisch abgeschlossenen Körper. Die Quaternionen bilden den einzigen bewerteten, lokal-kompakten, algebraisch abgeschlossenen Schiefkörper. —

42) E. Kamke, Mengenlehre, Götschenheftchen, 3. Auflage, Berlin, 1955 (auf klassischer Grundlage — sehr gute und allgemeinverständliche Darstellung, beweist auch die oben genannten Sätze 1 a. bis 3.!).

Wir können also mit guten Gründen sagen: Unter allen abstrakten Strukturen auf der Grundlage der abstrakten gerichteten Beziehung (Relation) nimmt die Ordnungsstruktur der reellen Zahlen eine „zentrale“ Stellung ein.

KAPITEL 5. DIE ZEIT

Nr. 5.1. Die physische Zeit

Wir nehmen die Frage von Nr. 2.1. wieder auf: „Was wissen wir von der Zeit?“ Wir geben zunächst Antwort auf die Teilfrage: „Was wissen wir von der physischen Zeit?“

Grundlegend ist die Antwort der klassischen Physik. Sie lautet: Die Zeit ist durch periodische Vorgänge zu messen. Ihre Anordnungs- und Maßstruktur gestattet, soweit dies ohne Verwirklichung des Aktual-Unendlichen möglich ist, ihre Messung durch die ganzen Zahlen (wenn die Einheit genügend klein gewählt wird), durch die rationalen Zahlen und durch die reellen Zahlen.

Zu dieser Antwort der klassischen Physik ergänzt die Relativitätsphysik: Zeit und Raum sind in gewissem Sinne voneinander abhängig, beide Ordnungen sind relativ zum Bewegungszustand des Beobachters. — Man vergleiche hierzu etwa den zweiten Teil des in der Fußnote ³⁾ genannten Aufsatzes!

Zur Antwort der Makrophysik ergänzt die Quantenphysik der Atomhüllen: Alle Elementarvorgänge sind zeitlich umkehrbar. Erst das statistische Mittel vieler Vorgänge kennzeichnet die positive Zeitrichtung durch Zunahme der Entropie (Eine Erklärung dieser Aussage würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen).

Eine weitere Ergänzung zu diesen Antworten ist von der Quantenphysik der Elementarteilchen zu erwarten. Diese Ergänzung wird von einer sogenannten Elementarzeit (von der Größenordnung 10^{-23} sec) handeln.

Eine letzte Ergänzung liefert die Biologie. Sie stellt fest, daß die positive Zeitrichtung durch das Hervortreten immer differenzierterer Lebensordnungen im Pflanzen- und Tierreich gekennzeichnet ist. —

Wir verknüpfen den grundlegenden Teil dieser Antworten mit den Ergebnissen von Nr. 4.4.: Die Zeit der klassischen Physik gestattet nach ihrer Anordnungs- und Maßstruktur ihre Messung durch die reellen Zahlen. Die reellen Zahlen verwirklichen die „zentrale“ abstrakte Struktur auf der Grundlage der abstrakten gerichteten Beziehung. Also:

Die Zeit verwirklicht, soweit dies ohne Verwirklichung des Aktual-Unendlichen möglich ist, die „zentrale“ Struktur auf der Grundlage der gerichteten Beziehung $O \rightarrow O$. —

Bereits Platon hat diesen Sachverhalt geahnt. Er schreibt (Timäus, 37C—37E):

„Als der Vater, welcher das All erzeugt hatte, es ansah, wie es bewegt und belebt und ein Bild der ewigen Götter geworden war, da empfand er Wohlgefallen daran, und in dieser seiner Freude beschloß er, es noch mehr seinem Urbild ähnlich zu machen. Da nun dieses Urbild ein unvergängliches Seiendes ist, so unternahm er es, auch das All nach Möglichkeit zu einem solchen zu machen.

Nun war aber die Natur des höchsten Lebendigen eine ewige, und diese auf das Entstandene vollständig zu übertragen, war nicht möglich. Aber ein bewegtes Abbild der Ewigkeit beschloß er zu machen. So bildete er, um zugleich dadurch dem Weltgebäude seine innere Einrichtung zu geben, von der in der Einheit beharrenden Ewigkeit ein nach der Vielheit der Zahl fortschreitendes ewiges Abbild, nämlich das, was wir Zeit genannt haben.

Nr. 5,2. Die psychische Zeit

„Betrachte die Herde, die an die vorüberweidet: sie weiß nicht, was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks, und deshalb weder schwermütig noch überdrüssig . . . Der Mensch fragt wohl einmal das Tier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Tier will auch antworten und sagen, das kommt daher, daß ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte, — da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg . . .“

Es wunderte sich aber auch über sich selbst, das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen: mag er noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit. Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblicks. — Fortwährend löst sich ein Blatt aus der Rolle der Zeit, fällt heraus, flattert fort — und flattert plötzlich wieder zurück, dem Menschen in den Schoß. Dann sagt der Mensch „ich erinnere mich“ und beneidet das Tier, welches sofort vergißt und jeden Augenblick wirklich sterben, in Nacht und Nebel zurücksinken und auf immer verlöschen sieht. . . .

Deshalb ergreift es ihn, als ob er eines verlorenen Paradieses gedächte, die weidende Herde oder, in vertrauterer Nähe, das Kind zu sehen, das noch nichts Vergangenes zu verleugnen hat und zwischen den Zäunen der Vergangenheit und Zukunft in überseliger Blindheit spielt“). —

Karl Jaspers berichtet über einen „ersten reinen Fall“ eines Menschen mit völlig isoliertem Verlust der Merkfähigkeit:

Dieser Verlust war durch eine Gasvergiftung entstanden. Der Gedächtnisbesitz vor dem Datum der Vergiftung war erhalten. Aber es konnte nichts hinzukommen. Nach zwei Sekunden war jeder Eindruck verschwunden. Eine längere Frage war vergessen, wenn der Fragende das Ende des Satzes erreicht hatte. Nur kurze Fragen wurden daher beantwortet. Wenn dem Patienten etwas aufgetragen wurde, mußte es ihm in jeder Sekunde neu kundgemacht werden. Die spontanen Handlungen hatten einen abrupten Beginn.

Beim Blick auf die Winterlandschaft sagte der Kranke, es sei Winter. Wenn man ihm die Augen verdeckte, sagte er gleich darauf, es sei Sommer, weil es so warm sei. Im nächsten Augenblick, mit dem Blick auf den Ofen, war es wieder Winter. Jede Situation wurde ganz isoliert erfaßt ohne Hineinwirken von Vergangenen und Zukünftigen. Der Patient, sagt Jaspers, „lebt ganz in der Gegenwart, aber nicht in der Zeit“. Der Patient habe jedoch alles tiefer gefühlt als früher und daher einen ausgesprochen sympathischen Eindruck gemacht. Er bemerkte seine Gedächtnisstörung nicht. Und wenn er sie bemerkt hätte, hätte er sie gleich wieder vergessen.

Wir können das Gedächtnis dieses Mannes mit einer plötzlich steinhart gewordenen Wachsplatte vergleichen, auf der die alten Eindrücke stehen geblieben sind, neue Aufzeichnungen aber nicht mehr geschehen können. — Dieser Mensch kann die Bewegung der Zeit nicht mehr erkennen. Nur wenn die jeweils in die Vergangenheit versunkenen Erlebnisse in der Erinnerung weiterleben, kann ein Bewußtsein davon entstehen, daß die Zeit mit ihrer aktuellen Gegenwartsstelle unaufhaltsam weiterrückt“). —

Wie von der Vergangenheit, so wird die Gegenwart auch von der Zukunft beherrscht. — „Es reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen; nach einem glücklichen, goldenen Ziel sieht man sie rennen und jagen. Die Welt wird alt und wird wieder jung, doch der Mensch hofft immer Verbesserung“). — „Daß die Wogen sich senken und heben, das eben ist des Meeres Leben, und daß es hofft von Tag zu Tag, das ist des Herzens Wellenschlag“). —

„Dies Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht ein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden, überhaupt nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber; es ist noch nicht getan und geschehn, es ist aber im Schwang; es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg“). —

Über das Zeitbewußtsein von Geisteskranken berichtet Franz Fischer⁴³⁾. — Phantastische Fiktionen über die Zeit finden sich in den Schriften des englischen Schriftstellers G. G. Wells (geb. 1866) und in einem Band der Reihe „Rauchs Weltraumbücher“⁴⁴⁾. —

Die obigen Feststellungen und Gedanken regen uns zu einer Definition des Begriffes „Ewigkeit“ an: Wir denken uns einen Menschen, der alle seine Erlebnisse aus Vergangenheit und Zukunft kennt und stets in seiner Erinnerung und Vorschau gegenwärtig hat. Wir denken uns weiter, dieser Mensch erlebe seine Erinnerungen und Voraussichten so lebendig und mit solchem Wirklichkeitscharakter, daß er sie nicht von seinen gegenwärtigen Erlebnissen unterscheiden kann. Wir denken uns weiter, dieser Zustand nehme kein Ende. — Für einen solchen Menschen gäbe es keinen wandernden Gegenwartspunkt, keine fliehende Vergangenheit und keine herannahende Zukunft, er lebte „in der Ewigkeit“. — Wir verstehen also unter „Ewigkeit“ eine in gewissem Sinne „verräumlichte“ Zeit.

„Niemand ist die Zeit in ihrer ganzen Ausdehnung gegenwärtig; immer wird das Vergangene gejagt von dem Kommenden, immer folgt das Kommende aus dem Vergangenen; im Ewigen aber geht nichts vorüber, alles ist da Gegenwart“). — „Deine Jahre gehen nicht und kommen

43) Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. — 44) K. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie, 4. Auflage, Berlin-Heidelberg 1946, S. 148 f. — Zitiert nach H. Conrad Martius, Die Zeit, München 1954. — 45) Friedrich Schiller, Gedichte: Hoffnung. —

46) Friedrich Rückert, Gedichte: Das Meer der Hoffnung. — 47) Luthers deutsche Schriften, Neue Erlanger Ausgabe, 2. Auflage (67 Bände, 1861 ff.), Band 24, S. 75. — 48) F. Fischer, Zeitstruktur und Schizophrenie, Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 121. Bd., 3. und 4. Heft, Berlin 1929 (Nach H. Conrad Martius). — 49) Rauchs Weltraumbücher: Überwindung von Raum und Zeit (Phantastische Geschichten aus der Welt von morgen), 1952 (Nach H. Conrad Martius). — 50) Augustinus, Bekenntnisse 11, 11, 13. — 51) Augustinus, Bekenntnisse 11, 13, 16. — 52) Wülffer. — 53) B. Bavink, Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften, 9. Auflage, Zürich 1949, S. 725.

nicht. Unsere Jahre aber gehen und kommen. Deine Jahre stehen, wie sie stehen, immer gleich und immer ewig, und sie gehen nicht, und weil sie nie vorübergehen, werden sie von denen, die da kommen, nie verdrängt⁵¹⁾).

„O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang bist du, o Ewigkeit! Gleichwie an einer Kugel rund kein Anfang und kein End ist kund, so auch, o Ewigkeit, an dir blickt weder Ein- noch Ausgang für . . . Du bist ein Ring, unendlich weit, dein Mittelpunkt heißt „Allezeit“, dein runder Umkreis „Niemals“ heißt, dieweil er in kein Ende weist. Betracht, o Mensch, die Ewigkeit⁵²⁾!“ —

„Wo der Forscher und der Philosoph schweigen müssen, können der Künstler, der Dichter und der Prophet noch reden, und am größten und reinsten erklingen ihre Offenbarungen — hier sind es wirklich solche — dort, wo alle drei zusammenkommen, wo dem Propheten die dichterische Gabe zu Hilfe kommt und beider Worte dann durch die Sprache der Töne auf einen nicht mehr überbietbaren Ausdruck gebracht werden. — Wer davon etwas erleben will, der lese keine philosophischen Bücher, sondern er gehe in eine gute Darbietung von Beethovens Neunter, Haydns Schöpfung, Brahms' Requiem, und vor allem Bachs oder Beethovens großer Messe (h-Moll bzw. Missa solemnis) . . .

— wenn zuletzt das Credo bei Beethoven in der überhaupt nicht mit Worten beschreibbaren großen Fuge „Et vitam venturi saeculi“ ausklingt, dann ahnst du von ferne, warum Gott nicht Gott allein blieb, sondern eine Welt mit Materie, Leben, Seele und Geist, mit Freude, Leben und Liebe, aber auch mit Leid Tod und Sünde erschuf und wo die Auflösung ihrer Widersprüche zu finden ist⁵³⁾.“

(Fortsetzung folgt)

MITARBEITER

1. Dr. Hans=Walter Herrmann
München 19, Hohenlohestraße 67
2. Dr. Joachim Kopper
Saarbrücken, Planckstraße 7
3. Dr. Siegfried Melchinger
Stuttgart, Sandbergerstraße 27
4. Gustav Regler
Merzig, Merchinger Straße 56
5. Dr. Martin Klewitz
Saarbrücken, Staatl. Konservatoramt, Ludwigsplatz
6. Alfons Kolling
Saarbrücken, Staatl. Konservatoramt, Ludwigsplatz
7. Dr. Anton Jakob
Mondorf=Saar
8. G. Braun von Stumm
Brebach=Saar, Stummstraße 1
9. Walter Schmeer, Oberstudienrat
Schafbrücke, Kaiserstraße 38
10. Reinhard Lehnert
Studienrat am Städt. Mädchenrealgymnasium Saarbrücken
Dillingen=Saar, Nordallee 12

Fotos: Abb. 1–12: A. Kolling, Staatl. Konservatoramt Saarbrücken.

Bilder zum Aufsatz R. Lehnert: Bild 1–44: R. Lehnert, Dillingen=Saar, Nordallee 12 / Bild 45:

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart / Bild 46: M. DuMont Schauberg Verlag, Köln.

Das in Heft Nr. 8 veröffentlichte Azur=Luftbild stammt von: Marcel Klippel.

REDAKTIONSAUSSCHUSS

1. Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat
Kulturdezernat der Stadt Saarbrücken
2. Peter Zenner, Direktor der Kath. Pädag. Hochschule und Stadtschulrat a. D.
Saarbrücken, Hindenburgstraße 63
3. Prof. D. Adolf Blind, ord. Professor an der Rechts- und
Wissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt
4. Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
5. Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3
6. Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Stadtoberbaudirektor
Saarbrücken, Rotenbühlerweg 49
7. Willi Reinkober, Oberverwaltungsrat
Saarbrücken, Obersteiner Straße 24
8. Kurt Hoppstädter, Eisenbahnamtman
Neufechingen, Peter-Paul-Straße 19
9. Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11
10. Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen
Saarbrücken, Geißlerstraße 17
11. Prof. Dr. Eugen Meyer, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 5
12. Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, ord. Prof. an der Phil. Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Kohlweg 18
13. Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Hochschule für Musik
Saarbrücken, Guerickestraße 68
14. Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth
ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 7
15. Karl Schwingel, Rektor
Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36
16. Dr. Günther Stark, Intendant des Stadttheaters Saarbrücken
Saarbrücken, Scheidter Straße 147

